

Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

HEFT 2.2021
JAHRGANG 16

Transnationale Karpaten (II)

Herausgegeben von Florian Kühner-Wielach
unter Mitwirkung von Enikő Dác, Angela Ilić und Tobias Weger
im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Redaktion: Georg Aescht (Literatur), Enikő Dác (Ressortleitung Literatur),
Ralf Grabuschnig, Klaus Hübner, Angela Ilić (Ressortleitung Kultur),
Florian Kühner-Wielach, Doris Roth (Rezensionen), Joachim Schneider,
Tobias Weger (verantwortlicher Redakteur, Ressortleitung Wissenschaft)

Wissenschaftlicher Beirat: Dr. Lilia Antipow, Dr. habil. Mathias Beer, Prof. Dr. Andrei
Corbea-Hoişie, Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Dr. Oxana Matiychuk, PD Dr.
Aurelia Merlan, Prof. Dr. Maren Röger, Dr. Harald Roth, Prof. Dr. Irena Samide

Schwerpunktthema »Transnationale Karpaten«
mitherausgegeben von Raluca Cernahoschi



**Institut für deutsche Kultur
und Geschichte Südosteuropas**
an der LMU München

VERLAG
FRIEDRICH PUSTET

Die Zeitschrift *Spiegelungen* setzt die
Südostdeutschen Vierteljahresblätter (1952 – 2005) fort.

Gefördert von:  Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Abbildung vordere Umschlagseite: KARPATY OFFER, Wandbild der Kunstaktion „Street Art“ an der ul. Batorego 44 in Neu-Sandez (pl. Nowy Sącz), entstanden 2010 im Rahmen des II Międzynarodowy Festiwal Multimedialny (2. Internationales Multimedia-Festival). Die beiden Dargestellten sind der aus einer Lemken-Familie stammende naive Künstler Nikifor Krynicki (eigentlich: Epifaniusz Drowniak) und der Volksschauspieler Wojtuś z Rytra. © Tobias Weger/IKGS

Die wissenschaftlichen Beiträge von Corinne Geering, Raluca Cernahoschi, Jonathan Parker, Irene Sywenky und Florian Gassner wurden im Rahmen eines doppelblinden Peer-Review-Verfahrens nach internationalen Standards begutachtet.

IMPRESSUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Die namentlich gezeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder.

Redaktion »Spiegelungen«

Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas

an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Halskestraße 15, D-81379 München

Telefon: +49 (0) 89 780609-0, Fax: +49 (0) 89 780609-22

Zusendungen an die Redaktion werden erbeten an: redaktion@ikgs.de

Redaktionshinweise auf www.ikgs.de

Für unverlangt eingegangene Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

ISSN 1862-4995

ISBN 978-3-7917-3235-0

Diese Publikation ist auch als E-Book erhältlich

eISBN 978-3-7917-7332-2 (pdf)

Bestellung, Vertrieb und Abonnentenverwaltung:

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg

Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330

verlag@pustet.de

www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelheftes: € 17,- zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Book (pdf) € 12,99

Jahresbezug: € 28,- zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Journal (pdf) € 21,-

Bankverbindung: Verlag Friedrich Pustet, Sparkasse Regensburg,

IBAN DE37 7505 0000 0000 0002 08, BIC BYLADEM11RBG

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres.

Umschlaggestaltung & Layout: www.martinveicht.de

Satz: Vollinhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2021

INHALT

Editorial	7
------------------	-------	---

WISSENSCHAFT

Transnationale Karpaten (II)

RALUCA CERNAHOSCHI, ENIKŐ DÁCZ:	Einleitung	9
CORINNE GEERING:	»... wie die Hütten der Eingeborenen eines weltfernen Volkes«. Koloniale Diskurse in Reiseberichten aus den Karpaten im späten 19. Jahrhundert	11
RALUCA CERNAHOSCHI:	The Southern Carpathians as Interethnic Meeting Space in Interwar Romanian Prose	23
JONATHAN PARKER:	»You Mean the Goyim Are Our Equals?« Postcolonial Readings of Ivan Olbracht's Writings on Subcarpathian Ruthenia, 1931–1937	39
IRENE SYWENKY:	Cartographic Imaginaries: Re-Visioning Carpathian Landscapes in Post-1989 Polish and Ukrainian Literary Non-Fiction	57

Quelle

TOBIAS WEGER:	Die Karpaten in der Fotografie. Einblicke in das Bildarchiv des IKGS	71
---------------	---	----

Literaturwissenschaft

FLORIAN GASSNER:	Garten Eden und Babylonisches Exil in Eginald Schlattners <i>Das Klavier im Nebel</i>	87
------------------	--	----

Projektwerkstatt

MÓNIKA DÁNÉL:	Wanderberge – politische Grenzen, mediale Transformationen, symbolische Vereinnahmungen. Szabolcs KissPál: Verliebte Geografie (2012–2016)	99
---------------	--	----

Rezensionen 111

Karin Almay: Kanon und nationale Konsolidierung. Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918) (*Tanja Žigon*) / Delia Cotârlea: »orte / wo niemand grenzen ziehn kann«. Eine kulturwissenschaftliche Rumänienreise (*Réka Jakabházi*) / Alice Frontzek (Hg.): Liebste Janni! Briefe von Hans S. aus dem Krieg 1940–1945 (*John Zimmermann*) / Detlef Haberland, Magdolna Orosz (Hgg.): Region(en) von Mitteleuropa. Historische, kulturelle, sprachliche und literarische Vermittlungen (*Noémi Hegyi*) / Erika Hammer: Monströse Ordnungen und die Poetik der Liminalität. Terézia Moras Romantrilogie »Der einzige Mann auf dem Kontinent«, »Das Ungeheuer« und »Auf dem Seil« (*Svetlana Arnaudova*) / Mariana Hausleitner: Selbstbehauptung gegen staatliche Zwangsmaßnahmen. Juden und Deutsche in Rumänien seit 1830 (*Andrei Corbea-Hoisie*) / Wilfried Heller: Rumänien. Bilder aus einer verlorenen Zeit. Eine fotografische Landeskunde Rumäniens vor und nach der Wende (*Tobias Weger*) / Hanna Zehschnetzer: Dimensionen der Heimat bei Herta Müller (*Georg Aeschl*)

Berichte 138

»Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft im südöstlichen Europa«. Eindrücke aus der vierteiligen Video-Konferenzreihe (*Lazaros Miliopoulos*)

LITERATUR

<i>José F. A. Oliver</i> : Seelenschnee. Paul Celan oder M: eine Lesebiografie »Schnee«	143
<i>Evelina Jecker Lambreva</i> : Mama, wann kommst du. Fragmente aus einer Briefnovelle	152
<i>Marko Dinić</i> : Zwei Antworten auf Pedro Rosa Mendes' Erinnerungen an Wolf Böwig	157
<i>Josef Balazs</i> : Alternative kleinteufliche Miscellen	159
<i>Tomáš Janovic</i> : Auswahl aus frühen Anekdoten	163
<i>Kristiane Kondrat</i> : Gedichte	171
<i>Sigrid Katharina Eismann</i> : Gedichte	179
<i>Edith Ottschofski</i> : Gedichte	184
Rolf-Bossert-Gedächtnispreis 2021	187

FEUILLETON

Aspekte

RENATA SAKOHOESS: Ein König aus Neapel für Visegrád. Europäische Verflechtungen des Mittelalters	201
--	-----

Interviews

SZABOLCS KISSPÁL
IM GESPRÄCH MIT
MÓNIKA DÁNÉL:

Der Berg, sein Fehlen und seine Ersetzung –
Fiktion und Gegenfiktion im Illiberalismus 205

Reflexionen

ZORAN JANJETOVIĆ:

Jugoslawiendeutsche in den post-jugoslawischen
Historiografien und der Öffentlichkeit 215

Berichte

TOBIAS WEGER:

Goralen, Huzulen und die Erfindung »polnischer
Nationalstile«. Marginalien zu einer Ausstellung
im Krakauer Nationalmuseum 218

Personalia

MARIA SASS:

Anerkannter Universitätsprofessor, namhafter
Literaturwissenschaftler und Übersetzer.
In memoriam Prof. Dr. Horst Schuller 222

GEORG AESCHT:

Mit leidvoll sonnigem Gemüt. Peter Motzan
ist 75 geworden 225

RUDOLF GRÄF:

Zum siebzigsten Geburtstag von Werner Kremm.
Eine Würdigung 227

ERNEST WICHNER:

Weiter so – William Totok zum siebzigsten
Geburtstag 229

Besprechungen

..... 233
Axel Dornemann (Hg.): Heimwehland. Flucht – Vertreibung – Erinnerung.
Ein literarisches Lesebuch (*Georg Aesch*) / Sigrid Katharina Eismann:
Das Paprikaraumschiff (*Eszter Stricker*) / Dana Grigorcea: Die nicht sterben
(*Jan Cornelius*) / Franz Heinz: Endzeit (*Wolfgang Schlott*) / Kapka Kassabova:
Am See. Reise zu meinen Vorfahren in Krieg und Frieden (*Klaus Hübner*) /
István Kemény: Ich übergebe das Zeitalter. Gedichte (*Jonis Hartmann*)

FORUM

Aus dem IKGS

..... 246

Publikationen der
IKGS-Mitarbeiter

..... 252

Neuerscheinungen
des IKGS

..... 253

Editorial

Die Ausgabe 2.21 der *Spiegelungen* erscheint, kurz nachdem das IKGS im Herbst 2021 an sein 20-jähriges Bestehen und die 70 Jahre zurückliegende Gründung seiner Vorgängereinrichtung, des Südostdeutschen Kulturwerks (SOKW), erinnert hat. Der Jahrestag des IKGS wäre ein Grund zum Feiern gewesen, der des SOKW hätte sich für eine wissenschaftlich-kritische Auseinandersetzung mit der Institutsgeschichte im Rahmen eines Symposiums oder einer Tagung angeboten. Auf Letzteres müssen wir nicht verzichten, denn die Projektseite zur Gründung des SOKW (sokw.ikgs.de) lädt ausdrücklich zur Mitarbeit und zum Austausch ein, wenn auch in einer den hinlänglich bekannten Zeitumständen geschuldeten Form.

Für uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des IKGS bedeutet die aktuelle Covid-19-Situation – neben dem Leben mit den häufig modifizierten Regelwerken –, dass unsere Forschungsregionen derzeit nicht oder nur erschwert erreichbar sind. Bereits seit langer Zeit geplante Tagungen oder Vorträge werden neu terminiert, ins Internet verlagert oder zum Teil schließlich ganz abgesagt. Wir verspüren alle eine große Sehnsucht nach direkten Begegnungen mit Menschen und Landschaften!

Die Funktion einer Sehnsuchtslandschaft erfüllt für viele Menschen der Gebirgszug der Karpaten. Der zweite Teil des von Raluca Cernahoschi und Enikő DácZ betreuten Themenschwerpunkts „Transnationale Karpaten“ kann mit literaturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Zugängen Lust und Vorfreude darauf machen, die topografisch und kulturell so vielfältigen Karpaten in post-pandemischen Zeiten erneut real zu ergründen und auch bis dahin wissenschaftlich weniger beleuchtete Aspekte zu entdecken.

Hatte das Cover des ersten Karpaten-Hefts die historische Aufnahme einer Wandergesellschaft aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gezeigt, führt uns das aktuelle Titelbild in die Gegenwart der westgalizischen Stadt Nowy Sącz (dt. Neu Sandez, ung. Újszandec). Es zeigt ein großformatiges, mehrteiliges Wandbild, das vor elf Jahren anlässlich eines regionalen Kulturfests realisiert wurde und das die Karpaten-Narrative bildlich reflektiert.

Auch im Literaturteil dieses *Spiegelungen*-Heftes gilt es wieder, viel Neues zu entdecken. José F. A. Oliver, der seinen Text im Rahmen der Anabasis Online Residency (siehe dazu im Einzelnen den Veranstaltungshinweis in der Rubrik „Aus dem IKGS“ beziehungsweise die Projektseite anabasis.space/story.html) verfasst hat, reflektiert seine persönliche Auseinandersetzung mit Paul Celan, dessen 100. Geburtstag und 50. Todestag im vorigen Jahr international begangen wurde. Einem anderen

Jahrestag – dem 300. Geburtsjubiläum des siebenbürgischen Gouverneurs Samuel von Brukenthal – widmet sich, etwas verschmitzt und unkonventionell, Josef Balazs. Von Evelina Jecker Lambreva und Marko Dinić stammen Prosatexte, während Tomáš Janovic, Kristiane Kondrat, Sigrid Katharina Eismann und Edith Ottshofski für die *Spiegelungen* Lyrisches verfasst haben. Den Literaturteil runden dieses Mal die Laudatio Hellmut Seilers bei der Verleihung des Rolf-Bossert-Gedächtnispreises 2021, die Dankesrede der Preisträgerin Britta Lübbers und eine Auswahl ihrer Gedichte ab. Eines von ihnen trägt den rumänischen Titel *Carpați*, der sich allerdings nur indirekt auf das gleichnamige Gebirgsmassiv bezieht, sondern in erster Linie auf die nach diesem bezeichnete Zigarettenmarke, die für die Autorin persönliche Erinnerungen und ein bestimmtes Lebensgefühl evoziert. Hier werden die Karpaten nicht in ihrer naturräumlichen Dimension angesprochen, sondern ganz aus der Ferne mit Tabakrauch imaginiert.

Im Feuilleton vermittelt unter anderem Zoran Janjetović Einblicke in Grundtendenzen der post-jugoslawischen Historiografien zu den Jugoslawiendeutschen. Maria Sass erinnert an den im Sommer 2021 verstorbenen siebenbürgischen Literaturwissenschaftler Horst Schuller, während sich drei Gratulanten der Würdigung von Persönlichkeiten aus dem Bereich der deutschen Wissenschaft und Literatur aus dem südöstlichen Europa annehmen. So ehrt unser Redaktionskollege Georg Aesch den Literaturwissenschaftler und langjährigen IKGS-Mitarbeiter Peter Motzan aus Anlass seines Fünfundsiebzigsten. Den guten Wünschen an die Adresse des Jubilars schließen wir uns von Herzen an. Außerdem sind in diesem Jahr zwei Angehörige der Aktionsgruppe Banat siebzig Jahre alt geworden – für Rudolf Gräf Anlass, Werner Kremm zu würdigen, während Ernest Wichner einen Glückwunsch für William Totok ausspricht. Und natürlich gibt es wieder Gelegenheit, sich durch Rezensionen und Besprechungen auf die Lektüre wichtiger wissenschaftlicher und literarischer Neuerscheinungen einstimmen zu lassen. Die Sparte „Aus dem IKGS“ bietet unseren Leserinnen und Lesern einen kleinen Überblick über die Aktivitäten unseres Instituts.

Wir wünschen Ihnen eine gute Lektüre und zugleich lehrreiche wie unterhaltsame Augenblicke mit dieser Ausgabe!

Ihre
Spiegelungen-Redaktion

Transnationale Karpaten (II)

Unser Heft 1.21 widmete sich der interdisziplinären *Erschließung der Karpaten*¹, die in der vorliegenden Ausgabe fortgesetzt wird. Ziel der Herausgeberinnen, als sie den zweisprachigen Call for Papers starteten, war es, die Vielfalt der Karpaten-Narrative sowie der wissenschaftlichen Zugänge zu zeigen. In diesem Sinn wurde bei der Auswahl der zahlreich eingegangenen Vorschläge, aufgrund derer statt des ursprünglich geplanten Einzelheftes zwei entstanden, darauf geachtet, dass einerseits aktuelle Debatten, andererseits neue Forschungsfelder in den Fokus rücken.

Wie das vorangehende Heft befragt auch das vorliegende, auf den Raumdiskursen nach dem Spatial Turn aufbauend, die Karpaten-Narrative nach ihrer Funktion in ethnischen, nationalen und imperialen Identifikationsprozessen, diesmal im späten 19. Jahrhundert beginnend.

Corinne Geering (Leipzig) lenkt die Aufmerksamkeit auf die Begegnungen der Karpaten-Reisenden mit den Bewohnern und Bewohnerinnen der Region, die in historischen Untersuchungen über ihre Rolle als Tourismus- und Skipioniere hinaus wenig Beachtung fanden. Ihre Analyse erfolgt vor dem Hintergrund zeitgenössischer deutschsprachiger kolonialer und orientalistischer Diskurse und weist auf Gemeinsamkeiten mit Beschreibungen außereuropäischer Expeditionen hin.

Raluca Cernahoschi (Maine) knüpft thematisch teilweise an James Koranyis Artikel aus dem Heft 1.21 an, indem sie die Betrachtung der Karpaten-Diskurse in der rumänischen Prosa der Zwischenkriegszeit mit der bereits von Koranyi erwähnten Bucura Dumbravă beginnt. Am Beispiel von Dumbravă, Emanoil Bucuța und Mihail Sebastian wird ein alternativer Karpaten-Diskurs zum gängigen nationalen Narrativ der Berge als Geburtsort der rumänischen Seele analysiert.

Jonathan Parkers (Texas) Untersuchung literarischer, journalistischer und filmischer Texte von Ivan Olbracht lenkt den Blick auf die Karpato-Ukraine als koloniales Konstrukt in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit. Daran anknüpfend gilt auch Irene Sywenkys (Alberta) Interesse nicht-fiktionalen Texten: Sie untersucht repräsentative polnische und ukrainische Werke, die zum symbolischen geopolitischen Neudenken des postsozialistischen Raumes in Zentraleuropa beigetragen haben. Ihr Beitrag fragt nach den kartografischen Imaginationen bei Andrzej Stasiuk, Iurii Andrukhovych und Taras Prohas'ko.

Den Themenschwerpunkt ergänzt diesmal die Rubrik »Quelle« mit einem Blick ins Archiv des IKGS. Tobias Weger (München) stellt nach Überlegungen zur

1 Harald Heppner (Hg.): Die Erschließung der Karpaten. Danubiana Carpathica. 8 (55) 2014. München 2015.

fotografischen Ikonografie der Karpaten ausgewählte Schätze aus den Beständen des IKGS vor, um auf die Sammlung aufmerksam und neugierig zu machen.

Karpaten-Landschaften bleiben auch in den weiteren Rubriken zumindest punktuell bestimmend: In Florian Gassners Aufsatz (Vancouver) zu Eginald Schlattners Roman *Das Klavier im Nebel* scheinen die Berge im Hintergrund als Referenzpunkt auf. Mónika Dánél (Budapest/Oslo) beleuchtet in ihrem Werkstatt-Beitrag *Wanderberge* aus der Perspektive des konzeptuellen Medienkünstlers Szabolcs KissPál, der die Karpaten als historisches Konstrukt im Kontext der ungarischen Identitätspolitik reflektiert. Auf die aktuell viel besprochene Methode der künstlerischen Fiktionalisierung, die KissPál mit Vorliebe verwendet, wird im Gespräch mit dem Künstler im Feuilleton näher eingegangen.

Der Literaturteil bereichert das Panorama der transnationalen Karpaten mit den lyrischen Perspektiven von Kristiane Kondrat und Britta Lübbbers.

Raluca Cernaboschi und Enikő Dác

»... wie die Hütten der Eingeborenen eines weltfernen Volkes«

Koloniale Diskurse in Reiseberichten aus den Karpaten
im späten 19. Jahrhundert

Von Corinne Geering, Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO), Leipzig

Der britische Alpinist Leslie Stephen eröffnete seinen Reisebericht *The Playground of Europe* (1871) mit einer Szene, die bei ihm Verwunderung auslöste: Stephen befand sich gemeinsam mit seinem Bergführer in einer nicht näher benannten Stadt in der Schweiz und betrachtete einen Zug, der inmitten einer großen Rauchwolke die schmutzige Umgebung verließ. Der Bergsteiger und Präsident des britischen Alpine Club interpretierte den nachdenklichen Blick seines Begleiters aus der Region als Sehnsucht nach den Bergen und schwelgte in Erinnerungen an die schöne Berglandschaft. Darauf angesprochen, entgegnete sein Begleiter jedoch zu Stephens Überraschung, dass er den Anblick des Zuges der Aussicht von der Spitze des Mont Blanc vorzog. Konfrontiert mit der unterschiedlichen Wahrnehmung der Berglandschaft, kam der Reisende aus London nicht umhin, sich zu fragen, ob sein Bergführer oder er in seiner Einschätzung der Narr in dieser Szene sei.¹ Diese Begegnung am Anfang eines Klassikers der alpinistischen Reiseliteratur zeigt eindrücklich das Spannungsfeld im Umgang mit Berglandschaften in Europa in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als diese immer mehr Menschen zu Wanderungen, Kuraufenthalten und zum Bergsteigen anzogen.

Die zerklüfteten und dünn besiedelten europäischen Berglandschaften waren aufgrund ungangbarer Wege schwer zu durchdringen und bargen eine Reihe von Gefahren. Schlechtes Wetter, Kälte und fehlende Verpflegung bedeuteten für Gebirgsreisende Entbehrungen und erforderten eine gute Kenntnis der Umgebung. Im 19. Jahrhundert beförderte der Anschluss an neue Eisenbahnstrecken das steigende gesellschaftliche Interesse an Forschungsreisen und der Ausbau von Kurorten auch die touristische Nutzung des Gebirgsraumes, der durch markierte Wanderrouten und Schutzhütten für Reisende erschlossen wurde und sich dadurch nachhaltig veränder-

1 Leslie Stephen: *The Playground of Europe*. London 1904 [1871], S. 1.

te.² Mit zunehmendem Interesse an Bergreisen stieg auch der Bedarf an Informationen zu lokalen Gegebenheiten und Reiserouten, Übernachtungs- und Verpflegungsmöglichkeiten sowie der Verfügbarkeit von Führern und Trägern. Vor diesem Hintergrund avancierten im späten 19. Jahrhundert Berichte über Bergreisen, die von Individualreisenden sowie von neugegründeten regionalen Gebirgs- und Tourismusvereinen herausgegeben wurden, zu einem populären Genre. Im Unterschied zu Publikationen von lokalen und regionalen Vereinen für Ethnografie, Museen oder Geschichte waren touristische Reiseberichte stark von der subjektiven Sicht ihrer Verfasser und Verfasserinnen geprägt. Diese Texte suchten weniger, objektives Wissen zu kulturellen und historischen Regionen zu vermitteln, sondern schilderten im Sinne eines *mental mapping* vielmehr die Reiserouten, die Landschaft und die vielfältigen sozialen Interaktionen unterwegs. Neben den eingangs erwähnten englischsprachigen Reiseberichten entstand ab den 1870er-Jahren mit der Gründung von über zehn deutschsprachigen Alpen- und Karpatenvereinen in verschiedenen Bergregionen ein wachsendes transnationales Netzwerk zwischen der Schweiz, Deutschland und Österreich-Ungarn, in dem deutschsprachige Reiseberichte zirkulierten. Solche Reiseberichte sowie Publikationen der Ungarischen und Siebenbürgischen Karpatenvereine, die in den 1880er- und 1890er-Jahren erschienen, bilden die Grundlage für diesen Beitrag.

Die Geschichte des Tourismus in den Karpaten war Gegenstand mehrerer Forschungsarbeiten, die den Fokus auf Gebirgsvereine, Unternehmen und staatliche Infrastrukturprojekte richteten.³ Weitere Forschungsarbeiten beschäftigten sich mit ethnonationaler Zugehörigkeit und den damit verbundenen Konflikten sowie den imperialen Machtstrukturen und Prozessen innerer Kolonisierung.⁴ Während vornehmlich wirtschaftshistorische Arbeiten die ungleiche Entwicklung in Österreich-Ungarn und die dadurch hervorgebrachte periphere Position der Bergregionen aufzeigten,⁵ erhielten die Bewohner und Bewohnerinnen jedoch über ihre Rolle als Tourismus- und Skipioniere hinaus nur wenig Aufmerksamkeit in der historischen Forschung. Dieser Artikel rückt die in den Berichten geschilderten Begegnungen der Reisenden aus den nahegelegenen Städten und dem Ausland mit der Bergbevölkerung in den Karpaten ins Zentrum der Analyse. Im Gegensatz zu den Gästen von gut erschlossenen Kurorten verstanden sich viele der hier erwähnten Bergreisenden als Erkunder von Landschaften fernab der Zivilisation.⁶ Mit Blick auf die sozioökonomi-

2 Corinne Geering: Zufluchtsorte in den Bergen: Die Bautätigkeit von Gebirgsvereinen und die Idealisierung der Karpaten in der Moderne/Miejsca schronienia w górach. Działalność budowlana towarzystw górskich i idealizacja Karpat w czasach nowoczesnych. In: *Góry – Literatura – Kultura* 13 (2019), S. 229–261.

3 Peter Stachel, Martina Thomsen (Hgg.): Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten. Bielefeld 2014; Bianca Hoenig: Geteilte Berge. Eine Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra. Göttingen 2018; Martin Zückert: Staatliche Erschließungspolitik in einer peripheren Gebirgsregion. Die slowakischen Karpaten. In: *Danubiana Carpathica* 55 (2014) H. 8, S. 107–124; Patrice M. Dabrowski, »Discovering« the Galician Borderlands: the Case of the Eastern Carpathians. In: *Slavic Review* 64 (2005) H. 2, S. 380–402.

4 Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik, Stephan Lehnstaedt (Hgg.): Österreich-Ungarns imperiale Herausforderungen: Nationalismen und Rivalitäten im Habsburgerreich um 1900. Göttingen 2020; Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Clemens Ruthner (Hgg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen 2022; Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hgg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck 2003.

5 Klemens Kaps: Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa. Galizien zwischen überregionaler Verflechtung und imperialer Politik (1772–1914). Wien 2015.

6 Zur Abgrenzung der Bergreisenden von Kurortgästen siehe zum Beispiel den Bericht von Eugen Lassel: Eine Wanderung zum Annensee, zum Schwefelberge Búdös und zur Almäscher Höhle. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins* 3 (1883), S. 160–178, hier: S. 174.

sche Differenz zwischen Reisenden und der Bergbevölkerung verortet der folgende Ansatz die Reiseberichte deshalb in zeitgenössischen deutschsprachigen kolonialen und orientalistischen Diskursen.⁷ Dabei orientiert sich dieser Artikel an Forschungsarbeiten zu Reisen außerhalb Europas, die in den letzten Jahren zunehmend den Fokus auf die Begegnung und Interaktion mit lokalen Akteuren und Akteurinnen legten.⁸ Im ersten Teil wird kritisch das Verständnis von Kultur und Natur in den Reiseberichten beleuchtet, bevor im zweiten die damit zusammenhängenden Vorstellungen und Erwartungshaltungen der Reisenden an die Berglandschaft und ihre Bevölkerung in den Fokus rücken. Im letzten Teil werden daran anschließend die normativen Vorstellungen zum Bergraum diskutiert, die ihn zum Gegenstand moderner Unterhaltungskultur machten. Dies ermöglicht eine Geschichte des modernen Gebirgsraums in Europa, die auf globale Prozesse fokussiert, welche die Wahrnehmung der Karpaten der deutschsprachigen Reisenden aus Österreich-Ungarn, Rumänien und dem Deutschen Reich prägten.

ZIVILISIERUNGSDISKURSE UM DIE GEBIRGSKULTUR

Über die Karpaten war Ende des 19. Jahrhunderts im Vergleich zu anderen Gebirgszügen in Europa wenig veröffentlicht worden.⁹ Das Interesse an natürlichen Rohstoffen hatte zwar staatliche Expeditionen zur Erforschung des Gebirges veranlasst, doch machte die fehlende Infrastruktur die Reisevorbereitungen deutlich aufwändiger. Zugverbindungen, Wagen, Gepäckträger, Führer sowie Übernachtungs- und Verpflegungsmöglichkeiten gab es auf höheren Lagen vielerorts nicht, weshalb Reisende nach Verlassen des letzten Dorfes auf sich selbst angewiesen waren, wo sie gemäß dem Reisebericht eines Juweliers aus Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszében) von »jeglicher Cultur« Abschied nahmen.¹⁰ Bereits Ende des 18. Jahrhunderts führten Beschreibungen der Karpaten ihre vergleichsweise zurückhaltende Erforschung nicht nur auf die fehlende Infrastruktur zurück, sondern auch auf »die Wildheit der Bewohner«, die abseits der über die Region hinaus bekannten Bergwerke lebten.¹¹ Ähnlich wie bei der Erschließung des amerikanischen Westens erfüllte der Gebirgszug der Karpaten vielerorts die Funktion einer *frontier* zwischen Zivilisation und Wildnis.¹² Dies wird auch in zeitgenössischen Reiseberichten deutlich, welche das Verweilen in den Karpaten mit dem »amerikanischen Hinterwäld-

7 Zu deutschsprachigen Reiseberichten und Kolonialismus siehe: Alexander Honold, Klaus R. Scherpe (Hgg.): *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Stuttgart 2004; Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox, Susanne Zantop (Hgg.): *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy*. Ann Arbor 1998; zum Orientalismus in der Habsburgermonarchie siehe: Robert Born, Sarah Lemmen (Hgg.): *Orientalismen in Ostmitteleuropa. Diskurse, Akteure und Disziplinen vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*. Bielefeld 2014.

8 Siehe Johanna Fernández Castro: *Kulturübersetzung als interaktive Praxis. Die frühe deutsche Ethnologie im Amazonasgebiet (1884–1914)*. Bielefeld 2020; Sonja Malzner, Anne D. Peiter (Hgg.): *Der Träger. Zu einer »tragenden« Figur der Kolonialgeschichte*. Bielefeld 2018.

9 Siehe Kurt Scharf (Hg.): *Die Karpaten: Balthasar Hacquet und das »vergessene Gebirge« in Europa*. Innsbruck 2004.

10 Ernst Lüdecke: *Ein Ausflug zum Bullea-See*. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins* 4 (1884): S. 96–108, hier: S. 97.

11 Balthasar Hacquet: *Hacquet's neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788 und 1789 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen. Erster Theil*. Nürnberg 1790; siehe auch Johann Ehrenreich von Fichtel: *Mineralogische Bemerkungen von den Karpathen. Erster Theil*. Wien 1792.

12 Patrice M. Dabrowski: *Constructing a Polish Landscape: The Example of the Carpathian Frontier*. In: *Austrian History Yearbook* 39 (2008), S. 45–65, hier: S. 46; Vejas Gabriel Liulevicius: *The German Myth of the East. 1800 to the Present*. Oxford 2009, S. 6f.

lerleben« verglichen. Reisenden, die ein Leben in der wilden Natur führen wollten, empfahl deshalb ein Gymnasialprofessor aus Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) die Karpaten als »ein Fleckchen Erde mitten in Europa«, der diesen Wunsch ohne die Strapazen einer langen Seereise befriedigen könne.¹³ In den Karpaten würden Reisende der Romanfigur Robinson Crusoe gleich in Einsamkeit leben können.¹⁴ In solchen Beschreibungen stand somit weniger die Beschaffenheit verschiedener Regionen im Vordergrund, sondern ihre Funktion bei der Erfüllung von Bedürfnissen der Reisenden aus den in- und ausländischen städtischen Zentren.

Vor dem Hintergrund imperialer Expansionspolitik und des deutschen Kolonialismus wiesen die Reiseberichte zu den Karpaten Gemeinsamkeiten mit den Beschreibungen von Expeditionen außerhalb Europas auf. Durch Abkommen der Monarchen siedelten sich seit dem Mittelalter in verschiedenen Phasen deutsche Kolonisten an, die neben Landwirtschaft und Bergbau auch als Handwerker und Betreiber von Fabriken tätig waren.¹⁵ Der mit solchen Prozessen verbundene imperiale Zivilisierungsdiskurs wurde seit dem 18. Jahrhundert in der deutschsprachigen Reiseliteratur sichtbar. Diese stilisierte die Karpaten als Grenze zum Orient und verglich die ländliche Bevölkerung mit der indigenen Bevölkerung außereuropäischer Kolonialgebiete.¹⁶ Solche Darstellungen zeigen, wie die sozioökonomische Ungleichheit der kulturellen Differenz zwischen Ost und West zugrunde lag, die Larry Wolff in *Inventing Eastern Europe* (1995) beschrieb.¹⁷ Besonders deutlich war der imperiale Zivilisierungsdiskurs in den Texten des in Podolien geborenen und in Czernowitz (ukr. Чернівці, rum. Cernăuți) aufgewachsenen Publizisten Karl Emil Franzos, der in seinen Reiseberichten die Umschreibung Galiziens (pl. Galicja, ukr. Галичина) als »Halb-Asien« prägte.¹⁸ Die Bezeichnung führte er auf ein Gespräch mit einer Reisegefährtin im Zug von Wien nach Czernowitz zurück, die ihn hinter Lemberg (ukr. Львів, pl. Lwów) fragte, ob die asiatische Grenze bereits passiert sei. Zu Franzos' Erstaunen, der zunächst auf den Ural als geografische Grenze zu Asien verwies, erblickte er hinter dem Fenster »ödes, ödes Haideland«, Hüttchen mit modrigem Strohdach und eine Gruppe »halbnackter Kinder«, so dass er in der Folge die Bezeichnung seiner Reisegefährtin übernahm.¹⁹ Halb-Asien sei, so Franzos, gleichzeitig auch Halb-Europa, »ein seltsames Zwielficht«, in dem die *Cultur* der deutschen Universitätsstadt unweit der *Uncultur* des rumänischen Dorfes lag.²⁰ Franzos ordnete sich mit dieser Gegenüberstellung in eine

13 E. Lassel: Wildbad Kéroly im Siebenbürger Széklerlande. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 6 (1886), S. 143–152, hier: S. 143.

14 Ebenda, S. 144.

15 Siehe Charles W. Ingrao, Franz A. J. Szabo (Hgg.): *The Germans and the East*. West Lafayette 2008.

16 Klemens Kaps: Von der Erfindung des Binnenkolonialismus. Reformdiskurse der josefinischen Bürokratie im habsburgischen Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Susan Richter, Michael Roth, Sebastian Meurer (Hgg.): *Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit. Geographische und historische Imaginationen*. Heidelberg 2017, S. 117–130, hier: S. 121; zur Tradition der Reiseliteratur siehe: Anna de Berg: »Nach Galizien«. *Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2010; Róisín Healy (Hg.): *Mobility in the Russian, Central and East European Past*. London/New York 2019.

17 Klemens Kaps: Kulturelle Differenzen des Ökonomischen. Galizische Entwicklungsdiskurse im Spannungsfeld räumlicher Funktionalisierung und sozialer Bruchlinien (1772–1848). In: *Historyka. Studia Metodologiczne* 42 (2012), S. 97–116, hier: S. 98; Larry Wolff: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford 1995.

18 Karl Emil Franzos: *Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien*. Leipzig 1876.

19 Ebenda, S. 93.

20 Ebenda, S. iv.

Reihe deutscher nationalistischer Intellektueller ein, welche die deutsche Sprache als Kulturträgerin der Habsburgermonarchie verstanden.²¹ Für seine an die »deutschen Landsleute« gerichteten Reiseberichte erntete Franzos von Zeitgenossen scharfe Kritik, wie er selbst konstatierte.²²

Mit der Gegenüberstellung von *Cultur* und *Uncultur* gab Franzos ein Gedankenpaar wieder, das auch andere zeitgenössische deutschsprachige Reiseberichte zu den Karpaten kennzeichnete. In Anlehnung an den Begriff der Kultivierung verwies »Cultur« in Bezug auf Bergregionen zunächst auf unbebaute Flächen und fehlende Landnutzung durch Menschen.²³ In Franzos' weiteren Ausführungen wird aber auch die damit verbundene Zivilisierungsidee deutlich, indem der Autor die Kategorien Osten und Westen mit seinem eigenen Bildungsweg verknüpfte. Im Osten aufgewachsen erhielt er seine Bildung im deutschsprachigen Gymnasium in Czernowitz und studierte später an den Universitäten in Wien und Graz.²⁴ Da es sich bei Bergreisen um eine Praktik des Bildungsbürgertums handelte, war Deutsch neben Französisch auch die vorherrschende Sprache für die Touristik in den Karpaten.²⁵ Das Selbstverständnis deutschsprachiger Reisender beschränkte sich in Reiseberichten aber nicht auf ihre Bildung, sondern sie nahmen auch wiederholt Bezug auf die Geschichte der deutschen Kolonisierung der Region seit dem Mittelalter. Ein Bankbeamter aus Klausenburg (rum. Cluj, ung. Kolozsvár) beispielsweise verwies bei seiner Reise in die Komitate Háromszék (rum. Trei-Scaune) und Csik (rum. Ciuc) auf »Erinnerungen an die Völkerwanderung«, welche ihn als »Germanen« ergriffen und ihn zu den Wanderungen motivierten.²⁶ Auch in einem Reiseführer zur Tatra, der mit Unterstützung der Kaschau-Oderberger Eisenbahndirektion herausgegeben wurde, wurden Migration, Kolonisierung sowie Tourismus und allabendliche Spaziergänge gleichermaßen durch eine dem Menschen eigene Wanderlust erklärt. Der Autor Igló Miklós von Szontágh (dt. Nikolaus Szontagh), ein Arzt und Eigentümer einer Heilanstalt in Neuschmecks (sk. Nový Smokovec, ung. Ujtátrafüred), erachtete touristische Reisen in die Berge als Heilmittel für bestimmte auf geistige Arbeiten fokussierte Berufsgruppen wie Beamte und Lehrer, die auch den Großteil der hier untersuchten Reiseberichte verfassten.²⁷ Ähnlich wie der eingangs erwähnte, in eine Rauchwolke gehüllte Zug bei Leslie Stephen betonte ein Lehrer aus Hermannstadt in seinem Reisebericht die Last modernen Lebens, indem er den Anblick einer Berglandschaft als erfreulicher beschrieb »als de[n] zögernde[n] Blick auf jene Berge von Schülerheften, welche noch der Korrektur harren«.²⁸

21 Pieter M. Judson: Changing Meanings of »German« in Habsburg Central Europe. In: Charles W. Ingrao, Franz A. J. Szabo (Hgg.): *The Germans and the East*. West Lafayette 2008, S. 109–128, hier: S. 120.

22 Franzos: *Aus Halb-Asien* (ohne Seite).

23 Siehe Stephen: *The Playground*, S. 14; Rudolf Bergner: *Rumänien: Eine Darstellung des Landes und der Leute*. Breslau 1887, S. 146.

24 Franzos: *Aus Halb-Asien*, S. vi.

25 Siehe Alexander F. Heksch: *Illustrierter Führer durch die Karpathen und oberungarischen Badeorte*. Wien, Pest, Leipzig 1881, S. vii; Carl Kořistka: *Die Hohe Tatra in den Central-Karpaten. Eine geographische Skizze verfasst auf Grundlage einer Bereisung*. Gotha 1864, S. 30.

26 Wilhelm Abraham: *Von Tusnád über den Csomál zum Sanct-Annen-See und dem Büdösberge*. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins* 6 (1886), S. 133–142, hier: S. 133.

27 Nikolaus Szontagh: *Tátraführer. Wegweiser in die Hohe Tatra und in die Bäder der Tátragegend*. Budapest 1904, S. 7f.

28 Gustav Schuller: *Ein Ausflug zur Bullea-Hütte*. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins* 8 (1888), S. 73–86, hier: S. 74.

DIE BERGBEVÖLKERUNG IM DIENST DER REISENDEN

Trotz der populären Beschreibung der Karpaten als naturbelassener Raum und »unbeleckt von allen Cultureinflüssen«²⁹ waren die Touristen bei Weitem nicht die einzigen Menschen, die es in die Berge zog. In den infrastrukturell schwach erschlossenen Höhenlagen der Karpaten trafen Bergreisende auf Hirten, die üblicherweise durch lautes Hundegebell angekündigt wurden, sowie auf Gendarmen, Jäger und zeltende Waldarbeiter, deren aus Holz gefertigte Ware über Kommissionäre in Budapest verkauft wurde.³⁰ Auch einsame Feriendomizile von Beamten, die ihre Pension in der Natur mit der Jagd verbringen wollten, und Geistliche, die verzweifelt eine Lungenkrankheit auf abgelegenen Höhenlagen zu kurieren suchten, gehörten zu den Begegnungen, die in den Reiseberichten beschrieben wurden.³¹ Seit Jahrhunderten hatten sich bereits Bergbau und Industrie in Form von Arbeiterkolonien in der Landschaft angesiedelt, weshalb Glashütten und Fabriken neben Burgruinen und Militärbaracken aus früheren Kriegen beliebte touristische Reiseziele darstellten.³² Von Deutschböhmen unterhaltene Glashütten produzierten Flaschen für den Export von Mineralwasser, und Steinkohlewerke florierten durch ihre Belieferung der ungarischen Staatsbahnen.³³ In den verschiedenen Industriezweigen in den Karpaten arbeiteten Menschen aus den anderen Kronländern des österreichisch-ungarischen Imperiums sowie aus dem Ausland. So schilderten Reisende des Schweizer Alpenclubs, wie sie bei ihren Wanderungen in Siebenbürgen (rum. Transilvania, ung. Erdély) im Verlaufe eines einzigen Tages einem italienischsprachigen Arbeiter eines Steinbruchs begegneten, kurz darauf eine Unterhaltung mit zwei Frauen aus Sachsen und Galizien bei einer Berghütte führten, anschließend auf die internationale Belegschaft einer Papierfabrik trafen und zuletzt bei einem deutschsprachigen Gastwirt einkehrten.³⁴

Dieses historisch gewachsene und durch geopolitische sowie ökonomische Interessen gerahmte soziale Gefüge war »inter-imperial« an der Schnittstelle mehrerer Imperien und der Menschen, die sich in und zwischen ihnen bewegten.³⁵ So waren es die Reisenden gewohnt, in den Bergen auf Menschen zu treffen, die sie zu einem Entgelt oder im Tausch gegen Ware für ihre Dienste anheuern konnten. Ähnlich wie bei ethnologischen Reisen führten Bergreisende Waren wie Zucker, Kaffee und Tabak mit sich, die sie zur Bezahlung der Hirten nutzten, in deren Hütten sie auf mehrtägigen Touren übernachteten. Die Reiseberichte machen auch deutlich, dass Reisende sich bewusst waren, dass die Freundlichkeit der Hirten ihnen gegenüber im Gegensatz zu

29 Wilhelm Copony: Zum Wandern in unseren Bergen. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 2 (1882), S. 67–73, hier: S. 73.

30 Karl Siegmeth: Aus der Hegyalja ins Vihorlátgebirge. In: Jahrbuch des Ungarischen Karpathen-Vereins 13 (1886), S. 45–85, hier: S. 75.

31 A. Tontsch: Von Kronstadt nach Petrosény und ins Hátszegger Thal. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 5 (1885), S. 88–112, hier: S. 106; G. Thirring: Skizzen aus der Pojána-Ruszka. In: Jahrbuch des Ungarischen Karpathen-Vereins 13 (1886), S. 165–207, hier: S. 180f.

32 Siehe Daniela Mysliwicz-Fleiß: Die Fabrik als touristische Attraktion. Entdeckung eines neuen Erlebnisraums im Übergang zur Moderne. Köln 2020.

33 J. Nasits: Von Petrosény nach Hermannstadt. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 8 (1888), S. 48–59, hier: S. 48.

34 C. Täuber: Wanderungen in den Karpathen. In: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 29 (1913–14), S. 108–127, hier: S. 116.

35 Laura Doyle: Inter-Imperiality. Dialectics in a Postcolonial World History. In: *Interventions: International Journal of Postcolonial Studies* 16 (2014) H. 2, S. 159–196, hier: S. 160. Siehe auch Manuela Boatcă, Anca Parvulescu: Creolizing Transylvania. In: *History of the Present* 10 (2020) H. 1, S. 9–27.

ihrem schroffen Umgang untereinander stand.³⁶ Gleichzeitig zeigten sie sich überrascht, wenn niemand Interesse am Angebot einer kurzfristigen Erwerbsmöglichkeit bekundete.³⁷ Die Inanspruchnahme der Rolle von Auftraggebern und Gästen in der wilden Natur ohne Berücksichtigung der lokalen gesellschaftlichen Beziehungen wurde besonders deutlich, wenn Reisende auf Menschen trafen, die eine hohe Position in den lokalen Hierarchien einnahmen. Als beispielsweise eine Reisegruppe des Siebenbürgischen Karpatenvereins 1889 hoch zu Ross dem Eigentümer der lokalen Viehherden begegneten, ritten diese ohne Reaktion aneinander vorbei, während die sie begleitenden Hirten und Bergführer die jeweils andere Gruppe grüßten. Die Bergreisenden zeigten sich über das Verhalten des Herdeneigentümers irritiert, obwohl sie den Gruß gleichermaßen unterließen.³⁸

Indem die Reisenden bei ihrem Aufenthalt in der Natur nicht auf den Komfort städtischen Lebens verzichten wollten, brachten sie neue Güter und Konsumgewohnheiten in entlegene Bergregionen und trugen dadurch zur Veränderung der lokalen Praktiken bei. So führten sie auf den mit Gepäck beladenen Wagen in Käfigen gehaltene Hühner mit, um sie in den Restaurants der Kurorte zu verspeisen. Lokale Bewohner und Bewohnerinnen wiederum brachten vermehrt Beeren und andere Produkte zum Verkauf in die Kurorte.³⁹ Mit Hotels, Schutzhütten und anderen touristischen Einrichtungen bildete sich somit eine eigene Form der »Gebirgskultur« heraus, die neue Einkommensmöglichkeiten in entlegenen Gegenden schuf.⁴⁰ Der Tourismus trug in den Augen der Mitglieder der regionalen Gebirgsvereine zur Entwicklung der Bergregionen bei, indem die lokale Bevölkerung durch die lukrative Tätigkeit als Fremdenführer unter anderem von der Wilderei abgehalten werden konnte.⁴¹ Die häufig in der Land- und Viehwirtschaft tätigen Bewohner und Bewohnerinnen der Karpaten wurden somit zunehmend für touristische Dienstleistungen in Anspruch genommen. Die Kurorte benötigten Bedienungspersonal für die Anlagen sowie für Boten- und Trägerdienste. Diese Menschen lebten in den Kurorten in ihrer Heimat schließlich als »Gäste der Gäste«, wie es ein Mitglied des Siebenbürgischen Karpatenvereins formulierte.⁴²

Demgegenüber äußerten Reisende ihren Widerwillen, wenn das Verhalten der Bergbevölkerung von ihrer Erwartungshaltung abwich. Wo beispielsweise die entsprechende Infrastruktur fehlte, ließen sich die Wirte entlegener Schenken ihre Dienste zum Missfallen der reisenden »Herren« überteuert vergüten.⁴³ Während der sommerlichen Reisesaison war es zudem deutlich schwieriger, Führer oder Gepäckträger zu finden, da die Bauern ihre Feldarbeit nicht vernachlässigen wollten. Solche Dienste wurden üblicherweise durch Mitglieder der lokalen Intelligenz wie Apotheker,

36 A. Berger: Eine Nachtwanderung über den Negoj zum Bullea-See. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 9 (1889), S. 167–182, hier: S. 172.

37 Friedrich Abraham: Zum Podragu-See. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 5 (1885), S. 77–87, hier: S. 79.

38 Karl Lewitzky: Zwei Hochgebirgs-Ausflüge im Südwesten Siebenbürgens. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 9 (1889), S. 1–25, hier: S. 23.

39 Abraham: Von Tusnád, S. 136.

40 J. Capesius: Gebirgskurorte und Gebirgskultur. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 9 (1889), S. 183–196, hier: S. 183.

41 Siegfried Beck: Volkswirtschaftlicher Nutzen der Touristik und der Gebirgsvereine. In: Jahrbuch des Ungarischen Karpathen-Vereines 15 (1888), S. 114–119, hier: S. 117.

42 Capesius: Gebirgskurorte, S. 190.

43 Georg Keintzel: Eine Wanderung durch die beiden Nordostpässe Siebenbürgens. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 8 (1888), S. 99–107, hier: S. 103.

Beamte oder Fabrikanten vermittelt.⁴⁴ Die Beziehung der Bergführer zu den Reisenden war aufgrund der unterschiedlichen Motivation und Einschätzung von Gefahren von Auseinandersetzungen über Pausen, Nachtlager und Höhenrouten geprägt. Besonders deutlich werden solche Konflikte in Berichten über lange Reiserouten, die zeitlich weniger flexibel gestaltet werden konnten. So hoffte ein Oberlehrer aus Berlin auf Vermittlung eines Führers zur Besteigung des Retezat-Gebirges (rum. Munții Retezat, ung. Reteyzát-hegység) durch einen lokalen Förster. Die Suche gestaltete sich jedoch unerwartet schwierig, da bereits mehrere Männer für die bevorstehende Gamsjagd eines Grafen und seines Besuchs aus Wien verpflichtet worden waren. Mit den Diensten der beiden schließlich gefundenen Führer zeigte sich der Berliner Lehrer unzufrieden. Diskussionen um Nachtlager und die Einforderung von Pausen führten dazu, dass sich der Bergreisende ironisch zur Führerrolle seiner Begleiter äußerte: »Nicht wie ein Bergwanderer, der seinem Führer folgt, sondern wie Jemand, der müde Gefangene escortirt, kam ich mir vor.«⁴⁵

Die Praktiken der Karpatenvereine konnten auch bei den eigenen Mitgliedern zu Unmut führen, wie der Erwerb von Gebirgsblumen zeigt. Aufgrund der steigenden Nachfrage nach dem Edelweiß wurde dieses von den Bergbewohnern und -bewohnerinnen korbweise gesammelt und den Reisenden als Souvenir zum Verkauf angeboten.⁴⁶ Nach Einschreiten der Karpatenvereine wurde das Edelweiß alsbald unter Schutz gestellt, was wiederum ihre Mitglieder beim Pflücken der Blume einschränkte. Beim Grenzübergang von Siebenbürgen nach Rumänien zeigte sich ein Botaniker aus Kronstadt in seinem Reisebericht empört über den »Geierblick des wachsamen Gensdarmen« auf das Edelweiß an seinem Hut und beschrieb die strenge Kontrolle als Charakteristik des »Halb-Orients«.⁴⁷ Hier wird die starke Kontextabhängigkeit solcher Begriffe deutlich, die in den Berichten sowohl für Strenge als auch für Unordnung verwendet wurden. Diese Begriffe widerspiegelten die Erwartungshaltung von Reisenden gegenüber den lokalen Akteuren und Akteurinnen, sich auf ihre Bedürfnisse auszurichten.

DIE BERGLANDSCHAFT ALS KULISSE

Die in erster Linie an der Natur interessierten Bergreisenden hatten offenbar Mühe, die Bergbewohner und -bewohnerinnen in der ihnen bekannten Welt zu verorten, die von üppig ausgestatteten Landhäusern anstatt Sennhütten geprägt war.⁴⁸ Viele Reiseberichte wie derjenige eines Kronstädter Gymnasialprofessors beschrieben die lokale Bevölkerung »im Zustande der Unkultur«, der sich für sie an den ungepflegten Häusern und Äckern zeigte sowie dadurch, dass sie mit den Tieren sorgfältiger umgingen als mit sich selbst.⁴⁹ Besonders hervorgehoben wurden jeweils die Hütten der Bergbevölkerung sowie deren Inneneinrichtung als orientalisches Element der Bergland-

44 G. Poschner: Einige Exkursionspunkte der Sektion Bistritz-Nassod-Rodna des siebenbürgischen Karpaten-Vereins. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpaten-Vereins 6 (1886), S. 103–123, hier: S. 104.

45 Lehmann: Wanderbilder, S. 203.

46 Georg Keintzel: Valea vinului und seine Umgebung. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpaten-Vereins 6 (1886), S. 124–132, hier: S. 127f.

47 Julius Römer: Aus dem Burzenländer Gebirge. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpaten-Vereins 9 (1889), S. 87–104, hier: S. 88.

48 Wilhelm Abraham: Eine Hochgebirgsfahrt zum Bucsecs. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpaten-Vereins 7 (1887), S. 87–107, hier: S. 92.

49 Tontsch: Von Kronstadt nach Petrosény, S. 97.

schaft.⁵⁰ Reisende aus dem Deutschen Reich stellten hier auch direkte Bezüge zu den außereuropäischen Kolonien her. So bediente sich Karl Kollbach, ein Lehrer aus Bonn, in seinem Reisebericht aus der Hohen Tatra einer Sprache, die an Franzos' Verständnis von Halb-Asien erinnert. Die Hütten wirkten für Kollbach wie »ein Mittelding« zwischen einer europäischen Wohnstätte und einer afrikanischen Hütte, wie er sie kurz zuvor auf der Kolonialausstellung bei der Berliner Gewerbeausstellung 1896 gesehen und dadurch frisch in Erinnerung hatte.⁵¹ Auch die Wohnstätten der Goralen, die er vom Fuhrwerk aus auf seinem Weg vom Bahnhof in Chabówka nach Zakopane erblickte, erinnerten ihn an »Hütten der Eingeborenen eines weltfernen Volkes«.⁵² In solchen Beschreibungen hallten Zivilisierungsdiskurse sowie romantische Vorstellungen idyllischen Landlebens wider, welche die städtischen Reisenden vor allem von bildlichen Darstellungen her kannten. Vor diesem Hintergrund nahm auch der Komitatsarzt aus Schäßburg (rum. Sighișoara, ung. Segesvár) Hirten mit Packesel und Schafherden vor der Bergkulisse wie Postkartensujets als »höchst fesselndes Bild malerischer Zerlumptheit« wahr.⁵³ Die kurzfristig improvisierten Nachtlager in Sennhütten glichen für einen anderen Reisenden einem Gemälde, auf dem auf engstem Raum die Gruppe Touristen mit ihren Führern und Gepäck gemeinsam mit dem Hausherrn und den Milchgerätschaften um ein Feuer herum unter der schwarz berußten Decke lagen. Für die Angestellten des Hausherrn war auf diesem Gemälde jedoch kein Platz, denn diese nächtigten im Freien bei Regenwetter.⁵⁴

Mit der Entwicklung des Tourismus in den Karpaten wurden die lokale Bevölkerung und ihre alltäglichen Praktiken zunehmend zum Objekt moderner Unterhaltungsindustrie. Beschreibungen der fremden Bergwelt als Theaterkulisse oder Staffage einer Ausstellung waren deshalb ein wiederkehrendes Motiv in Reiseberichten. Durch diese Vergleiche äußerten die Reisenden klare Vorstellungen, wie eine authentische Berglandschaft und ihre Bevölkerung aussehen sollten. Wenn diese Erwartungen nicht erfüllt wurden, hielten sie mit missfälligen Äußerungen nicht zurück, wie das folgende abschließende Beispiel deutlich macht. Der Rektor des Kronstädter Gymnasiums zeigte sich bei seinem Aufenthalt in Goldbach (rum. Roșia Montană, ung. Verespatak) sichtlich enttäuscht über den Anblick der lokalen Bevölkerung, die in den Goldminen arbeitete und ihre Wochenenden mit Tanz, Spiel und Alkohol verbrachte. Diese Freizeitaktivitäten machte der Reisende dafür verantwortlich, dass die Bewohner und Bewohnerinnen nicht mehr in bäuerlichen Trachten, sondern vielmehr in städtischer Kleidung unterwegs waren. Nur die Ehefrau eines lokalen Juristen zeigte sich in seinem Bericht noch in aufwändig gestalteter und reich verzierter Nationaltracht. Der Rektor verglich den Anblick der Bevölkerung abschätzig mit der Großstadt Paris »mit all dem anwidernden Parfüme einer entarteten Ländlichkeit,

50 Zur Rolle des Dorfes als fremde Gegenwelt in Europa siehe: Ákos Moravánszky (Hg.): *Das entfernte Dorf. Moderne Kunst und ethnischer Artefakt*. Wien 2002.

51 Karl Kollbach: *Wanderungen durch die deutschen Gebirge. Von der Tatra bis zur Sächsischen Schweiz. Eine Wanderung durch die Karpathen, Beskiden, das Altvater-, Glatzer, Riesen-, Böhmisches Mittelgebirge und die Sächsische Schweiz*. Köln [1897], S. 59. Zur Wahrnehmung kolonialer Architektur in Deutschland siehe: Itohan Osayimwese: *Colonialism and Modern Architecture in Germany*. Pittsburgh 2017.

52 Ebenda, S. 62.

53 Friedrich Kraus: *Zur Untersuchung der Homorod-Almáscher Höhlen*. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins* 6 (1886), S. 65–86, hier: S. 70.

54 G. Poschner: *An den Grenzen der »Sektion Bistritz-Nass-Rodna«*. In: *Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins* 8 (1888), S. 108–142, hier: S. 137f.

die sich darin gefällt, mit unnatürlichem Bastardstädterthum sich zu brüsten«.⁵⁵ Die Lebensverhältnisse, die er vorfand, lehnte er deutlich ab, und seine Vorstellung authentischer Ländlichkeit speiste sich vielmehr aus bewussten Inszenierungen, die von Tourismusagenturen dargeboten wurden.⁵⁶ So kontrastierte er die entartete Ländlichkeit, wie er sie nannte, mit Tänzen »von echten romantischen Gebirgsbewohnern«, denen er als Mitglied einer Reisegesellschaft auf der heute als »Dracula-schloss« bekannten Törzburg (rum. Castelul Bran, ung. Törösvár) beigewohnt hatte.⁵⁷ In diesem Reisebericht zeigt sich, dass die bewusst inszenierte Bergkultur für die Reisenden authentischer wirken konnte als der Anblick der lokalen Bevölkerung in ihrem Alltag. Gleichzeitig macht die weitreichende Bewertung der verschiedenen Praktiken deutlich, dass die Berglandschaft und ihre Bevölkerung in den Karpaten Ende des 19. Jahrhunderts zu einem pittoresken Anblick und damit Teil der modernen Unterhaltungskultur geworden waren.

KOLONIALE DISKURSE UND DIE KARPATEN

Die in diesem Artikel beschriebenen Begegnungen zwischen Reisenden und der Bergbevölkerung zeigen eindrücklich die Aushandlung der Frage auf, wem die Gebirgskultur Ende des 19. Jahrhunderts gehören sollte und wer dementsprechend die Deutungshoheit beanspruchte. Auch wenn die Reiseberichte die Karpaten als naturbelassenen Raum fernab von Kultureinflüssen beschrieben, begegneten Bergreisende auf den infrastrukturell schwach erschlossenen Höhenlagen einer Vielzahl von Menschen. Diese reichten von Hirten, Jägern, Wald- und Minenarbeitern über Gendarmen, Zöllner, Geistliche und Wirte bis hin zu anderen Reisenden aus den nahegelegenen Städten und dem Ausland. Obwohl die Reiseberichte normative Vorstellungen einer authentischen Bergwelt wiedergaben, erlauben sie gleichzeitig Einblicke in das soziale Gefüge der Karpaten im späten 19. Jahrhundert, das sonst aufgrund fehlender schriftlicher Zeugnisse der anderen lokalen Akteure und Akteurinnen häufig unterbeleuchtet bleibt. Die hier analysierten Reiseberichte von Lehrern, Beamten und anderen Mitgliedern der Karpaten- und Alpenvereine aus den 1880er- und 1890er-Jahren zeigten auf, wie die *frontier* im Bergraum die soziale Rolle der Reisenden als Auftraggeber der Bergbevölkerung und als Gäste in der wilden Natur definierte. Dadurch waren die sozioökonomischen Unterschiede zwischen den Reisenden aus dem Bildungsbürgertum und der Bergbevölkerung prägend für die Beschreibung der Karpaten in den Reiseberichten.

Die mehrheitlich männlichen Verfasser der Reiseberichte zeigten sich einem transnationalen deutschsprachigen Bildungsbürgertum zugehörig. Ihre Texte zirkulierten zwischen der österreichischen und ungarischen Reichshälfte sowie dem Deutschen Reich. Die Reisenden stützten sich auf zeitgenössische deutschsprachige koloniale und orientalistische Vorstellungen, um die Landschaft und die Bevölkerung in den Karpaten zu beschreiben. Die Berichte wiesen Gemeinsamkeiten zu Beschreibungen von Expeditionen außerhalb Europas auf, indem die wilde Natur und die

55 L. Korodi: Zum Ampoly und Aranyos. In: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 3 (1883), S. 79–118, hier: S. 93.

56 So zählte beispielsweise die Anheuerung der lokalen Bevölkerung zur Aufführung von augenscheinlich traditionellen Tänzen bereits im späten 19. Jahrhundert zum etablierten Angebot von Tourismusagenturen. Sarah Lemmen: Tschechen auf Reisen. Repräsentation der außereuropäischen Welt und nationale Identität in Ostmitteleuropa 1890–1938. Köln, Weimar, Wien 2018, S. 210.

57 Korodi: Zum Ampoly und Aranyos, S. 93.

Uncultur der Bergbevölkerung betont wurden. Diese Beschreibungen führten einerseits Zivilisierungsdiskurse aus der Aufklärung und romantische Darstellungen aus dem frühen 19. Jahrhundert fort und fügten sich andererseits in die moderne Unterhaltungsindustrie von Tourismus und Kolonialausstellungen im späten 19. Jahrhundert ein. Die verschiedenartigen Eindrücke der Berglandschaft und die starken Gegensätze in der Bevölkerung Österreich-Ungarns und Rumäniens boten für Reisende ebenso die Grundlage zu Vergleichen der Karpaten mit dem ländlichen Amerika, Asien und Afrika.⁵⁸ Diese reichten vom erwünschten Hinterwäldlerleben in der wilden Natur über geringschätzigte Bemerkungen zur Behausung und Bekleidung der lokalen Bevölkerung bis hin zu kulturellen Praktiken wie traditionellen Tänzen.

In den Reiseberichten wurde schließlich auch deutlich, dass die infrastrukturelle Erschließung des Gebirgsraums die Abhängigkeit der Bergbevölkerung von mehreren imperialen Zentren offenbaren. Während die Siebenbürgischen und Ungarischen Karpatenvereine aus Städten in der Region agierten, unterhielten ihre Mitglieder auch aktive Beziehungen zu den Alpenvereinen in anderen deutschsprachigen Kronländern und im Ausland. Die Bergwerke und Arbeiterkolonien in den Karpaten wiederum waren im Besitz von Industriellen, die fernab lebten, und die Arbeiter waren mehrheitlich Migranten aus anderen Regionen. Jäger, Zöllner und Förster standen in Kontakt mit den jeweils zuständigen Obrigkeiten, während ihr Alltag häufig von Einsamkeit geprägt war. Die Hirten schließlich waren dem schwankenden Absatz und den sich ändernden Import- und Exportstrukturen von Wolle und Käse ausgesetzt. Solch überregionale Entwicklungen prägten den Alltag der lokalen Bevölkerung in den Karpaten im späten 19. Jahrhundert und damit auch die Begegnungen mit Reisenden. Die Perspektive dieses Artikels auf den Gebirgsraum macht den größeren, globalen Rahmen deutlich, in dem die Reiseberichte von städtischen Bewohnern die Karpaten um die Jahrhundertwende beschrieben. Dadurch zeigt sich auch, dass Zivilisierungsdiskurse sowie die damit verbundenen Praktiken der Erschließung und Nutzbarmachung der Berge teilweise prägender waren als regionale Unterschiede innerhalb der Imperien.

CORINNE GEERING, DR., leitet seit 2019 die Nachwuchsgruppe »Ostmitteleuropa im Vergleich« am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig. Sie schloss 2018 ihre Promotion in Osteuropäischer Geschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen ab, wo sie Stipendiatin des International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) war. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: die transregionale Geschichte des östlichen Europa im 19. und 20. Jahrhundert, materielle Kultur, Stadt- und Regionalentwicklung und die Geschichte internationaler Zusammenarbeit während des Kalten Krieges.
E-Mail: corinne.geering@leibniz-gwzo.de

⁵⁸ Lehmann: Wanderbilder, S. 162.

**»... Like the Cottages of a Native People Remote from the World«
Colonial Discourses in Travelogues from the Carpathians
in the Late 19th Century
(Abstract)**

During the nineteenth century, new modes of transportation and the construction of health resorts and other tourist infrastructure transformed the economy and society of the Carpathian Mountains. Teachers, public officials, and bank clerks travelled to the mountainous landscape from nearby cities and abroad to engage in leisure activities such as hiking and mountaineering. This article discusses the encounters between urban travellers and the local population as described in travelogues published by the Transylvanian and the Hungarian Carpathian Societies in the 1880–1890s. Against the background of imperial expansion and contemporaneous German colonialism, the travelogues bore similarities to accounts describing expeditions outside Europe. Thus, this article provides insights into the global processes that shaped the perception of the Carpathian Mountains by the transnational urban milieu in Austria-Hungary, Romania, and Germany.

The Southern Carpathians as Interethnic Meeting Space in Interwar Romanian Prose

By Raluca Cernahoschi, Bates College, Maine

In a striking section from Bucura Dumbravă's *Cartea munților* [The Mountain Book] (1920), the author describes a night spent in a shepherd's hut in the Southern Carpathians after a day of hiking. Sitting around the fire with her travel party, the shepherds, and peasant guides, the author notes the appreciative comment of a peasant who had at first expressed scepticism about men and women whose sojourn in the mountains had no discernible practical purpose:

Then, one of the peasants who was sitting on the other side of the fire said, in a friendly manner: »Now we know who you are. You like the healthy mountain life, just like we do.« And he thanked us for the beautiful Easter day.¹

The »we« in the peasant's address are the highlanders, inhabitants of the Carpathians and hosts to the »you,« the party of travellers from Bucharest, the capital of the interwar Romanian Kingdom. Yet the episode captures not the welcoming gesture of a host toward his guests but a meeting of equals, the coming together of people from very different backgrounds around a shared devotion. It is a moment of extending friendship (note the highlighting of the peasant's »friendly manner«), of being seen and acknowledged (»I know who you are«) across difference.

Given Dumbravă's Hungarian-Slovak and German ethnic roots, it is also a furtive moment of interethnic understanding in a space – the Carpathian Mountains – that is often depicted as one of discord rather than harmony. Born in 1868 in Bratislava as Ștefania (Fanny or Fany) Szekulics (Seculici), the future Bucura Dumbravă moved to Bucharest with her family as a child, where she became a protégée and confidante of Romania's Queen Elizabeth. Like the queen, Dumbravă was a writer and a nature lover, and she adopted her pen name in honour of the mountain topography she

1 »Atunci unul din țărani așezați de partea cealaltă a focului zise, prietenos: »Acuma știm cine sunteți D-voastră. Vă place viața sănătoasă la munte ca și nouă«, și ne mulțumi pentru frumoasa zi de Paște.« Bucura Dumbravă: *Cartea munților* [The Mountain Book]. Sinaia 1920, p. 28. All translations from Dumbravă are my own.

loved.² She was also an avid hiker³ and a founding member of two of the first Romanian hiking clubs: Societatea Carpatină din Sinaia [Sinaia Carpathian Association] (1895–1920) and Hanul Drumeților [The Travellers' Inn] (1921–1926), the future Touring-Clubul României [Romanian Touring Club] (established 1926).⁴

Dumbravă's *Cartea munților*, which saw re-editions in 1924, 1943, 1970, 2015, and 2020, remains a seminal Romanian publication on mountain tourism, and the author herself is often acknowledged as a leader of the movement that opened the Southern Carpathians up for recreation during the interwar period.⁵ As the quotation above illustrates, Dumbravă experienced and described the Carpathians as a meeting place between people of very different backgrounds, including Romanian shepherds and peasants, Orthodox monks and hermits, but also the hiking pioneers of the Siebenbürgischer Karpatenverein (SKV), who built and maintained paths and shelters on the Transylvanian side of the mountains, and the Saxon and Hungarian populations who contributed the multilingual names of topographical and botanical features, as well as upper middle-class city dwellers of various ethnic origins, such as herself. In addition to shaping this image of the Carpathians for generations of readers, the book also helped project an ideal tourist with deep appreciation and respect for the mountains and the ability to immerse himself or herself into the world of the highlands. Most importantly, perhaps, she advanced the idea that such tourists could be

2 In addition to signalling joy, »Bucura« references Lake Bucura in the Retezat Mountains, while »Dumbravă« is the Romanian word for »meadow.« The Bucura Dumbravă Peak (also known as the Ocolit Peak) in the Bucegi (German: Butschetsch) Mountains was renamed after the writer.

3 In English, Dumbravă is often referred to as a »mountaineer.« In the world of mountain sports, this denotes a mountain climber whose purpose is to reach a peak. This was not Dumbravă's purpose for most of her mountain career, although she did discover *varappe*, or rock climbing, in 1921 during a trip to Switzerland, subsequently enabling her to summit some peaks in the Carpathians. She describes her rock climbing experiences in a new section, entitled »Cliffs,« of the second edition of *Cartea munților*. Bucura Dumbravă: *Cartea munților*. Ediția II-a revăzută și adăugită cu 11 ilustrații [The Mountain Book. 2nd Revised and Expanded Edition with 11 Illustrations]. București 1924, pp. 91–100. Dumbravă called her preferred type of mountain tourism »drumeție,« which can be translated as »hiking excursion« and which appears in the name of the association she co-founded. Although it is unclear whether the designation originated with her, it would naturalize in Romanian discourses on mountain tourism and sports. Cf. Mircea Ordean: *Sus la munte, la izvor... [Up in the Mountains, at the Source...]*. s. l. 2013, pp. 22–24.

4 Claudiu Alexandru Vitanos: *Imaginea României prin turism, târguri și expoziții universale în perioada interbelică [Romania's Image through Tourism, Fairs, and International Exhibitions in the Interwar Period]*. București 2011, pp. 162–165.

5 Dumbravă's name is so ubiquitous in this context that a recent Polish scholarly article on the pre-World War II history of Romanian tourism focuses the section dedicated to Hanul Drumeților almost entirely on her. Dariusz Dyląg: *Rumuńskie organizacje turystyczne w Karpatach Wschodnich do wybuchu drugiej wojny światowej. Przyczynek do historii karpackiej turystyki [Romanian Tourism Organizations in the Eastern Carpathians before World War II. A Contribution to the History of Carpathian Tourism]*. In: Mateusz Troll, Agata Warchalska (eds.): *Huculszczyzna w badaniach młodych naukowców [The Hutsul Country in the Research of Young Scholars]*. Kraków 2011, pp. 231–240, here: pp. 232–233. Despite her prominence in historical accounts of Romanian tourism, however, Dumbravă's texts have not been extensively studied. Her first two books, *Der Haiduck* (1908) and *Der Pandur. Geschichte des rumänischen Volksaufstandes im Jahre 1812* (1912), are historical novels, which, having been written in German, have not been included in the Romanian literary canon, nor, given their specifically Romanian themes, found a place in the German one. For a discussion of the novels, see Constantina Raveca Buleu: *Bucura Dumbravă's Outlaw/Hajduk Novel*. In: *Dacoromania Litteraria* 7 (2020), pp. 154–163. Emanoil Bucuța may have been the first to ascribe the lack of critical interest in Dumbravă's writing to her foreign birth and use of German. Emanoil Bucuța: *Seri ale amintirii [Memorial Evenings]*. In: *Boabe de grâu [Seeds of Wheat]* 3 (1932) 1–2, pp. 58–59. Luiza Marinescu reiterates this argument and further points out that Dumbravă's association with the royal court may have hurt her chances to establish herself in the literary world after the queen's retirement from it. Luiza Marinescu: *Bucura Dumbravă. Escalade et littérature [Bucura Dumbravă. Climbing and Literature]*. In: *Philologica Jassyensia* 15 (2012) 1, pp. 27–36, here: pp. 27–28.

women, whose sporting and leadership abilities were at least equal to if not surpassing those of men.

This image of the female mountain tourist can also be found in two novels published in proximity to *Cartea munților: Capra neagră* [The Chamois] (1938) by Emanoil Bucuța and *Accidentul* [The Accident] (1940) by Mihail Sebastian. These two works stand out in interwar Romanian literature for their (partial) settings in the Carpathian Mountains and, especially, for their detailed depictions of mountain tourism and sports in the Romanian Kingdom. Both novels imagine the Carpathians as a space of interethnic strife and subsequent reconciliation and cast their female protagonists as bridge-builders between the ethnic-German Saxons and ethnic Romanians.⁶

The interwar critic Perpessicius (pen name of Dumitru S. Panaitescu) was the first to link Dumbravă, Bucuța, and Sebastian together. In his review of Sebastian's *Accidentul*, Perpessicius drew attention to similarities between both the settings and the themes – what Perpessicius called the exploration of the »darkness of the soul« (»neguri sufletești«)⁷ – of the two novels and further remarked on the close relationship between Sebastian's and Dumbravă's visions of the mountains. Although the line from Dumbravă to the female protagonists of *Capra neagră* and *Accidentul* is not a straight one,⁸ the leading role the two male authors assign to women in the context of the Carpathians as a meeting place between different ethnic groups is strikingly in line with Dumbravă's own projection of her mountain persona. While Bucuța and Sebastian may not have had Dumbravă specifically in mind, they share in her vision of the Carpathians as interethnic meeting space and equally break with established gender norms in envisioning women as leading figures in both mountain adventures and interethnic reconciliation.

The present paper offers the first in-depth look at the parallels between the three texts, which, read together, point toward an alternate discourse in Romanian prose from the established representation of the Carpathians as the birthplace – and, therefore, sole domain – of the Romanian people.⁹ The first section highlights Bucuța Dumbravă's projection of her own mountain persona as a precursor figure in the

6 Although both novels are partially set in Transylvania, neither contains any Hungarian characters. The Hungarian presence in *Accidentul* is limited to a newspaper headline which the protagonist can't read. In *Capra neagră*, the Hungarians are the invisible enemy of the Romanian and Saxon characters who favour the accession of Transylvania to the Romanian Kingdom. This threat is represented by a »magyarised Swabian,« Mikloș Kurt, who is suspected by the other characters of being a government spy. Emanoil Bucuța: *Capra neagră* [The Chamois]. Cluj-Napoca 1977, p. 129. There is no Hungarian presence in the mountains in either text.

7 Quoted in Aurel Martin: Mihail Sebastian. Romancierul [Mihail Sebastian. The Novelist]. București 1993, p. 95. At the same time he was working on *Accidentul*, Sebastian also reviewed *Capra neagră*, highlighting positively both Bucuța's depiction of the Carpathians and his portrayal of female characters. Mihail Sebastian: Notă la *Capra neagră* [Note on The Chamois]. In: Revista Fundațiilor Regale [Journal of the Royal Foundations] 6 (1939) 8, pp. 442–445.

8 A co-founder of Hanul Drumeților, Bucuța was a long-term associate of Dumbravă's, whom he portrayed in his 1930 novel *Maica Domnului de la mare* [Our Lady from the Sea]. Ion Vartic: Prefață [Introduction]. In: Emanoil Bucuța: *Capra neagră* [The Chamois]. Cluj-Napoca 1977, pp. 5–25, here: p. 19. There are no direct allusions to Dumbravă in *Capra neagră*, however. According to Sebastian's own journal, his two female protagonists were inspired by the actress Lena Caler (Ann) and the painter Zoe Ricci (Nora). Cf. Henighan: Translator's Afterword. In: Mihail Sebastian: The Accident. Trans. by Stephen Henighan. Windsor, ON 2011, pp. 244–257, here: pp. 255–256. Other female friends who were skiers may have also served as models for Nora's mountain persona.

9 The Carpathians were part of the »traditionalist« conception of the Romanian nation in the »Great Debate« on national specificity of the interwar period. Cf. Keith Hitchins: The Great Debate. In: Hitchins: Rumania 1866–1947. Oxford 1994, pp. 292–334.

construction of the Carpathians as a space of interethnic understanding. The second section closely examines Emanoil Bucuța's and Mihail Sebastian's renderings of the Southern Carpathians as interethnic meetings spaces, drawing attention to their hopeful conversion from an arena of strife to a space of mutual understanding. The final section brings into focus the role the texts ascribed to tourism, in general, and to women tourists, in particular, in channelling this conversion. The three authors' norm-breaking in this respect becomes even more apparent when the two Romanian novels are contrasted with contemporaneous Saxon novels, in which mountain tourism, and the role of women in it, is cast very differently.

THE PRECEDENT: BUCURA DUMBRĂVĂ AND THE CALL FOR UNITY IN THE MOUNTAINS

Half advice volume and half hiking memoir, *Cartea munților* blends prescription with description and reminiscence with research in a light-hearted tone that does not belie, however, Dumbravă's seriousness of purpose. The author seizes on Romania's relative lack of infrastructure as an opportunity to set the agenda for a home-grown mountain tourism that respects the Carpathians and their inhabitants. Writing in the wake of the destruction of World War I, Dumbravă also expresses the hope that mountain tourism will become a means for the young generation to overcome national and ethnic divisions. She holds up Transylvanian (i. e. Saxon) efforts to open up the Carpathians to a wider share of the population and calls for a radically democratic approach to mountain tourism:

Ask for the right to rest in the midst of nature for everyone, for the right to sunlight, to fresh air, to green forests, to the peaks of longing for uplift and enlightenment. Ask for and establish good and cheap means for hiking that can be used by all. Until now, only the wealthy have been able to take advantage of tourism in the Romanian land. Look beyond the mountains, where tourism has been organized for years in a truly democratic spirit, that is to say altruistically and within everyone's reach¹⁰

The author's acknowledgment of Transylvanian-German efforts – situated »beyond the mountains« from the »Romanian land« where she is located – on behalf of mountain tourism runs through the whole book, which reports positively on the activities of the SKV and emphasizes its cooperation with her own efforts.¹¹ And, although Dumbravă claims the Carpathians as the creation of the Romanian »spirit of the

¹⁰ »Cereți pentru toți dreptul la odihnă în mijlocul naturii, dreptul la lumina soarelui, la aerul curat, la codrul verde, la vărfurile dorului de înălțare. Cereți și înființați mijloace bune și ieftine pentru drumeție, de care toți să se poată folosi. Până acum numai cei avuți au putut face turism în țara românească. Priviți dincolo de munți, unde turismul e organizat de ani de zile într'un spirit adevărat democratic, adică altruist și pus la îndemâna tuturor.« Dumbravă: *Cartea munților 1920*, p. 97.

¹¹ This stands in contrast to the Saxon view recorded in the *Gedenkbund* commemorating 110 years from the founding of the SKV, which mentions Hanul Drumeților among the SKV's detractors: »Eine Schwierigkeit besonderer Art, mit der [die Bukarester] Sektion [des SKV] zu kämpfen hat, hängt mit dem fast gleichzeitig gegründeten rumänischen Touristenverein »Hanul drumeților« zusammen, der ab 1927 unter dem Namen »Touring-Clubul României« bekannt wird. Dieser Verein wächst sich bald zu einem erstzunehmenden Konkurrenten der Bukarester Ortsgruppe aus. Man sucht und findet zwar immer getrennte Wege, um offene Konflikte zu vermeiden, doch wird im Wettbewerb gelegentlich zu unlauteren Mitteln gegriffen.« Uwe Grün: Die Sektion Bukarest des Siebenbürgischen Karpatenvereins. In: Heinz Heltmann, Helmut Roth (eds.): *Der Siebenbürgischer Karpatenverein 1880–1945. Gedenkbund*. Thaur bei Innsbruck 1990, pp. 135–147, here: p. 139.

mountains« (»duhul munților«), she allows that they are also the home of other peoples, such as Saxons and Hungarians, who likewise live in harmony with it.

Dumbravă's take on the relationship between people and place is as generous as it is idiosyncratic. On the one hand, in an inversion of the Romantic notion of each people being shaped by its environment, she declares that each people creates an environment fitted to its »spirit.«¹² This makes the Carpathians the creation of the Romanian people and gives them ownership of the mountains. The interconnectedness between the Romanians and the Carpathians is further suggested by the many mentions of Romanian peasants, shepherds, monks, and hermits as inhabitants of the highlands, as well as by an extended passage on the Peștera Ialomiței area in the Bucegi Mountains, the site of an Orthodox monastery and hermitages, which ends with the manifestation of Orthodox rite in the very nature of the mountains: »The spring next to me also whispered prayers, while the purest frankincense wafted up, as if from censers, from the millions of flowers in the meadow.«¹³

On the other hand, the author notes approvingly signs of the multi-ethnic and multilingual Carpathian populations. In addition to the acknowledgement of the pioneering work of the »industrious«¹⁴ SKV in building the tourism infrastructure she enjoyed on her tours, she mentions the varied names imposed on Carpathian topography and flora by the ethnically and linguistically diverse population as enriching. Her mountain tourist is further a person of any ethnicity or nationality, class, and gender. She draws a distinction only between the world of the mountains and that of the city, between real mountain lovers and mere holidaymakers. True mountain lovers, like herself, are more than just tourists, for they commune with both nature and highlanders, be they peasants, shepherds, or monks and hermits.

Dumbravă's persona, as created in *Cartea munților*, is equally at home with European high and Romanian peasant culture, and the book moves fluently between mentions of classical, Enlightenment, and scientific literature, comparisons between Swiss and Romanian infrastructure projects, and claims of friendship with Romanian highlanders. It is only among the latter, however, that she seems keen to establish a sense of belonging. Throughout the book, she emphasizes her ability to accommodate herself to any kind of mountain weather or abode and to maintain admiration for the Carpathians even under difficult circumstances, just like the true highlanders.

The author periodically mentions her gender as something that raises eyebrows in remote mountain settings. She resolves the tension, however, by claiming the »turistă« (female tourist) as a relative of the popular figure of the Romanian outlaw (»haiduc«).¹⁵ The assertion indicates a deep consciousness of breaking societal rules and perhaps even the (foreign-born) author's uncertainty about belonging to the Romanian nation. (Dumbravă makes no mention, on the other hand, of her immense social privilege as a member of the royal court or the great economic inequality between the upper-class travellers and the highlanders.) Dumbravă's own »mountain spirit« bridges the gap, allowing her to claim a position of equality in the Carpathi-

12 Dumbravă: *Cartea munților* 1920, p. 72.

13 »Izvorul lângă mine șoptea și el rugăciuni, iar din miile de flori de pe poiană, ca din niște cădelniți, ieșea cea mai curată tămâie.« *Ibid.*, p. 95.

14 *Ibid.*, p. 76.

15 *Ibid.*, p. 33. For a discussion of the prevalence of this trope in travel literature written by women, see James Koranyi: *Gendered Escapes. British Travellers in the Carpathians, 1890s–1920s*. In: *Transnationale Karpaten. Spiegelungen* 16 (2021) 1, pp. 21–33.

ans. The moment quoted at the beginning of the paper occurs only after Dumbravă and her companions have proven this spirit to the four peasant guides and the local shepherds. The emphasis on the adverb »then« (»atunci«), which marks both an instant and a sequence in time, highlights the importance of that proof, as well as the moment of transformation, and the peasants' acceptance of the travellers as kindred spirits becomes emblematic of the possibilities of the Carpathians as a space of connection beyond nationality, ethnicity, or gender.

THE CARPATHIANS AS A SPACE OF CONFLICT AND RECONCILIATION: BUCUȚA'S *CAPRA NEAGRĂ* AND SEBASTIAN'S *ACCIDENTUL*

Born Emanoil Popescu in Bolintin-Deal on the Romanian Plain in 1887, Emanoil Bucuța rose to prominence as a journalist, editor, and cultural functionary in inter-war Romania. He adopted his Transylvanian-born mother's maiden name, Bucuța, as a pen name, and, starting in 1927, as a legal name.¹⁶ The adoption signals Bucuța's strongly felt ties to Transylvania, also evidenced by his association with the »Transylvanist« movement¹⁷ and his frequent sojourns in the Southern Carpathians.

Capra neagră, Bucuța's third and final novel, prominently uses the Southern Carpathians as the setting¹⁸ for its frame story, which takes place in 1920 in the Făgăraș (German: Fogarasch) Mountains, near the former border between Transylvania and the Romanian Kingdom, as well as in the Transylvanian city of Sibiu (German: Hermannstadt). It is a variant of the dream frame, giving rise to an extended flashback to the past nine years in the life of the protagonist, Vlad Armășescu. While the flashback is set mostly in Berlin, where Vlad pursued his doctorate before World War I, in the novel's post-war present, the protagonist is hiking in the Southern Carpathians with a group of friends, including his sister, Zoica. To pass the time during a rainy climb, the guide tells the »gentlefolk« the story of the enmity between a local SKV lodge keeper, a Saxon named Gabriel Kutler, and the Romanian game warden Murgu. Seizing on a detail of the guide's story, Zoica is able to track down their long-lost friend and Vlad's unacknowledged love interest, Magdalena Olburt, and to include her in their outing, giving her brother a second chance at the relationship. The novel ends on the trek up to the Negoiu Peak with the renewed connection between Vlad and Magda.

At first seemingly unconnected to the main narrative, the story of the conflict between Kutler and Murgu not only supplies Zoica with the crucial detail of Magda's whereabouts but also offers an important framing for Vlad and Magda's tumultuous relationship, begun in 1911 in Blaj (German: Blasendorf) and continued up to the outbreak of World War I in Berlin. Although he is immediately attracted to Magda,

16 Tabel chronologic [Chronological Table]. In: Emanoil Bucuța: Scrieri [Writings]. Vol. 1. București 1971, pp. XIX–XXIX, here: p. XXIV.

17 Led by Hungarian intellectuals, this movement »advocated a vaguely autonomous Transylvania, with equal rights for and participation from the Romanians, Hungarians, and Saxons.« John Neubauer, Marcel Cornis-Pope, Sándor Kibédi-Varga, Nicolae Harsanyi: Transylvania's Literary Cultures. Rivalry and Interaction. In: Marcel Cornis-Pope, John Neubauer (eds): History of the Literary Cultures of East-Central Europe. Junctures and Disjunctures in the 19th and 20th Centuries. Vol. 2. Amsterdam, Philadelphia 2004, pp. 245–282, here: p. 269. Bucuța's presence at Transylvanist meetings is noted in Ingrid Tomonicska: Imre József Balázs and the Romanian Culture. In: Acta Universitatis Sapientiae, Philologica 9 (2017) 1, pp. 33–47, here: p. 35.

18 This choice constitutes a return to the setting of Bucuța's prose debut, the short story *Legătura roșie* [The Red Kerchief] (1925). Emanoil Bucuța, *Legătura roșie* [The Red Kerchief]. In: Bucuța: Scrieri, pp. 141–176.

Vlad is initially reluctant to even acknowledge this attraction. He is wary of the fact that, as a Saxon, Magda belongs to a community »for whom he had never felt, if not affinity, then in any case the possibility of a relationship.«¹⁹ Magda's very presence during the 50th anniversary celebrations of the Astra Society in Blaj²⁰ seems suspect to him, and the passage reveals that Vlad's wariness of Magda's character and motives is deeply embedded in what the novel characterizes as prejudices Romanians and Saxons nurture about each other:

Something of the opinion of [Vlad's family's] Transylvanian village about the Saxons, something akin to taking in jest and to distancing, had slipped from childhood into him, as well. And she, how was she acting, and what did she want? She was passing through on a whim and without understanding anything about her surroundings. Big deal if she didn't share the contempt for the Romanians or lack of interest in them with her people of proud merchants and scholars. She was being shown about [...] and tomorrow she would laugh with her girlfriends, in their tired burgh, about the Wallachian pageant in Blaj.²¹

Vlad's suspicion regarding Magda is anticipated in the account of Kutler and Murgu, which precedes the love story in the narrative. Posted to the Southern Carpathians as a game warden, the forest engineer Murgu pressures the SKV lodge caretaker and mountain guide Kutler to take him hunting for chamois. Kutler, who despises Murgu for his lack of mountain knowledge, refuses. Feeling undercut in his superior position, Murgu has Kutler arrested and deported as a spy, then, when the scheme doesn't succeed and Kutler returns, accuses the Saxon of poaching. The two men finally reach an uneasy truce, and Kutler agrees to show Murgu the chamois' gathering place, yet, once there, Murgu shoots the unarmed Kutler.

While Murgu is certainly motivated by personal greed, ethnic distrust plays a fundamental role in his actions. In a Transylvania newly incorporated into so-called Greater Romania, Murgu uses the Romanians' anticipated antipathy for their former Hungarian rulers to paint Kutler as a »honvéd« spy.²² Likewise, the fact that the royal hunt master Murgu would like to unseat is a German is indistinguishable from Murgu's professional ambition. When Murgu and Kutler finally confess to their mutual antipathy, both affirm a number of prejudices about the other's ethnic group. The heart of their dispute concerns the relationship between the two men and the mountains and is focused on the notion of belonging, which has two meanings here. On the one hand, belonging is defined as property ownership, in which sense the mountains belong to the Romanian state, represented by Murgu. But Murgu also recognizes another, more primary and important kind of belonging, which is about

19 »[C]ătre care nu simțise, nu aplecare, dar nici puțină de legătură niciodată.« Emanoil Bucuța: Capra neagră [The Chamois]. Cluj-Napoca 1977, p. 73. All translations from Bucuța are my own.

20 The acronym Astra stands for Asociația Transilvană pentru Literatura Română și Cultura Poporului Român [The Transylvanian Association for Romanian Literature and the Culture of the Romanian People], founded in 1861 in Sibiu. The association played an important role in the prewar definition and promotion of Romanian literature and culture. Blaj, where Astra celebrated its 50th anniversary in 1911, holds important historical associations for Romanian nationalism.

21 »Ceva din părerea satului lor din Ardeal față de sași, mai mult de luare în rîs și de îndepărtare, se strecurase încă din copilărie și în el. Chiar ea, cum se purta și ce vrea? Trecea pe-aici, adusă de-o toană și fără să priceapă nimic din tot ce-o înconjura. Mare lucru dacă n-avea față de români disprețul sau cel puțin Neluarea în seamă a poporului ei de negustori și de cărturari făloși. Se lăsa dusă [...] și miine avea să ridă cu prietenetele, în burgul lor obosit, de alaiul valah de la Blaj.« Ibid., pp. 73–74.

22 Ibid., p. 35.

knowledge of and kinship with the natural world: »These mountains belong to me. I've been roaming them for two or three years now, and I don't know them. The beasts avoid me.«²³ Murgu entreats Kutler to share some of his insights with him, but Kutler denies his request. Belonging to the Carpathians, he asserts, is a birth right, which the plains-born Murgu doesn't have and cannot acquire:

[T]here are gifts one can't give. Leave me be. I was born here. You're a man from the Plains. I've lived on mountain paths all my life. You, as I heard, studied engineering in Berlin. The Grunewald is not the Negoiu.²⁴

The novel ultimately upholds Kutler's position, assigning the Saxon a Carpathian birth right which the plains-born Romanian doesn't have. Through the focalisation of the Romanian mountain guide Zahei, Kutler is described as different from but complementary to the local Romanians and »naturalized« to the area: »He's so fair he's almost white and looks among the people of this soil like the bark of a birch among the barks of old beeches.«²⁵ While the Romanians are acknowledged as the »people of the soil,« that is to say, the original inhabitants of the area, the Saxon Kutler adds to its diversity and is as much at home there as the trees of the forest. He has further a strong feeling of historical belonging (he repeatedly points out that his forefathers were called to the area by Maria Theresia) and refuses to leave even after his attempted deportation.

Kutler's belonging to the Carpathians is further upheld in the chamois' meadow, where, in Murgu's dazzled eyes, the Saxon transforms from human caretaker into a creature of the wild:

He [Kutler] walked as if through his own yard, looking after his cattle, except secretly and most carefully. In the end, he propped himself up on his elbows between two cliffs, leaned forward and looked underneath and around, smelling the air like a beast. [...] [H]e was a creature of the mountain. No one could reach him. Only a fool would have thought of following in his footsteps. He would have dashed away over the rocks with cloven hooves and flashed his pelt full of dew at a crossroads, disappearing.²⁶

Unable to distinguish between man and beast and unable to defeat his desire to hunt the chamois, Murgu shoots Kutler, who is left at this point in the narrative for dead. Yet the Saxon is rescued, and, in the conclusion of the novel, personally leads Zoica's hiking party to the peak. During the ascent, Magda comes into focus as another creature of the mountains. The implicit comparison made throughout the novel between the young Saxon woman and the chamois is concretized in the last paragraph, illuminating the double meaning of the title:

23 »Munții aceștia sunt ai mei. Îi bat acum de doi, trei ani și nu-i cunosc. Fiarele se feresc de mine.« Ibid., p. 42.

24 »[S]înt daruri care nu se pot da. Lasă-mă. Eu sunt născut aici. Dumnezeua ești om din Cîmpie. Eu am trăit pe cărările muntelui de cînd m-am pomenit. Dumnezeua ai învățat, cum am auzit, politehnica la Berlin. Grunewaldul nu e Negoiu!« Ibid.

25 »E alb de bălan și arată între oamenii pământului ca o scoarță de mesteacăn între scoarțe vechi de fag.« Ibid., p. 32.

26 »Umbra ca într-o curte a lui, grijind de vite, numai că tainic și cu cea mai mare pază. La urmă se propti în coate între doi colți, se aplecă și se uită dedesupt, de jur împrejur, adu-mecînd și el ca o fiară. [...] [E]ra of ființă a muntelui. Nimeni nu-l putea ajunge. Nebun cine credea să-i calce pe urme. Cu copite despicate ar fi gonit peste pietre și ar fi scăpărat la o răspîntie, din blana plina de rouă, pierind.« Ibid., p. 49.

One could feel the clear weather returning to the mountain. Kutler was singing a hunting song up front. From beneath Magda's hood, slipped down her back, two big and velvety chamois eyes mirrored fir woods and hillocks.²⁷

The final three sentences of the novel recast the Carpathians from a space of conflict to one of reconciliation. The clearing of the sky functions here as a double metaphor. On the one hand, it symbolizes the return of peace after the »storm« of human emotions. On the other, it implies the return of an unimpeded view, which, as in other mountain literature, can symbolize a sense of enlightenment that helps restore the human order:²⁸ Kutler is back in the role of mountain guide and caretaker, and Vlad has recovered the elusive Magda. Unlike Murgu, who is unable to properly value the chamois and, by extension, the world of the Carpathians, Vlad Armășescu redeems himself at the end of the novel by acknowledging Magda's worth and, thus, helps restore the balance of not only the mountain world but of the very political project of Greater Romania. The promise of Vlad and Magda's union on the border between Transylvania and Wallachia sounds a hopeful note for interethnic understanding in the newly formed nation-state. The tourist, with his honest appreciation of the beauty and *diversity* of the mountains, triumphs, where the government agent, for whom nature is an asset to be conquered and possessed, has failed.

Published two years after *Capra neagră*, at the beginning of World War II, Mihail Sebastian's *Accidental* envisions a similarly balanced mountain world but holds out far less hope for its durability. Born Iosif Hechter into an assimilated Jewish family in the Danube port of Brăila, Sebastian was a rising star of Romanian letters until his background became a liability in the increasingly anti-Semitic Romanian Kingdom of the 1930s. Although he began *Accidental* in 1936, he finished it in the winter of 1939 and wrote much of the second part during skiing holidays in the Carpathians. As several critics have noted,²⁹ the disrupted genesis lends the narrative a distinct two-part structure, the first taking place in Bucharest and the second in the mountains above the Transylvanian city of Brașov (German: Kronstadt), where his characters spend a fateful winter vacation. The novel's protagonist is Paul, a lawyer, who witnesses a minor streetcar accident involving the French teacher Nora Munteanu and is pulled into the young woman's orbit, despite nursing a recent disappointment with the painter Ann. When Nora proposes a skiing holiday in the Carpathians as an antidote to his languishing, Paul reluctantly agrees, and the two find themselves, through the intermediary of a second accident, in the mountain hut of a young Saxon, Gunther Grodeck, and the latter's caretaker, Hagen. As Nora begins to unravel the mystery surrounding Gunther and Hagen's isolated life in the Carpathians, the four slowly form bonds across their differences, helped by their common love for both the mountains and music.

Unlike *Capra neagră*, in which the space of the Carpathian Mountains has correspondences with the wild spaces of the German capital and nature lovers can be found

27 »Se simțea că se întoarce seninul la munte. Kutler cânta în frunte un cântec de vânătoare. De sub gluga Magdei, alunecată pe spate, doi ochi mari și catifeleți de capră neagră oglindeau brădeturi și stîncării.« *Ibid.*, p. 348.

28 Cf. Kathrin Geist: Heile Bergwelt? Der Raum Alpen als locus anti-utopia in Arthur Schnitzlers *Das weite Land* und Thomas Manns *Der Zauberberg*. In: *Literatur für Leser* 38 (2015) 4, pp. 235–253, here: p. 243.

29 Cf. Ion Vartic: »Grodek.« A treia variantă [Grodek. The Third Version]. In: Leon Volovici (ed.): Mihail Sebastian. *Dilemele identității* [Mihail Sebastian. Identity Dilemmas]. Cluj-Napoca 2009, pp. 283–298, here: p. 288.

in either, *Accidental* projects a clear division between city and mountain spaces. Whether the Romanian capital, Bucharest, the German capital, Berlin, or the intermediary space of Braşov – on the territory of the Romanian Kingdom but of German heritage – Sebastian's cities are devoid of human warmth and are even life threatening. By contrast, the mountain hut offers the possibility for genuine human connection and flourishing.

However, as in *Capra neagră*, before the mountains become a space of reconciliation, they are first a space of conflict. Ion Vartic has pointed out that the mountains are introduced into the novel as a menacing entity with a distinctly martial character:³⁰

From somewhere above [Paul and Nora] came a metallic rustling, a murmuring of branches, a hurried fluttering of metallic wings. Heavy unseen strides or woods ripped away from their roots descended, striking against the branches. [...] Somewhere in the air above them, huge waves slammed together and the sound radiated downwards, as though reaching the bottom of the sea. Cold, damp, hazy mist streamed between the fir trees. Unmoving branches resounded with the noise like the clashing of weapons.³¹

The combative quality of the Carpathians is further underlined by that of its ethnically German inhabitants. The threatening passages of the lowering of the clouds, quoted by Vartic, are followed immediately by Paul and Nora's arrival at the SKV lodge, »still smoking between the fir trees, as though after a recently extinguished fire.«³² The lodge is explicitly identified as »German territory« by the abbreviation of the Siebenbürgischer Karpatenverein and by the »red-haired Saxon with a small, pointed, slightly fiendish beard, and a cold stare, devoid of hostility but also of kindness,«³³ whom they meet here and whose accented speech makes him appear »rough« (»aspru«). The encounter leaves in doubt whether the two Bucharesters have entered friendly or enemy territory, ambiguity which is carried into the lodge, which is inhabited both by women crocheting peacefully next to the fire and by young men waxing their skis »as though polishing weapons.«³⁴

The hostile demeanour of the German inhabitants of the Carpathians is matched by the military appearance of the skiers from the Romanian capital, poised to colonize Braşov and its surroundings.³⁵ The men and women dressed in skiing uniforms resemble a »young company leaving on manoeuvres,«³⁶ the holiday train is described as a military convoy, and the atmosphere inside the wagons is one of soldierly camaraderie. Nora and Paul themselves are subsumed into the unit. Paul no longer recognizes the woman he has made love to beneath the uniform, while Nora attends to the

30 Vartic: »Grodeck,« pp. 289–290.

31 Sebastian: *The Accident*, pp. 131–132. The present paper follows the English-language version of *Accidental* by Stephen Henighan. Where noted, I diverge from Henighan's version in favour of a more literal translation that highlights Sebastian's original word choice. In those cases, I refer to the following Romanian edition: Mihail Sebastian: *Oraşul cu Salcîmi. Accidental* [The Town with Acacia Trees. The Accident]. Bucureşti 1983.

32 Sebastian: *The Accident*, p. 132.

33 *Ibid.*

34 Sebastian: *The Accident*, p. 133.

35 For a discussion of Braşov as a »colonized space,« see Enikő Dác: *Inszenierungen eines »kolonisierten Raumes«*. Zwischen nationaler Eigenart und Konvergenzen. In: Enikő Dác, Réka Jakabházi (eds.): *Literarische Rauminszenierungen in Zentraleuropa*. Kronstadt/Braşov/Brassó in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Regensburg 2020, pp. 219–252.

36 Sebastian: *The Accident*, p. 121.

sleeping Paul »as though she were standing watch in a shelter.«³⁷ The comparison extends further into the text to the description of the dormitory at the Romanian Touring-Club lodge as barracks, of Nora's ski drills as those of a »fanatical army officer,«³⁸ and of the city of Braşov as a training camp. An actual military team even appears on skis, reminding the reader of the presence of the (Romanian) state in what should be a (Saxon) holiday paradise: »They were visible from a distance, like black shooting stars on a sky of snow.«³⁹

Sebastian's martial coding of the skiers, both Romanian and Saxon, suggests a much less positive view of mountain tourism than Bucuţa's. The very space of the Postăvarul (German: Schuler) Massif seems arranged to facilitate the rivalry between the Romanians and the Saxons, with an »upper« lodge belonging to the Romanian Touring-Club and a »lower« one belonging to the Siebenbürgischer Karpatenverein. The skiing competition between the two clubs on Christmas Day has the trappings of a battle:

Above all, the Saxons from the SKV, who arrived in a compact group, were as grave and resolute as if they were preparing for a great battle. They had put together a five-man team and had sent a written challenge to the students from the Touring Club, stating that the upcoming downhill race would be the »final test« of the day, the culmination of the struggle between the SKV and Touring Club.⁴⁰

The struggle between the Romanians and Saxons for supremacy on the mountain even claims a victim – Paul – who is felled by a »Schuss« (straight shot) run in the third and last accident referenced by the title.

The two ethnically-coded lodges form a triangle with a meadow claimed by both Saxons and Romanians, as indicated by the short verbal sparring between Gunther and Nora over its double name, Dreimädlerwiese/Poiana Trei Fetiţe (Three-Girl Meadow). Gunther's cabin is located in the very centre of the triangle, invoking a »third space« alternative *avant la lettre*.⁴¹ In it, the young man has created a world apart from the values and expectations of his family, »the Grodecks,« centred on the memory of Gunther's deceased mother, »young Mrs. Grodeck.« Gunther's offer of shelter to the two Romanians and their forming of a family unit of sorts is received as another affront and becomes fodder for speculation in the Saxon community. When the red-haired Saxon first learns that Paul and Nora have been taken in by Gunther, the SKV host hints that Gunther's father, »Old Grodeck,« disapproves of Romanians: »If Old Grodeck had known...«⁴² Later on, Nora's parading on the slope with Gunther and Paul provokes questions and stares.

In the two incipient love triangles, Paul–Nora–Ann and young Mrs. Grodeck–Hagen–Old Grodeck, »the unhealthy original couple is pried apart by a vigorous

37 Ibid., p. 123.

38 Ibid., p. 166.

39 »Se vedeau de departe, ca nişte stele negre, căzătoare, pe un cer de zăpadă.« Sebastian: Oraşul cu Salcimi. Accidentul, p. 330. My translation.

40 Sebastian: The Accident, p. 207.

41 For a discussion of the mountain hut as an »other« space, see Raluca Cernahoschi: Die Berghütte als Heterotopie. Gesellschaftliche Neuordnung in Mihail Sebastian's Der Unfall. In: Dăcz, Jakabházi: Literarische Rauminszenierungen in Zentraleuropa, pp. 273–285.

42 Sebastian: The Accident, p. 157.

individual identified with the mountains.«⁴³ In the Carpathians, the two triangles are reconfigured into the rectangle Paul-Nora-Hagen-Gunther (the latter supplanting his mother in the rivalry between his father and Hagen). The connection between these four is catalysed by their shared passion for poetry and music but is grounded in the deep relationship Nora and Hagen have with the mountains. This capable duo, who seem to be able to read people as well as the snowy woods, become counterparts in the symbolic parenthood of the two »boys« and »invalids,« Gunther and Paul. Nora, an avid hiker and skier, is linked to the mountains by her very surname, Munteanu (literally: »of the mountains«), while Hagen, cloaked in his cape, is a »woodsman« (»pădurar«) and their »priest« (»preot«).⁴⁴ All barriers between the four seem to break when they take in a lost bear cub on New Year's Eve, and Hagen, the most reluctant to reach out of the four, opens up: »For the first time since [Nora] had met him, his speech, normally harsh and cold, began to have a friendly air. He remained bent over the sleeping little brute with the attentive gaze of a man tamed.«⁴⁵

The entrance of the mountain world, symbolised by the bear cub, into the human space of the cabin is immediately recognized by Nora as a sign. This enlightenment is paralleled, as in *Capra neagră*, by the breaking of the hitherto ubiquitous clouds on New Year's Day. The penultimate chapter of *Accidentalul* is an extensive discussion of the changes in outlook and attitude of the people thus freed: »Everything worked with delightful ease in that light that lent transparency to even the heaviest objects.«⁴⁶ Yet on Twelfth Night – the last Paul and Nora spend at the cabin – the clouds return, and Hagen resolutely closes the cabin's shutters. Despite Paul's hopefulness at the end of the novel that those who have been to the mountains are forever changed, Paul and Nora's return to Braşov and toward Bucharest and the closing up of the cabin suggest an underlying pessimism about the durability of the circumstances – including interethnic understanding – forged in the Carpathians. Although both Bucuţa's and Sebastian's novels sketch out gestures of reconciliation between Romanians and Saxons, in a pointed divergence between the two texts, *Capra neagră* ends with an ascent, *Accidentalul* with a descent.

MOUNTAIN TOURISM AND GENDER: ROMANIAN AND SAXON LITERARY REFLECTIONS IN COMPARISON

Dumbravă, Bucuţa, and Sebastian's vision of the Carpathians as an interethnic meeting space, with tourism as the key to concordance and/or reconciliation between ethnic Romanians and ethnic Germans in the Romanian Kingdom, stands in stark contrast to contemporaneous Saxon accounts of the mountains. Whereas the three Romanian authors emphasize the Siebenbürgischer Karpatenverein as a major presence in the Southern Carpathians, for instance, the association is almost entirely absent from the Saxon literature of the period. This is the more remarkable when one considers that the SKV, founded in 1880,⁴⁷ was not simply an association for the pro-

43 Stephen Henighan: Diversity in the Homeland: The Changing Meaning of Transylvania in Mihail Sebastian's *The Accident*. In: David B. MacDonald, Mary-Michelle Decoste (eds.): *Europe in Its Own Eyes, Europe in the Eyes of the Other*. Waterloo, ON 2014, pp. 147–156, here: p. 154.

44 Sebastian: *Oraşul cu Salcimi*. *Accidentalul*, p. 329.

45 Sebastian: *The Accident*, p. 227.

46 *Ibid.*, p. 232.

47 The SKV was preceded by the Siebenbürgischer Alpenverein (SAV), founded in Braşov in 1873. In 1881, the SAV dissolved, and its members joined the newly launched SKV. The Braşov section of the SKV was very active throughout its existence, helping to establish the infrastructure for tourism and sport in the South-

motion of an outdoor lifestyle. Newer scholarship on alpine associations throughout the Carpathian range suggests that the aesthetic elevation of the mountains, scientific exploration, the pursuit of health and well-being through outdoor activity, and the search for new forms of social bonding went hand in hand with the affirmation of group solidarity based on ethnic belonging.⁴⁸ The laying out of paths and construction of shelters and lodges was a tangible way of marking territory, which inevitably led to conflicts with both local users of the mountains, such as shepherds, and rival mountain clubs.⁴⁹ As Michael Wedekind has argued, the founding of the SKV was part of a larger offensive for the »Schaffung einer eigenen organisatorischen Infrastruktur sowie die Erweiterung ihres Öffentlichkeitsrahmens«⁵⁰ in the context of the Saxons' diminishing political power on a territory first ruled from Budapest and then from Bucharest. The SKV's projection of Saxon unity against the backdrop of the Transylvanian mountain landscape is understood by Wedekind (invoking the work of sociologist Erving Goffman) as an effort to create group identity and cohesion:⁵¹

Der durch das »Heimat-Erleben« akkumulierte Wissens- und Affektvorrat sollte ein gemeinsames Verständnis- und Deutungsmuster, ein Vorstellungssystem, eine »Kosmologie« der Eigengruppe etablieren. Dieser Prozeß läßt sich im Sinne des Soziologen Erving Goffman als jene »primäre soziale Rahmung« beschreiben, die kollektive Handlungsorientierung evoziert.⁵²

Although the Carpathians themselves are a fixture of Saxon literature in the first half of the 20th century,⁵³ mountain tourism and sports⁵⁴ make only sporadic appearances in it. This is perhaps best illustrated in the work of Adolf Meschendörfer, one of the most prominent Saxon writers of the 20th century. Meschendörfer is one of the originators in modern Saxon literature of the topos of the Carpathians as a »bulwark of Western civilization« against »aggressors« from the »wild East,« and the mountains play an important part in all of Meschendörfer's works set in his home town of

ern Carpathians and to expand the nearby Poiana Braşov (German: Schulerau) into what would become a premier winter resort in interwar Romania. In 1905, the Kronstädter Schneeschuhverein (KSV), later renamed the Kronstädter Skiverein, was founded as the first winter sports association on the territory of today's Romania. Heinz Heltmann: *Der Naturraum von Kronstadt und seine Erschließung*. In: Harald Roth (ed.): *Kronstadt. Eine siebenbürgische Stadtgeschichte*. München 1999, pp. 122–136.

- 48 Cf. Martin Pelc: *Orte der Selbstpositionierung. Deutsche und tschechische Wandervereine in den böhmischen Ländern*. In: Peter Stachel, Martina Thomsen (eds.): *Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten*. Bielefeld 2014, pp. 233–242; Bianca Hoenic: *Geteilte Berge. Eine Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra*. Göttingen 2018.
- 49 The *Gedenkband* for the 110th anniversary of the SKV laments repeatedly the »wilful« destruction of mountain lodges by locals, as well as disagreements about path markers with other sections of the SKV and with other clubs. Cf. Heinz Heltmann, Helmut Roth (eds.): *Der Siebenbürgischer Karpatenverein 1880–1945. Gedenkband*. Thaur bei Innsbruck 1990.
- 50 Michael Wedekind: *Der Siebenbürgische Karpatenverein (1880–1944). Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Siebenbürgens*. In: *Amnis. Revue d'études des sociétés et cultures contemporaines Europe-Amérique*. [Amnis. Journal for the Study of Contemporary European and American Societies and Cultures] 1 (2004), <<https://doi.org/10.4000/amnis.1088>>, 28.4.2021, n. p.
- 51 A similar examination of Romanian mountain clubs, such as Hanul Drumeţilor and Touring-Clubul României, is still outstanding.
- 52 Wedekind: *Der Siebenbürgische Karpatenverein*.
- 53 For an overview of this topos in Saxon poetry, see Réka Jakabházi: *Literarische Konstruktion der Karpaten in der siebenbürgischen ungarischen und deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. In: *Transnationale Karpaten. Spiegelungen* 16 (2021) 1, pp. 59–69.
- 54 A notable exception are the works of Emil Witting, which, however, focus on animal life and game hunting in the Carpathians rather than on hiking and skiing, as the texts under consideration do.

Kronstadt (Sebastian's Braşov). In Meschendörfer's telling, the Carpathians are the ancient protectors of the Saxons but also act as a trap that leads to the Saxons' slow degeneration and inevitable extinction.⁵⁵

This view of the Carpathians has little use for mountain tourism, and Meschendörfer mentions it only episodically. In Meschendörfer's debut novel, *Leonore*, from 1907, the protagonist travels to the Bucegi Mountains to seek distraction from a consuming love story with the eponymous heroine. The mountain interlude allows him to clear his head, and he returns to town ready to offer Leonore his hand. Hiking also functions as a way to distract from social and political pressures in *Die Stadt im Osten* (1931), Meschendörfer's most widely received and celebrated novel. Here, too, hiking is an ethnically coded (Saxon) and gendered (male) pursuit, although *Die Stadt im Osten* does offer a passing glance at social changes associated with hiking, when the narrator sketches (but does not substantiate) a link between the fact that »Buben und Mädchen gehen zusammen in die Berge und schlafen in den Schutzhütten« and female suffrage.⁵⁶ Women are finally present in the mountains in the 1935 novel *Der Büffelbrunnen*, which describes a mixed-gender hike during which the protagonist, a high school teacher, proposes to one of his former students at a mountain lodge.

In all of these examples, hiking is a Saxon pastime, and the mountains are almost exclusively German. In *Leonore*, for instance, the high-altitude Bucegi mountain range is connoted as Saxon: »Diese Berge sind wie die Menschen, die an ihren Abhängen wohnen: siebenbürgisch-sächsische Bauern [...]«. ⁵⁷ None of Meschendörfer's hiking characters have any meaningful interactions with ethnic Romanians, although the latter's presence is implied by the shepherd dogs who menace the Saxon hikers in the »siebenbürgischer Urwald.« ⁵⁸ Where hiking serves as a vehicle for match-making, the resulting matches are, in contrast to Bucuța's text, between members of the same ethnic group. Although nominally equal to men as hikers, women fulfil the same role on the mountain as they do in the city: awaiting or encouraging marriage proposals.

In contrast to Meschendörfer's women, Zoica and Nora gain both stature and visibility in the remote worlds of the Carpathians. To the extent that the mountains are interethnic meetings spaces, it is they who forge the connections. When Zoica reunites her brother, an ethnic Romanian from the Old Kingdom, with Magdalena Olburt, a Transylvanian Saxon, she is making up for a war in which their respective countries had been enemies. This reconciliation takes place in the Southern Carpathians, the erstwhile border between the Old Kingdom and Transylvania, which is now recast as a bridge between the two provinces, with Zoica as bridge builder. Sebastian's *Accidental* casts the Carpathian Mountains as »a zone of multiplicity and mutual enrichment,« ⁵⁹ where his ethnic Romanian and German characters find a temporary safe haven together. Here, too, the mediator is a female mountain lover, the French-teacher-turned-ski-instructor Nora Munteanu. As with Dumbravă's assumed name,

55 Cf. Cernahoschi, pp. 278–280; Cristian Cercel: Transylvanian Saxon Symbolic Geographies. In: Civilisations [Civilizations] 60 (August 2012) 2, Être ou ne pas être balkanique [To Be or Not to Be from the Balkans], pp. 83–101, here: p. 91.

56 Adolf Meschendörfer: *Die Stadt im Osten*. München 1932, p. 299.

57 Adolf Meschendörfer: *Leonore*. Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen. Bukarest 1967, p. 145.

58 Adolf Meschendörfer: *Der Büffelbrunnen*. München 1935, p. 78.

59 Henighan: Translator's Afterword, p. 256.

Nora's surname signals a deep affinity with the Carpathians, while her fearlessness in the harsh mountain environment not only enables her party's survival but leads to the meeting between the Romanians and Saxons and smooths the way to their mutual understanding and growth.

Stephen Henighan, the translator of *Accidental* into English, has proposed reading Nora allegorically as an ideal embodiment of the nation, the »[incarnation of] the Romanian motherland's capacity to harmonize the country's disparate ethnic groups.«⁶⁰ Fulfilling a parallel function in *Capra neagră*, Zoica can be read in a similar vein. But understanding the two female figures solely allegorically misses their importance as early-twentieth century women travellers in the mountains and the very real sense in which the Carpathians offer a space for rethinking social configurations, as represented also in Bucura Dumbravă's *Cartea munților*.

Despite her name, Nora does not come from nor live in the mountains. Like Zoica, she is a tourist there, and her sojourn in the Carpathians is short. For the two women, the mountains are a space apart from their usual urban habitats. This makes the mountains an important space for social experiment, a view that is inextricably linked to larger contemporaneous debates about belonging to the Romanian nation. For the Romanian-language authors considered here, at least, the female presence in the Carpathians holds remarkable promise in a tumultuous period and a resounding endorsement for the mountains as a space of interethnic understanding.

RALUCA CERNAHOSCHI, Dr., is Associate Professor at Bates College in Lewiston, Maine (USA), where she teaches in the German and European Studies programmes. Her present research focuses on German and East-Central European literature and film, with a special emphasis on the discursive construction of Transylvania and Galicia. Recent publications include articles on the Galician periphery in Joseph Roth and István Szabó, competing Romanian and Saxon depictions of Kronstadt/Brașov in interwar anthologies, and the deployment of heterotopic space in Mihail Sebastian's novel *Accidental* [*The Accident*].

E-Mail: rcernaho@bates.edu

The Southern Carpathians as Interethnic Meeting Space in Interwar Romanian Prose (Abstract)

The article offers the first in-depth look at parallels between three texts, which, read together, point toward an alternate discourse in Romanian prose from the established representation of the Carpathians as the birthplace – and, therefore, sole domain – of the Romanian people. Bucura Dumbravă's *Cartea munților* [*The Mountain Book*] (1920), Emanoil Bucuța's *Capra neagră* [*The Chamois*] (1938), and Mihail Sebastian's *Accidental* [*The Accident* 2011] (1940) stand out in interwar Romanian literature not only for their detailed depictions of mountain tourism and sports, but also for their portrayal of the Carpathians as a constructive meeting space between people of different ethnic backgrounds. Following Dumbravă's self-projection as a female tourist

⁶⁰ Henighan: *Diversity in the Homeland*, p. 154.

with unusual affinities for the mountains and its inhabitants, Bucuța's and Sebastian's novels connect the image of the Carpathians as a space of interethnic strife and subsequent reconciliation with that of the female tourist as bridge builder between Romania's different ethnicities. The three Romanian authors' norm-breaking depiction of mountain tourism stands in contrast to the representation of the Carpathians in contemporaneous Transylvanian-Saxon literature, which is briefly sketched in the conclusion.

»You Mean the Goyim Are Our Equals?«

Postcolonial Readings of Ivan Olbracht's Writings on
Subcarpathian Ruthenia, 1931–1937

By Jonathan Parker, University of Texas at Austin

It is only relatively recently that a postcolonial lens has been brought to bear on eastern European history. Plenty of work has examined the ways in which the region has figured in the colonial imaginings of travellers, intellectuals, and even policy makers from outside the region, from France, Germany, Britain, and Austria.¹ However, scholars still grapple with colonial discourses within the region itself. This difficulty arises from the supposedly anti-colonial and anti-imperial foundations of the region's various nation-states and the fluid boundaries of »Eastern« Europe itself. In order to illuminate these issues, this paper will discuss the portrayal of Subcarpathian Ruthenia in interwar Czechoslovakia (henceforth Subcarpathia)² in the work of Ivan Olbracht (1882–1952). In doing so, I argue that Olbracht's work can be understood as anti-colonial literature. Furthermore, I apply a postcolonial reading in order to highlight Olbracht's critique of civilizational hierarchies within his anti-colonialism.

Olbracht was a writer in interwar Czechoslovakia, known for producing psychologically complex fiction, such as the 1919 novel *Podivné přátelství herce Jesenia* [The Strange Friendship of Jesenius the Actor]. He was expelled from the Czechoslovak Communist Party in 1929, having joined shortly after the First World War. After being expelled, he spent most of the following decade living and travelling in Subcarpathia. His writings based on those experiences have continued to attract public and scholarly attention in the Czech Republic into the 21st century, including republica-

1 E. g. Larry Wolff: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford, California 1994; Maria Todorova: *Imagining the Balkans*. Oxford, England 2009; Ulrich Bach: *Tropics of Vienna*. New York 2016; Vesna Goldsworthy: *Inventing Ruritania. The Imperialism of the Imagination*. New Haven, Connecticut 1998; Kristin Kopp: *Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space*. Ann Arbor, Michigan 2012.

2 This region and its Slavic-speaking inhabitants have been known by many names. For the place, I use the term »Subcarpathia« in parallel with the Czech term, *Podkarpatsko*, which Olbracht uses in his writings from the 1930s. To refer to the non-Czech Slavic inhabitants, I use either the term »Slavic peasants« or, in parallel with Olbracht's *rusini*, »Rusyns«.

tions of his major works, a feature film adaption in 1995,³ and discussions of his work by scholars in major Czech periodicals.⁴

Subcarpathia was the easternmost region of interwar Czechoslovakia. Before the First World War, it was an unmarked region in the north-eastern corner of the Kingdom of Hungary. In the 1930s, the region was home to peasants who spoke a Slavic language (possibly a dialect of Ukrainian or a separate language called Rusyn), large numbers of Yiddish-speaking Jews, as well as Hungarians, Roma, and small numbers of other groups. How the region came to be part of Czechoslovakia is discussed below, but here it suffices to say that its representatives were promised political autonomy in 1918 and did not get it until 1938. In general, the Prague government regarded the region with suspicion, considering it politically »backward« and unreliable. Subcarpathia was occupied during the Second World War by Nazi-allied Hungary, which inflicted ethnic cleansing and genocide on the region, especially against the Jews as part of the Holocaust.⁵ After the war, the region was annexed to Soviet Ukraine, and it remains a part of Ukraine today as Zakarpattia Oblast (Zakarpats'ka oblast').

This paper seeks to elucidate Olbracht's critique of what he saw as Czech colonialism in Subcarpathia. The paper argues that Olbracht understood Czech colonialism in civilizational terms: the Czechs positioned themselves as culturally superior (by virtue of their »modernity« and »rationality«) in contrast to the so-called »backward« inhabitants of Subcarpathia. In this way, Olbracht's writing bears a striking resemblance to anti- and post-colonial literature from other, non-European contexts, which sought to challenge not only the material effects of colonialism, but also its discursive and »spiritual« or cultural aspects. While other scholars (discussed below) have noted the explicit and implicit colonial critiques in Olbracht's work, these analyses focus on issues of »bourgeois« economic exploitation and national identity. While these issues are present in Olbracht's texts, I argue that a postcolonial reading illuminates more profound issues of civilizational hierarchies and the oppressive dichotomy between »civilized« and »backward« in Olbracht's writings, which critique and subvert those hierarchies. At the same time, Olbracht's critique was occasionally inconsistent. Despite Olbracht's sensitivity to colonial practices and discourses, sometimes his work itself deploys colonial tropes in its presentation of Subcarpathia's inhabitants. This paper highlights these inconsistencies without seeking to undercut Olbracht's broader critique. By highlighting Olbracht's anti-colonial critique, this paper shows how a nation-state like Czechoslovakia could exhibit characteristics of empire. Reading Olbracht in this way puts interwar Czechoslovak literature, and, indeed, history, into conversation with contemporaneous global issues and trends.

3 Golet v údolí [Exile in the Valley]. 1995. Directed by Zeno Dostál.

4 Alexander Kratochvíl: Borderland. Zakarpatská Rus očima Ivana Olbrachta [Transcarpathian Rus through the Eyes of Ivan Olbracht]. In: Respekt. 28 June 2015, <<https://www.respekt.cz/tydenik/2015/27/borderland>>, 29 August 2021.

5 Raz Segal: Genocide in the Carpathians. War, Social Breakdown, and Mass Violence, 1914–1945. Stanford, California 2016.

6 For a more detailed discussion of how Edward Said's *Orientalism* applies in this context, see Stanislav Holubec: »We Bring Order, Discipline, Western European Democracy, and Culture to this Land of Former Oriental Chaos and Disorder.« Czech Perceptions of Sub-Carpathian Rus and Its Modernization in the 1920s. In: Włodzimierz Borodziej, Stanislav Holubec, Joachim von Puttkamer (eds.): *Mastery and Lost Illusions. Space and Time in the Modernization of Eastern and Central Europe*. Munich 2014, pp. 223–250, especially pp. 238–249.

This paper focuses on four pieces of Olbracht's work, each of which will be discussed in more detail below. First is the 1934 film *Marijka Nevěrnice* [Marijka the Unfaithful]. Olbracht contributed to the screenplay for this film, which was directed by writer Vladislav Vančura. Second is a collection of journalistic dispatches or *reportáže* published together in 1935 as *Hory a staletí* [Mountains and Centuries], with Olbracht as the sole author. Each dispatch is individually dated, and some had previously been published in the 1932 collection *Země bez jména* [The Land Without a Name]. The rest are mostly dated to 1934. These dispatches constitute the main non-fiction material discussed here, although they share some surprising elements with Olbracht's fiction writing. Third, this paper will consider Olbracht's two best known and received pieces of fiction. The first is *Nikola Šuhaj, loupežník* [Nikola the Outlaw, 2001, literally: Nikola Šuhaj, the Highwayman], first published in 1933. The second is *O smutných očích Hany Karadžičové* [The Sorrowful Eyes of Hannah Karajich, 1999]. This novella forms the principle and best regarded portion of *Golet v údolí* [The Bitter and the Sweet, 1967, literally: Exile in the Valley], originally published in 1937.⁷

CZECH COLONIALISM IN SUBCARPATHIA

Olbracht's work responded to a complex historical context, and understanding this context helps to shed light on his work. Subcarpathia came into existence as a distinct region at the end of the First World War, when the former Kingdom of Hungary was partitioned. While Upper Hungary or Slovakia formed part of Czechoslovakia, it was less clear to which state Subcarpathia should be joined. According to Joseph Rothschild's account, the matter was largely decided in the United States between Czechoslovak leader Tomáš Masaryk and Ruthenian-American leader Grigory Žatkovič. They agreed to attach the region to Czechoslovakia with promises of extensive political autonomy and regional institutions. However, the promises of autonomy were not fulfilled.⁸ It was not until the Munich Agreement of 1938 that Subcarpathia was granted autonomy. Rothschild states that the main reason for this delay was the fear in Prague of political »backwardness,« namely the region's affinity for communism, Ukrainian nationalism, and pro-Hungarian politics. Rothschild continues, rather condescendingly, to speak of the Ruthenians' »blind loyalty to their Hungarian lords.«⁹ Rothschild's discussion of Subcarpathia thus focuses on issues of political autonomy, while reproducing a condescending attitude toward the region.

Indeed, other recent work has shed light on the »civilizing mission« and civilizational hierarchies that interwar Czechs brought to Subcarpathia. Stanislav Holubec's book chapter on the subject summarizes this attitude very nicely in the chapter's title, which is a quote from a Czech observer in the region in the early 1920s: »We bring order, discipline, Western European democracy, and culture to this land of former oriental chaos and disorder.« Holubec goes on to discuss the orientalist aspects in the interwar Czech discourse on Subcarpathia. Many Czech articles and pamphlets in the interwar period spoke of Subcarpathia as the »uncultured east of our republic« where there was »complete disorder and oriental colourfulness« and »many things resemble[d] the near orient.«¹⁰ In the 1920s, the region was commonly referred to as »Czechoslovak

7 Unless otherwise noted, all translations are my own. For the film, I reference the English subtitles of the DVD release, and for the two fiction works I use translated editions, detailed in the references below.

8 Joseph Rothschild: *East Central Europe between the Two World Wars*. Seattle, Washington 1974, p. 84.

9 *Ibid.*, pp. 121–122.

10 Holubec: »We Bring Order.«, p. 236.

Bosnia« in the Czech press. Since the late 19th century, Bosnia »had been a synonym for backwardness and political instability in Czech discourse.«¹¹ This is particularly striking given that Czech speakers like František Valoušek had served in the Austro-Hungarian police force in Bosnia from the occupation of the province in 1878 until the First World War.¹² Holubec also shows how this discourse, particularly the sacralization of the concept of »the people,« supported a »paternalistic relationship between the majority of the local population and the Czech administrators.«¹³ Czech colonization of Subcarpathia consisted not only of economic exploitation or national assimilation, but also of a deeper, civilizing mission which treated the region as primitive and »oriental.«¹⁴

The Czechoslovak orientalization of Subcarpathia is also striking for the way in which it parallels the position of Czechoslovakia in the west European imagination. As Andrea Orzoff has argued, the Czechoslovak government worked hard in the interwar period to promote itself as a politically (and, indeed, culturally) reliable partner to Britain and France. These efforts sought to counter narratives of Czechoslovakia's »East European backwardness«, like the one in British novelist Agatha Christie's 1925 mystery *The Secret of Chimneys*. The novel takes place in a fictional Balkan country named »Herzoslovakia« (an obvious portmanteau of Herzegovina and Czechoslovakia). Its inhabitants are described as an »uncivilized ... race of brigands« whose hobbies include »assassinating kings and having revolutions.«¹⁵ In this light, Czechoslovakia's position vis-à-vis both western Europe and Subcarpathia is reminiscent of Milica Bakić-Hayden's concept of »nesting Orientalism.« This term refers to the »gradients« of oriental-ness, and the construction of hierarchies that privilege »the West« while denigrating »the Orient.« This term is notable for the way it encapsulates both the dichotomy of thinking in terms of »East and West« and the more graded way in which this dichotomy is applied in specific contexts.¹⁶ The Czechoslovak government clearly participated in this hierarchy by positioning both itself as »Western« and Subcarpathia as more »oriental.«¹⁷

11 Ibid.

12 Ibid., p. 231. See also footnote 28 on the same page.

13 Ibid., p. 249.

14 This application of orientalism to neighbouring populations was not unique to the Czechoslovak case. Vladimir Solonari's account of the Romanian occupation of Transnistria during the Second World War in particular shows how orientalist thinking came to inform the occupation. While the Romanian authorities did not share the Nazi German belief in Ukrainians' racial inferiority, they did believe »that Ukrainian culture was primitive and parochial«. They also regarded themselves as »bearers of higher, »European« culture«. By adopting these discourses, the Romanian authorities engaged in a form of orientalism in order to justify their rule over people they considered fundamentally alien, while also seeking to destroy or at least curtail the perspective of local Ukrainians in favour of their own. Vladimir Solonari: Nationalist Utopianism, Orientalist Imagination, and Economic Exploitation. Romanian Aims and Policies in Transnistria, 1941–1944. *Slavic Review* 75 (Fall 2016) 3, pp. 583–605, here: p. 604.

15 Andrea Orzoff: *The Battle for the Castle. The Myth of Czechoslovakia in Europe, 1914–1948*. New York 2009, p. 10.

16 Milica Bakić-Hayden: Nesting Orientalisms. The Case of Former Yugoslavia. In: *Slavic Review* 54 (1995) 4, pp. 917–931, here: p. 918.

17 It is worth noting that these themes – orientalizing, civilizing missions, and colonialism in eastern Europe – are not limited to Olbracht's time. Since 1989, scholars have been debating the applicability of postcolonialism to understanding eastern Europe, its history, and its literature. This is especially the case with Ukraine since the Maidan demonstrations in 2014. Cf. Klavdia Smola, Dirk Uffelman: Introduction. In: Klavdia Smola, Dirk Uffelman (eds.) *Postcolonial Slavic Literatures After Communism*. New York 2016, pp. 9–25; Timothy Snyder et al.: Critical Forum on Ukraine. *Slavic Review* 74 (Winter 215) 4, pp. 695–993, here: pp. 695–737.

OLBRACHT: READINGS AND RE-READINGS

Established interpretations of Olbracht's Subcarpathian work have noted the anti-colonial undertones in his work. However, they have tended to focus on issues of nationality, political autonomy, and economic exploitation.

Olbracht received a politicized reception in socialist Czechoslovakia. An article published in *Česká literatura* [Czech Literature] in 1977, only a few years after Rothschild's work cited above, describes Olbracht's Subcarpathian writings as an »indictment of Czechoslovak bourgeois politics,« praising Olbracht's work for revealing »the economic and political causes of the backwardness of Transcarpathia«;¹⁸ Transcarpathia being the term for the region after its Soviet annexation in 1945. Later, the authors refer to Subcarpathia as »a colony of the Czechoslovak bourgeoisie.«¹⁹ In their conclusion, they characterize Olbracht as needing »to expose the politics of the Czechoslovak bourgeoisie [...] to show that the bourgeoisie of a small nation had the same colonizing aspirations as the bourgeoisie of other nations.«²⁰ The bourgeoisie in this account is the clear villain, an unsurprising portrayal, given that the article was published in the »normalization« era of Czechoslovak politics. In Communist Party fashion, the authors interpret Czech or Czechoslovak colonization of Subcarpathia primarily in terms of class exploitation.

More recent work has focused on issues of nationality (traditionally a central theme in eastern European historiography), while acknowledging the »bourgeois« angle in Olbracht's work. In a 2012 article, Geoffrey Brown frames Olbracht's criticism as part of a broader left-wing attack on Czechoslovak policies in Subcarpathia by comparing his criticisms with that of writer and journalist Stanislav Kostka Neumann. In particular, Brown argues that the interwar Czechoslovak left, including Olbracht, attacked »the bourgeois capitalist direction of the Prague government, and [...] the] assimilationist policies in Ruthenia.«²¹ Brown returns to the issue of »Czechization«²² several times in his article, stressing the sections of Olbracht's non-fiction pieces that discuss nationality and particularly the establishment of Czech-language schools and a state apparatus staffed with Czech speakers. Notably, most of Brown's citations from Olbracht come from a single dispatch published in 1931, early on in Olbracht's Subcarpathian writings. I do not dispute that the issue of nationality was present in Olbracht's work. However, in line with Holubec's presentation, I do argue that there was more to his critique than a focus on nationality politics or class exploitation.

Indeed, other work has already explored the anti-colonial dimensions in some of Olbracht's work. An early example appears in the entry on Olbracht in the authoritative *Dějiny české literatury IV* [The History of Czech Literature, Volume IV], published in 1995. While this entry does not mention issues of colonialism, it does address the »exotic« image of Subcarpathia in Olbracht's period. Olbracht was drawn

18 »Obvinění československé buržoazní politiky«; »ekonomické a politické příčiny zaostalosti Zakarpatska«. N. F. Kopistánská, V. L. Gošovský: Jak vznikla první kniha Ivana Olbrachta o Zakarpatsku [How Ivan Olbracht's First Book on Transcarpathia Was Created]. In: *Česká literatura* [Czech Literature] (1977) 1, pp. 26–34, here: p. 26.

19 »Kolonii československé buržoazie.« *Ibid.*, p. 30.

20 »Odhalit politiku československé buržoazie [...] ukázat, že buržoazie malého národa má stejné kolonizátorské snahy jako buržoazie národů druhých.« *Ibid.*, p. 34.

21 Geoffrey Brown: Blaming the Bourgeoisie. The Czech Left-Wing Response to Perceived Czech Imperialism in Subcarpathian Ruthenia, 1931–1935. In: *New Zealand Slavonic Journal* 46 (2012), pp. 71–90, here: p. 72.

22 *Ibid.*, p. 79.

to the region beginning in 1931 partly because of the attention it had already received in the Czech press, but the region also »lured him as an exotic place of natural beauty and archaic living«.²³ In this account, an initial exoticization seems to have yielded to a more grounded view in Olbracht, based on his extensive direct experience and reading of specialist literature. This shift stood in contrast to Olbracht's contemporaries who had already visited the region (such as Jaroslav Durych, František Skácelík, and Jan Vrba) who »with few exceptions saw [Subcarpathia] mainly as a natural and racial exoticism«.²⁴ According to this account, it was as a consequence of Olbracht's writings that Czech »literature on Subcarpathian themes could no longer persist in its former exoticism«.²⁵ While this interpretation does not directly address issues of colonialism and anti-colonialism, it does note the role that Olbracht played in reorientating Czech discourse on Subcarpathia and forcing Czech literature to abandon its exoticization of the region.

Other Czech literature on Subcarpathia from the same era often reproduced colonial tropes. Gertraude Zand makes this point very well in her 2002 article, pointing in particular to the representation of Subcarpathia as »speechless« and »mute« in the works of Karel Čapek and Jaroslav Durych, among others.²⁶ Subcarpathia often became a »stumme[s] Objekt der tschechischen Kolonialisierung« in the absence of an articulation of a Subcarpathian self-image.²⁷ As Zand argues, »die tschechischen Schriftsteller [...] schrieben aus der Position der Stärkeren, aus dem Blickwinkel eines zivilisatorisch Überlegenen«.²⁸ Zand notes elsewhere that many Czech writers visited Subcarpathia for self-interested reasons. Some visited as tourists, and many came to find material for propagandistic writings. Several, including Olbracht and Durych, saw Subcarpathia as a »Zuflucht aus mißglückten beruflichen oder privaten Verhältnissen« in the western parts of Czechoslovakia.²⁹ As mentioned above, Olbracht went to Subcarpathia after the Czechoslovak Communist Party expelled him and fired him from his job as editor of the party newspaper, *Rudé právo*, while Durych was employed there as a military doctor after his dental practice in Přerov, Moravia, failed to provide a living for himself and his family.³⁰ In this view, Subcarpathia was a place for Czech writers to reconstruct their professional lives and reorient themselves vis-à-vis metropolitan society, without necessarily taking an interest in the perspectives of the region's more permanent inhabitants.

In contrast to other politically engaged writers, Olbracht did not agitate along party-political lines, although he did criticize the politics of the Agrarian Party (which claimed to represent small peasant farmers like those in Subcarpathia).³¹ Rather, he took a genuine interest in the social and economic problems of Subcar-

23 »Vábila pro své přírodní krásy i archaický životní sloh jako exotikum.« Jiří Opelík: Ivan Olbracht. In: Zdeněk Pešat, Eva Štrohsová (eds.): Dějiny české literatury IV. Literatura od konce 19. století do roku 1945. [The History of Czech Literature IV. Literature from the End of the 19th Century to 1945.] Prague 1995, pp. 554–571, here p. 563.

24 »Až na výjimky viděli v [Podkarpatsku] hlavně exotiku přírodní a rasovou.« Ibid.

25 »Nemohla už literatura s podkarpatskou tematikou dále setrvávat na svém někdejší exotismu.« Ibid.

26 Gertraude Zand: Die Karpato-Ukraine in der tschechischen Literatur 1918–1938. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch 48 (2002), pp. 179–188, here: pp. 186–187.

27 Ibid., p. 187.

28 Ibid., p. 179.

29 Ibid., p. 182.

30 Ibid.

31 Ibid., p. 183.

pathia under Czechoslovak rule and during the general economic crisis of the 1930s.³² Zand underscores this point by contrasting Olbracht's writings with those of Stanislav Kostka Neumann (mentioned above in Brown's article). As Zand puts it, Neumann's writings say much more about himself than about Subcarpathia, while also emphasizing Subcarpathia's distance from the »tschechische Zivilisation« and striking a rather arrogant tone.³³ Zand thus emphasises Olbracht's genuine interest in and even compassion for the inhabitants of Subcarpathia, while stressing how these qualities set him apart from many of his contemporary writers. At the same time, Zand does not explicitly describe Olbracht as an anti-colonial writer.

Other scholars have also pointed to anti-colonial elements in Olbracht's work without explicitly naming them as such. One such author is Alexander Kratochvíl in his analysis of Olbracht's *Nikola the Outlaw*. Kratochvíl sets out to describe and reflect upon the literary construction of multilingualism (vícejazyčnost) while using *Nikola* as an example.³⁴ Drawing on the work of Michel Foucault, Mikhail Bakhtin, and postcolonial studies, Kratochvíl argues that Olbracht's prose presents »a database of consciousness that narrates and by narrating presents the underlying mode of the social construction of reality«.³⁵ In this framework, one »language« of Subcarpathia »is presented in the form of an idiosyncratic myth«.³⁶ Here Kratochvíl appears to refer to the local belief systems of Subcarpathia's inhabitants. Their narratives, as represented in Olbracht's prose, speak matter-of-factly of supernatural beings, and, in doing so regulate and make meaning of the space they inhabit.³⁷ Kratochvíl contrasts this »language« with that of the outsiders, primarily from Bohemia and Moravia. This language »and its associated sociocultural context, is formulated in a civilization existing in parallel« to that of Subcarpathia. This »civilization also seeks to fill space in an orderly way, to represent space with the narrative of the metropolis«. When confronted with differences that they cannot »translate« into their own narrative, the Czech gendarmes react with violence against anyone even tenuously associated with Nikola.³⁸ When confronted with proof of the supernatural, other metropolitan speakers are left »speechless«, in Kratochvíl's turn of phrase.³⁹ Olbracht's narrative thus presents a portrait of two parallel and at times conflicting »civilizations« in the Czechoslovak administration of Subcarpathia, civilizations which are not always mutually intelligible.

MARIJKA THE UNFAITHFUL: AN EXAMPLE OF CZECH COLONIALISM IN FILM

The 1934 film *Marijka the Unfaithful*, for which Olbracht wrote the screenplay, is ostensibly an ethnographic film about Subcarpathia, showcasing both its Jewish and Slavic populations in the settlement of Koločava and the valley of Černá Rika. However, in keeping with Olbracht's style, the film combines documentary with a fictional

32 Ibid., p. 182.

33 Ibid., p. 183.

34 Alexander Kratochvíl: Hory a staletí. Literární polyglosie v Karpatech [Mountains and Centuries. Literary Polyglossia in the Carpathians]. In: Lenka Jungmannová (ed.): Česká literatura rozhraní a okraje [Czech Literature Interfaces and Margins]. Prague 2010, pp. 571–581, here: p. 571.

35 »Databáze vědomí, která vypráví a vyprávěním podává základní modus sociální konstrukce skutečnosti.« Ibid., p. 577.

36 »Jeden z jazyků vícejazyčné oblasti Karpat se tak prezentuje ve formě svérázného mýtu.« Ibid.

37 Ibid.

38 »Zcela jiný jazyk, a s ním spojené sociokulturní souvislosti, je formulován v paralelně existující civilizaci. Civilizace rovněž usiluje o uspořádané vyplnění prostoru, o reprezentaci prostoru narativem metropole.« Ibid., pp. 577–578.

39 »Oněmělý«. Ibid., p. 578.

narrative and caustic commentary on the Czech presence in the region. In particular, the film features several (unnamed) Czechs, each of whom makes brief but significant appearances during the film. The first is the tourist, played by Olbracht himself.⁴⁰ This ridiculous but condescending character is a source of mirth for the villagers of Koločava. He shouts in Czech at the locals to ask if he can take their photo and takes it anyway when they simply stare at him. He then turns to a local Jewish shopkeeper and his son and loudly asks if they have any beer, repeating his request in German while miming drinking from a glass. When it becomes clear that they do not, he says »if you'd been smart, you would've built [a tavern] right here and known how to run it«. This moment gives the Jewish shopkeeper, identified in the credits as Glück, the idea to seize the protagonist's, Petro Birčák's, land in order to build a tourist inn near the Koločava bus stop. This becomes one of the main conflicts in the film, as Glück uses Petro's debt as leverage to seize the land. The Czech tourist inadvertently intensifies the economic conflict between Petro and Glück, a Slavic peasant and a Jewish shopkeeper. The tourist reappears at the end, when Glück and his family have built their »turistadům« (tourist house). He laughs at the sign they have made to advertise it, earning a mild rebuke from Glück. Whenever he appears, the tourist treats Subcarpathia and its inhabitants with bemused condescension, regarding them as primitive but charming and even funny. He participates in a colonial undermining of their agency and subjectivity, while also interfering in their lives.

This attitude reappears among the Czech gendarmes, who have two main appearances in the film. The first is when a group of angry lumberjacks have attacked a local Jewish shop after being incited to do so by their *keron*, or foreman. The gendarmes show up to stop the violence, lining up with military discipline, but arrive too late and are powerless to actually do anything. Later in the film, Petro has learned that his wife, the eponymous Marijka, has begun an affair with the young Danilo. When Danilo arrives to help the lumberjacks move timber, Petro murders him, making it look like an accident. Subsequently, Danilo's brother, Adam, goes to the gendarmes and accuses Petro of murder. They demand to see evidence of the murder and treat Adam with contempt, smirking at him when he insists that he simply knows that Petro killed Danilo. This moment reads as a clash of knowledge systems, where the gendarmes insist that Adam do the work to make the murder legible to them on their terms, instead of being proactive and investigating the potential murder themselves. In an example of colonial epistemology, Adam's claims are dismissed as irrational and baseless by the gendarmes, in turn deriding his way of knowing and seeing the world. At the same time, the gendarmes are shown to be unserious or even frivolous by the way they laugh at Danilo and lean casually on nearby furniture. Their relaxed demeanour contrasts with their tidy, well-kept appearance (i.e. all in clean uniforms). This contrast in turn calls into question their implicit claim to be rational, disciplined agents of modernity.

The clearest example of colonial condescension comes near the end of the film, however, in a scene at the Czech gamekeeper's home, which is much more solidly constructed and elaborately furnished than any other building seen so far except the gendarmes' station or the Czech school. The unnamed gamekeeper tells his wife about the recent murder, and when she asks why Petro would do such a thing, the gamekeeper bursts out with: »Because he is an animal.« He continues: »This is a

⁴⁰ Brown: Blaming the Bourgeoisie, p. 85.

country of wolves. Because Subcarpathia is still in the Middle Ages. [...] They eat one another. Animals, Jews, peasants, lords...«. The Czech gamekeeper, presumably employed by the State Forests and Estates Administration, directly dehumanizes the region's inhabitants by comparing them to wild, dangerous animals. More specifically, his reference to the Middle Ages emphasises the region's backwardness by asserting that it is quite literally out of time, an anachronism. His image of the locals eating each other goes even further and portrays them as barbarous and uncivilized. This image contrasts with the surroundings in which the gamekeeper speaks: a finely furnished domestic scene, with him speaking to his wife, and their children playing on a nearby rug. This contrast implies a stark, but imagined (by the colonizers) dichotomy between the civilized, colonizing Czechs (here exemplified by the gamekeeper) and the uncivilized, colonized local inhabitants (represented by the gamekeeper's description). This scene is particularly striking, since the audience, having witnessed the events leading up to Danilo's murder, knows quite well why Petro killed him, even if the gamekeeper does not. This dramatic irony casts the gamekeeper's prejudice into sharp relief. The audience is not invited to sympathize with his sentiments, but rather to see them as at odds with the reality that Petro had a concrete reason to kill Danilo, even if it was not justified. By extension, the gamekeeper's domestic surroundings, as trappings of rationality and civilization, are called into question. The film can be interpreted as a critique of the colonial attitude expressed by the gamekeeper.

At the same time, the film itself mirrors a colonial attitude, or at the very least romanticizes the Rusyns in Subcarpathia. While it does make an effort to grant its Subcarpathian characters humanity and individuality by showing why they do what they do, it also has a tendency to associate them with the natural landscape, echoing the »noble savage« trope in other colonial settings.⁴¹ The application of this trope in Czech imaginings of Subcarpathia was not limited to this film. According to Holubec, one tourist guidebook from 1924 recommends Rusyns as hiking guides, since a Rusyn »knows the land [...]; he is a faithful bearer [of luggage] and servant«.⁴² The clearest example of this association in *Marijka* comes at the very end of the film, when Petro is working on building a new house. Petro presents a heroic figure, being more physically fit and imposing than other characters, as well as quite photogenic. In the final scene, the camera frames his face with a landscape of mountains and forests in the background. The camera then refocuses on the landscape and then back on Petro. The alternating focus seems to invite the viewer to essentialize Petro as part of his natural environment. Elsewhere, the camera tends to linger on landscapes and natural features, often after panning away from human figures or featuring a group of lumberjacks marching off into the woods. The landscape is as much a character in the film as any of the human figures. Like Petro, the mountains behind him seem almost heroic, like something one would imagine in a Greek myth about Hercules. The presence of a colossal, even mythic, natural landscape, towering over anything artificial, helps to situate Subcarpathia as a land far away from the urban and industrial spaces of Bohemia, Moravia, and Silesia. In this way, the persistent presence of the natural landscape both accentuates the distance (whether cultural, social, geographical, or environmental) of Subcarpathia from its urban audiences and essentializes the region

41 Terry Jay Ellingson: *The Myth of the Noble Savage*. Berkeley, California 2001.

42 Holubec: »We Bring Order«, p. 238.

as a natural, even »primitive« space. This impression (provided by the film) is consistent with the broader perception and imagining of Subcarpathia in metropolitan Czech discourses. As Zand notes, these discourses focused on the »landschaftliche Schönheit und Unberührtheit« of Transcarpathia. In addition, Czech travellers »empfanden [...] eine Reise in die Karpato-Ukraine wie eine Zeitreise um Jahrhunderte zurück in eine archaische Welt auf mittelalterlichem Niveau«.43 Zand also points out that many similar myths had existed among Czech writers about Slovakia before the First World War. These myths were dispelled by practical experience, as more Czechs travelled and lived in Slovakia, but Subcarpathia remained less known and therefore an object of exoticization in Czech eyes.44

MOUNTAINS AND CENTURIES: DISPATCHES FROM SUBCARTHIA

In addition to *Marijka*, Olbracht also wrote numerous journalistic dispatches based on his experiences and observations in Subcarpathia. These were collected and published in 1935 as *Mountains and Centuries* and explore a wide variety of issues in Subcarpathia, including but not limited to the Czechoslovak administration there. These dispatches in many places extend Olbracht's critique of the Czech civilizing mission in the region.

An excellent example appears in the dispatch *Ti, o kterých tu dříve nebylo slýcháno* [Those Who Have Not Been Heard Here Before]. Olbracht opens the article by describing how the Subcarpathian capital of Užhorod is overrun with Czech, as well as Hungarian, signage, and there is scarcely any written trace of the region's other inhabitants. In particular, he lists various advertisements for Czech beer which are scattered around the city, such as »Plzeň pub«, »Budějovice pub«, [and] »Special bottling plant of Pilsner Urquell«.45 He also explains how all of the money spent on beer in Subcarpathia ends up in Bohemia, taken out of the region and into the hands of Czech capitalists. Amid this description he makes a sarcastic aside: »For it is necessary to bring culture to this uncultivated country. And to teach it to drink beer.«46 Thus, he sees Czech colonialism not only as an issue of economic extraction, but also as a civilizing mission to cultivate supposedly »typical Czech« habits in the local population. Later in the same article, he sketches out the development of the Czech presence in Subcarpathia: »The Czech masters [páni] came here in the twenties bearing freedom. And the Rusyns received them with joy. But since freedom is a very shaky concept, the masters preached only culture.«47 He goes on to describe how material concerns later became more important, but this point indicates that Czech colonization was as much a matter of customs and habits as political rights.

Olbracht's portrayal of the peasants both centres their experience of colonization, while also paralleling other, more obviously colonial contexts. He claims that the peasants do not see the colonizers as Czechs, but simply as another set of masters in a

43 Zand: Die Karpato-Ukraine in der tschechischen Literatur, p. 186.

44 Ibid., pp. 186–187.

45 »Plzeňská pivnice,« »Budějovická pivnice,« »Speciální stáčírna plzeňského Prazdroje.« Ivan Olbracht: Hory a staletí. Kniha reportáží z Podkarpatska. [Mountains and Centuries. A Book of Reports from Subcarpathia]. Prague 1936, p. 30.

46 »Neboť do této nekultivované země jest třeba přinést kulturu. A naučiti ji pít pivo.« Ibid.

47 »Čeští páni sem v dvacátém roce přišli, nesouce svobodu. A Rusíni je přijali s jásotem. Ale poněvadž jest svoboda pojem velmi vratký, hlásali páni pak už jen kulturu.« Ibid., p. 41.

long line which has already included Hungarians, Poles, Russians, Tatars, and Romanians. According to Olbracht, the peasants

do not remember these national names, they do not even want to remember them, they have no meaning for them, because for them [the peasants] one word suffices: master. Now the Czechs are the masters.⁴⁸

This point is particularly interesting for a postcolonial reading, because it parallels Jan Vansina's argument about how the indigenous Kuba, in what is now the Democratic Republic of the Congo, understood their relationship to the colonizers, in their case Belgians. Vansina argues that it was only after the Second World War that some of the Kuba began to understand colonization as such. Previously, they had understood what was happening to them according to their own, indigenous epistemology, namely as an oscillation between social chaos (caused by colonial exploitation) and their own efforts to restore harmony.⁴⁹ Olbracht's claims about the peasant understanding of Czech colonization (assuming that he is correct) also helps to bring their way of understanding the world to light and decentre a colonialist worldview.

These issues are developed further elsewhere in *Mountains and Centuries*, especially in Olbracht's report on a German-speaking Tyrolean community in the village of Nemecká Mokra (today Nimetska Mokra in Ukraine), entitled *Století osmnácté* [The Eighteenth Century]. He reports that the German settlers' ancestors came to the Carpathians in the 1780s under the direction of Maria Theresa, supposedly with the purpose of teaching the Slavic peasants proper woodcraft, shepherding, and Christianity.⁵⁰ Olbracht goes on to describe the orderliness and relatively high standard of living in the Tyrolean village, only to suddenly invert his assessment by comparing the Tyroleans to »a culture finished, closed, and dead«,⁵¹ like one in a »museum showcase«. ⁵² He then compares them unfavourably to their Slavic neighbours, wondering »if there is not infinitely more health and life in the rawness and barbarism of their villages«. ⁵³ Here, Olbracht is clearly romanticizing the Slavic peasants of the region, although he does so in an attempt to disrupt any presumed hierarchies between them and the Tyroleans, and by extension between Subcarpathia and »the West«.

Olbracht then asks how it can be that these two groups live such different lives side by side in the same occupation and natural environment. After dismissing such explanations as religion, race, and tradition, he argues that it is due to the overwhelming state support that the Tyroleans have enjoyed. This support included a state-funded German teacher, a free doctor, parson, as well as exemption from the church tithes that the Slavic peasants had to pay.⁵⁴ Olbracht refuses to blame the poverty of Subcarpathia on its inhabitants or essentialize it, but rather attributes it to their circumstances and the institutions at play. He again disrupts narratives of Subcarpathian

48 »Nepamatuji si všech těch národních jmen, nechtějí si je ani pamatovati, nemají pro ně smysl, protože jim na všechny stačí slovo jediné: pán. Teď jsou pány Češi.« Ibid.

49 Jan Vansina: *Being Colonized. The Kuba Experience in Rural Congo, 1880–1960*. Madison, Wisconsin 2010, p. 329.

50 Olbracht: *Hory a staletí*, p. 135.

51 »[K]ultury hotové, uzavřené a mrtvé.« Ibid., p. 139.

52 »Musejní vitríny.« Ibid.

53 »Není-li ve rvavosti a barbarství vesnic [...] nekonečně více zdraví a života.« Ibid.

54 Ibid., p. 141.

backwardness by highlighting the (perhaps negligent) role of the state in the lives of its citizens and decentring questions of culture or »race«.

Towards the end of this dispatch, Olbracht also demonstrates how Czech colonialism impacts the whole region, not just its Slavic inhabitants. He explains how capitalism and the Czechoslovak administration are whittling away at the economic position of the Tyroleans. In particular, he points to the abolition of the Tyroleans' Theresian privileges in 1932. Apparently, the state argued that their land was technically state property despite their 160-year residence on it. Therefore, the state offered to grant them full ownership in exchange for giving up the support they had previously been guaranteed.⁵⁵ In addition, he points out that it is actually cheaper for the state to put the Tyroleans on unemployment benefits than to employ them as woodcutters at their fixed, Theresian wage. Instead, an entrepreneur could employ any number of other lumberjacks for less than half the cost. Borrowing from official terminology, Olbracht frames this as part of the »rationalisation of production«, which benefits the entrepreneurs and capitalists at the expense of the Tyrolean community.⁵⁶ The Slavic peasants were not the only ones to be colonized and exploited; the Tyroleans also came to be framed as economically irrational and historically backward. This framing then allowed the Czechoslovak administration and Czech capitalists to transform the region's economic landscape to their benefit.

NIKOLA ŠUHAJ AND HANA KARADŽIČOVÁ: MAGICAL REALISM AS POSTCOLONIAL DISCOURSE

With all of the above in mind, the anti-colonial dimensions of Olbracht's two best-known pieces of writing come into focus. Both *Nikola the Outlaw* and *The Sorrowful Eyes of Hannah Karajich* approach the issue of Czech colonization in subtle but profound ways. In particular, both pieces of fiction take the beliefs and »superstitions« of the region's inhabitants seriously. In doing so, they decentre the Czech or even the »Western« point of view, and treat Subcarpathian epistemologies as legitimate, without sarcasm or ridicule. This approach resembles »magical realism«, a literary genre mainly associated with Latin-American literature, although the term originated with German art critic Franz Roh's 1925 book *Nach-Expressionismus, Magischer Realismus*.⁵⁷ Magical realist literature often shares important characteristics with postcolonial literature, such as challenging »the assumptions of an authoritative colonialist attitude [...] disrupt[ing] official and defined authoritative assumptions about reality, truth and history«.⁵⁸ As many scholars of postcolonialism have argued, colonialism meant »not just the imposition of one nation's rule over another, but [also] attempts to change the colonized people's ways of thinking [...] to accept the cultural attitudes and definitions« of the colonizer.⁵⁹ This understanding applies surprisingly well to Olbracht's *Nikola* and *Karajich*. Indeed, in his discussion of *Nikola*, Kratochvil (cited above) comments upon the merging of the supernatural and the natural in Olbracht's prose. Kratochvil argues that through this merging, »the present is constituted by means of archaic imagery«.⁶⁰ He terms this merging »archaic exotism«. He then notes the

55 Ibid., p. 144.

56 Ibid., p. 143.

57 Maggie Ann Bowers: *Magic(al) Realism*. London 2004, p. 8.

58 Ibid., p. 90.

59 Ibid., p. 91.

60 »Přítomnost je konstituována pomocí archaických výjevů.« Kratochvil: *Hory a staletí*, p. 576.

similarity between this »archaic exoticism«⁶¹ and magical realism in Ukrainian prose of the early 20th century, citing the works of Mykhailo Kotsiubynsky (Mihajlo Kocubinskij) and Hnat Khotkevych (Gnat Hotkevič) as examples.⁶²

Kratochvil's discussion of »multilingualism« also points to the presence of colonialism in Olbracht's narrative. As he discusses with reference to the gendarme commander's speech to the local inhabitants about the necessity of apprehending Nikola, the gendarmes in *Nikola* do their best to enforce their version of reality through such speech acts. While the commander himself is very pleased with how his speech goes, by the end of it, the Jewish and Rusyn locals regard him as a fool, a liar, and a fraud, who only pretends to understand the situation before him. It is worth quoting Kratochvil's assessment at length:

In this case, linguistic boundaries correspond to sociocultural boundaries. Czech implies the narrative of the metropolis. In the multilingualism of the Carpathian region, Czech is a foreign language. It is a transfer and enforcement of the order of another culture not in a topographical sense but by semiotic subjugation of space.⁶³

The Czech commander presents one version of events (in Czech) as the definitive version, even as his understanding of Nikola is mocked by his audience. While Kratochvil does not mention colonialism, it is striking how closely his assessment parallels a principal way in which colonialism operates, namely by subjugating indigenous understandings of space in favour of the colonizers'. In turn, Kratochvil's analysis also indicates how Olbracht challenged the gendarmes' (and by extension the metropolitan) understanding of Nikola, namely by giving voice to the dissenting views of the commander's Subcarpathian audience.

*Nikola the Outlaw*⁶⁴ tells the story of a real historical figure, Nikola Šuhaj, who survived the First World War in the Hungarian army before becoming a modern-day Robin Hood in his native Subcarpathia. According to the novel, Nikola met a witch during the war, who gave him a potion that made him invincible to all bullets. This ability allowed him to survive the war and rob the rich afterwards with impunity, since the Czechoslovak gendarmes relied on their rifles to bring him down. Nikola is at first sceptical of the witch's potion but is forced to acknowledge its power when he miraculously survives being shot at point-blank range several times, not to mention surviving the Galician battlefields of the First World War. In the end, he is betrayed by his fellow bandits and friends, who kill him with an axe. They murder him in order to placate the gendarmes and out of fear that he might name them as accomplices if he were captured alive.

Throughout the novel, Olbracht makes clear that these events are happening in modern times. They do not take place in some alternate fantasy world, and modern details coexist alongside »magical« ones. A good example comes from the third chapter, in which Nikola is poisoned by a witch in the village of Zvorec and seeks help.⁶⁵

61 »Archaická exotika«. Ibid.

62 From Kratochvil's analysis, it is unclear if Olbracht was aware of this Ukrainian prose, but perhaps additional research could investigate the possibility of a connection.

63 »V tomto případě jazykové hranice odpovídají hranicím sociokulturním. Čeština implikuje narativ metropole. Ve vícejazyčnosti karpatské oblasti je čeština cizím jazykem. Jedná se o převod a prosazování řádu jiné kultury nikoliv v topografickém smyslu, nýbrž sémiotickým podrobením prostoru.« Ibid., p. 579.

64 Ivan Olbracht: *Nikola the Outlaw*. Trans. by Marie K. Holeček. Evanston, Illinois 2001.

65 Ibid., p. 100.

First, he goes to visit another witch in Majdan, who happens to be the most powerful one in the region. After performing a kind of exorcism on him, the poison leaves his body.⁶⁶ However, his symptoms do not completely abate, and he sends for the Czech doctor in Volové,⁶⁷ a town mentioned in *Mountains and Centuries*. The narration then shifts to the doctor's (who is also the district health official) perspective. As the latter makes his way to Zvorec, where Nikola is staying again, the doctor worries to himself about his situation and his family, including how he will afford to send his son to a high school in Bohemia and get his family out of Subcarpathia.⁶⁸ In this way, Olbracht combines elements both strange and familiar to his (modern, Czech) audience, while presenting the mysterious elements as also mundane. He decentres (without omitting) the colonizer's perspective, here represented by the doctor, and presents the colonized, Subcarpathian perspective matter-of-factly. He integrates indigenous, Subcarpathian ontologies with the colonizing, Czech ones on an equal footing. His narrative thus presents a synthesis of indigenous and colonizing ontologies that seems to supersede any single one.

These themes also crop up in *Hannab Karajich*,⁶⁹ along with a more explicit critique of colonial attitudes towards Subcarpathia. The novel takes place mainly in the Subcarpathian village of Polana, focusing on its Jewish inhabitants, particularly the family of Hannah (also Hanele) Shafar. The novel is remarkable for its cultural sensitivity and humanizing portrayal of Subcarpathian Jews. This may partly be explained by the fact that Olbracht himself had Jewish heritage. His mother, Kamila Schonfeldová, came from a German-speaking Jewish family in northern Bohemia. She was forced to convert to Catholicism by his father, Antal Stašek (born Antonín Zeman), who told his wife that »departure from [his] church would be an excommunication [for him] from Czech society«.⁷⁰ This detail is particularly striking for its resemblance to the fate of Hannah in *Hannab Karajich*, since she is ultimately ostracized from her Hasidic community for wanting to marry an atheist.

Olbracht's sensitivity in *Hannab Karajich* is also notable given the time in which it was written. As Holubec ably demonstrates in his work, the Czech-language press of the interwar period reproduced several negative images specifically of Subcarpathian Jews. One such image was the »orientalizing stereotype of the servile but treacherous Eastern merchant«, especially in reference to the Jews' alleged exploitation of the Rusyn population. Holubec also identifies authors who regarded Subcarpathian Jews as »racially different and inferior«. This was unusual, according to Holubec, because the Czechoslovak censor »was usually very strict with regard to fascist, racist, and communist propaganda«.⁷¹ Holubec goes on to name the Catholic and nationalist press as especially anti-Semitic. The Catholic newspaper *Našinec* [One of Us] claimed that Uzhorod was »full of dirt, water, mud, and Jews« and that the region was »fouled up terribly by Jews«. In their self-defence, such authors asserted that their views were justified since they pertained only to Subcarpathian Jews and not Jews in general.⁷²

66 Ibid., pp. 101–102.

67 Ibid., p. 103.

68 Ibid., p. 105.

69 Ivan Olbracht: *The Sorrowful Eyes of Hannah Karajich*. Trans. by Iris Urwin Lewitová. Budapest 1999.

70 Jonathan Bolton: Olbracht, Ivan. In: *The YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*. <https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Olbracht_Ivan>, 31.8.2021.

71 Holubec: »We Bring Order«, p. 242.

72 Ibid., p. 243. Original language text of quotes not provided.

Interestingly, these sorts of prejudices were not confined to gentile Czechs. According to Magdaléna Fottová, while Zionists and Jewish nationalists tended to regard »Eastern Jews« (including those in Subcarpathia)⁷³ as their »brothers« and national compatriots, Czech Jews (i. e. Jews who had embraced Czech language and culture) tended to accept Czech anti-Semitic stereotypes and exclude »easterners« as part of their aspiration to »integration into the Czech nation«. They even went as far as to blame rising anti-Semitism on the influx of Jewish refugees from Galicia during the First World War (caused by the Russian occupation of the province and heavy fighting).⁷⁴

Historian Yeshayahu Jelinek also reports, based on his reading of Israeli and western sources,⁷⁵ that the Czechoslovak authorities in Subcarpathia engaged in anti-Jewish discrimination. For instance, Jews were not permitted to open their businesses on Sundays, and fared poorly under the Czechoslovak authorities' land reforms even when they worked the land themselves (rather than renting out to Rusyn sharecroppers). The Zionist newspaper *Židovské zprávy* [Jewish News] reported that Jews in the region were beaten and robbed by the police, including one incident in the autumn of 1921 in which the head Zionist in Mukachevo was taken into custody. The police then proceeded to cut off his beard and side curls at the police station.⁷⁶ This kind of anti-Semitic abuse makes Olbracht's nuanced portrait of Subcarpathian Jewry all the more striking.

In *Hannah Karajich*, Olbracht spends the first third of the novella setting the scene and presenting the worldview of his Jewish characters, which includes »magical« or mystical elements. Olbracht uses the same kind of magical-realist approach that makes *Nikola* an anti-colonial novel, but with Hasidic Jewish rather than Rusyn protagonists, as well as a wider range of colonizers (not only Czechs, but also Romanians, and even a Jewish character, discussed below). Olbracht's critique is not simply about Rusyns and Czechs but about Subcarpathia and the »modern world« as a whole.

This wider critique becomes more apparent when Olbracht goes further than mixing mysticism and realism to make his point. Later in the novella, Hannah gets the opportunity to travel to the industrial town of Ostrava in Moravia and to join a Zionist commune. While in Ostrava, she meets and quickly falls in love with a man called Ivo Karajich. Having assumed from his physical appearance that he is also a Jew, she is shocked when he insists that he is an atheist. During their courtship, Ivo explains to Hannah that Jews and Christians are now the same, since they have legally been equals for the past fifty years. She is amazed by this information, but not in the way that Ivo expects. She exclaims »You mean the *goyim* are our equals?«, and Ivo slowly realizes that while »the whole world has accepted Polana on equal terms ... [Polana] still hasn't made up its mind to accept the rest of the world as its equal«. ⁷⁷ Olbracht inverts the presumed hierarchy between Subcarpathia and Bohemia/Moravia, perhaps

73 »Východní Židé.« Magdaléna Fottová: *Obrazy východních Židů v českožidovských a česky psaných sionistických časopisech 1910–1925* [Images of Eastern Jews in Czech-Jewish and Czech Language Zionist Magazines 1910–1925]. In: Jiří Holý (ed.): *Cizí i blízcí. Židé, literatura, kultura v českých zemích ve 20. století* [Foreign and Close. Jews, Literature, Culture in the Czech Lands in the 20th Century]. Prague 2016, pp. 135–183, here: p. 136.

74 »Začlenění do českého národa.« *Ibid.*, pp. 175–176.

75 Yeshayahu Jelinek: *The Carpathian Diaspora. The Jews of Subcarpathian Rus' and Mukachevo, 1848–1948*. New York 2007, p. xii.

76 *Ibid.*, pp. 128–129.

77 *Ibid.*, p. 106.

even the wider, »modern« world. In doing so, he highlights the pride that people like Hannah feel in their origins, and challenges the assumption that they would want to become more like their colonizers. Significantly, Olbracht frames this within a conversation between two versions of Jewish identity: one Hasidic and mystical, and the other assimilated and atheistic. Thus, the question of colonization is not simply one of Rusyns and Czechs, nor Subcarpathia and Bohemia, but between different relationships to modernity and »civilization«. Like colonizers and colonized elsewhere, Ivo assumes that Hannah would want to become like him, but Olbracht demonstrates how mistaken Ivo is.

Olbracht's Subcarpathian writings constitute a Czechoslovak contribution to anti-colonial literature. In his work, he consistently critiques the Czech »civilizing mission« in Subcarpathia. Olbracht presents Subcarpathian perspectives in order to undercut and critique the Czech point of view, especially in his fiction. In doing so, he also raises questions about the Czech role in colonialism. After all, at the time Olbracht was writing, Czechoslovakia was not fully accepted as a »modern« or »Western« society by countries like France and Britain, despite lobbying to be recognized as such. In this light, Czech colonization of Subcarpathia mirrors the concept of »nesting Orientalism«, in the way that Czechs sought to present themselves as more »Western« to western Europe, while also forcing an East-West hierarchy upon Subcarpathia. This might help explain his audience's selective reading of his writings. Most of those who reviewed *The Land Without a Name*, the 1932 predecessor to *Mountains*, tended to ignore his anti-colonial and anti-Czech message. Even reviewers who praised Olbracht for bringing Subcarpathia into the public eye, like the reviewer who wrote for the Olomouc paper *Našinec* [One of Us], questioned Olbracht's credibility on matters of »justice, freedom, and reason« due to his communist political background.⁷⁸ Thanks to the commercial and critical success of *Nikola* and *Marijka*, *Mountains* was more widely reviewed several years later. Nevertheless, many Czech reviewers »still smoothed over or avoided« the book's anti-colonialism.⁷⁹ This civilizational and colonial blind spot persists in Czech and eastern European societies, apparently with the assumption that since east Europeans never had overseas colonies of their own (as many western European countries did), there is no need for them to interrogate internalised colonial hierarchies and prejudices. Since 1989, many people in the region have both sought a »return to Europe« and, more recently, rejected »multiculturalism«. Olbracht's work raises questions for central and eastern Europe that remain unanswered even today.

JONATHAN PARKER is a PhD Candidate in the Department of History at the University of Texas at Austin. Born in England, Jonathan grew up in Scotland, Denmark, and Texas. He received his undergraduate degree from UT Austin in 2016 and completed a double Master's degree at the University of Glasgow and Jagiellonian University in Cracow in 2018. His PhD dissertation examines the role of the police in state- and nation-formation in interwar Czechoslovakia, while considering how that role varied among the state's regions.

E-Mail: jonathan.parker@utexas.edu

⁷⁸ Brown: Blaming the Bourgeoisie, pp. 81–82.

⁷⁹ Ibid., p. 86.

»You Mean the *Goyim* Are Our Equals?«
 Postcolonial Readings of Ivan Olbracht's Writings on
 Subcarpathian Ruthenia, 1931–1937
 (Abstract)

This article argues that interwar Czechoslovak writer Ivan Olbracht's texts on Subcarpathian Ruthenia can be read as anti-colonial literature. Through a new reading of four pieces of Olbracht's work – the 1934 film *Marijka nevěrnice*, his 1935 non-fiction collection *Hory a staletí*, his 1933 novel *Nikola Šubaj loupežník*, and his 1937 novella *O smutných očích Hany Karadžičové*, originally published in the collection *Golet v údolí* – the article shows how Olbracht critiques the Czech »civilizing mission« in the region and presents an indigenous, Subcarpathian point of view. This critique encompasses the colonization of the entire region, and not only its Slavic or Rusyn inhabitants, thereby linking interwar Czechoslovak literature to global conversations on and in anti-colonial literature.

Cartographic Imaginaries: Re-Visioning

Carpathian Landscapes in Post-1989 Polish and Ukrainian Literary Non-Fiction

By Irene Sywenky, University of Alberta

»The Carpathians are a grand bracket holding together parts of existence that are prone to chaotic shifting«¹

Following the dissolution of the Eastern bloc, Polish and Ukrainian cultural and literary discourses have consistently engaged in critical re-reading of geographic spaces. Arguably, this attention to spatiality – especially in intra-regional and local micro-narratives – constitutes an important aspect of these literary discourses and a distinct critical issue. Such transformative geographic imaginaries acquire particular significance in the process of rereading old and new border spaces and transnational contact zones that are often given new meaning in the context of the Carpathian landscape, which becomes a complex signifying system that references both natural landscape and its cultural inscriptions. The discourse around the Carpathians also participates in various aspects of geopolitical symbolic (de)constructionist processes, especially as part of the ongoing discussion of the post-socialist idea of Central Europe,² which has been key in the challenging of centralist authoritarian geogra-

1 »Карпати – це велика скоба, що тримає вкупі схильні до хаотичного розповзання частини буття.« Iurii Andrukhovych: *Carpathologia cosmophilica*. In: *Dezoriantatsiia na mistsevoisti* [Disorientation in Location]. Ivano-Frankivsk 2006, pp. 15–24, here: p. 24. Unless otherwise noted, here and elsewhere all translations from Ukrainian and Polish are mine.

2 The following are just a few examples of the recent scholarship on Central Europe from a multidisciplinary perspective: Marcin Moskalewicz, Wojciech Przybylski (eds): *Understanding Central Europe*. London 2018; Otilia Dhand: *The Idea of Central Europe. Geopolitics, Culture and Regional Identity*. London 2018; Helga Mitterbauer, Carrie Smith-Prei (eds): *Crossing Central Europe. Continuities and Transformations, 1900 and 2000*. Toronto 2017; Dariusz Gafijczuk, Derek Sayer (eds): *The Inhabited Ruins of Central Europe. Re-Imagining Space, History, and Memory*. London 2013; Emile Brix, Erhard Busek: *Central Europe Revisited. Why Europe's Future Will Be Decided in the Region*. London 2021; Jessie Labov: *Transatlantic Central Europe. Contesting Geography and Redefining Culture beyond the Nation*. Budapest 2019; Jan Vávra et al. (eds): *Current Challenges of Central Europe. Society and Environment*. Prague 2014; Marija Wakounig, Ferdinand Kühnel (eds): *Central Europe (Re-)Visited. A Multi-Perspective Approach to a Region*. Vienna 2015.

phies and in the move toward regionalism and micro-regionalism. This paper focuses on what I conceptualize as »geographically conscious« narratives, that is narratives that thematize specific geographic locations, emphasize their topography, and construct creative literary cartographies; more specifically, this paper examines some of the representative texts that draw on the topos of the Carpathians or the borderlands associated with these mountains. Using the examples of the prose writings of Andrzej Stasiuk (Poland), Iurii Andrukhovych (Ukraine), and Taras Prokhas'ko (Ukraine), this article examines the construction of the Carpathian geographic landscape and natural environment as a space that, having been disrupted through past socio-political turmoils, underwent significant changes through cultural reimagining and symbolic geopolitical reinscription. The natural environment, although not directly subordinated to geopolitical shifts, nonetheless bears important marks of the historical changes of the past decades and centuries and becomes part of the evolving identities of the peripheral and borderland communities that are associated with the Sub- or Transcarpathian mountain regions. Additionally, in the broader context of the post-1989 cultural and literary scenes in Poland and Ukraine, the narratives discussed here reflect the general trend toward the exploration of peripheral spaces (cultural and geographic) that were previously marginalized or ignored in favour of dominant metropolitan cultures. In fact, Maria Rewakowicz, talking about Ukraine, contends that »a decentralization of the literary process on the one hand, and a tendency by a number of writers to heighten regional differences in their texts (along with attendant cultural identities), on the other, emerge as some of the chief characteristics of the post-Soviet period«.³ The same holds true for Polish literature, which has numerous established and emerging writers who explore regional histories and identities in their work.⁴

Research across the disciplines of the humanities and social sciences acknowledges the interconnectedness of the natural space and the historical shifts in political and administrative orderings of the geophysical space, especially in borderland spaces. Borders »change over time and their essence is characterised by opening and closing cycles: they constantly undergo processes of »debordering« and »rebordering«.⁵ Theoretical discussions of the border as a symbolic and imaginary space have long acknowledged its fundamental uncertainty and its signifying ambivalence. Talking about the inherent vacillation of borders and the collapse of the distinction between »interior« and »exterior« spaces, Etienne Balibar suggests that whole regions and

3 Maria G. Rewakowicz: *Ukraine's Quest for Identity. Embracing Cultural Hybridity in Literary Imagination, 1991–2011*. Lexington 2017, p. 51.

4 See, for example, Małgorzata Mikołajczak: »Tropy topografii.« *Związki między regionalizmem i miejscem w twórczości lubuskiej* [Tropes of Topography. Connections between Regionalism and Place in the Literature of Lubusz Province]. In: *Ruch Literacki* 51 (2010) 1, pp. 93–106; Renata Makarska: *Tekstowa wielojęzyczność jako zapisywanie miejsca. Regionalizm, polikulturowość i wielojęzyczność nowej literatury z Europy Środkowej* [Textual Multilingualism as a Means of Preservation of Place. Regionalism, Pluriculturalism and Multilingualism in the New Literature from Central Europe]. In: *Wielogłos* 2 (2016) 28, pp. 81–98; Dagmar Wienroeder-Skinner: *Attempts at (Re)Conciliation. Polish-German Relations in Literary Texts by Stefan Chwin, Paweł Huelle, and Olga Tokarczuk*. In: Laurel Cohen-Pfister, Dagmar Wienroeder-Skinner (eds): *Victims and Perpetrators: 1933–1945. (Re)Presenting the Past in Post-Unification Culture*. Berlin and New York 2006, pp. 262–282. Wienroeder-Skinner specifically discusses post-1989 regionalism in Polish literature.

5 Marek Wieckowski: *Eco-Frontier in the Mountainous Borderlands of Central Europe. The Case of Polish Border Parks*. In: *Journal of Alpine Research / Revue de géographie alpine* 101–102 (2013), pp. 1–13, here: p. 2, <<http://journals.openedition.org/rga/2107>>; DOI : 10.4000/rga.2107

territories today can be conceptualized as border spaces where its communities live daily border experiences.⁶ Both in Ukraine and Poland, the Carpathians form an important natural area and a borderland region, which is also largely peripheral in relation to the rest of the geophysical territory of each country. The socio-cultural conception of the peripherality of the mountainous regions in both countries can be attributed to the lower economic development of these administrative areas, but also to the overall understanding of nature in its binary relation to civilization. During the years of the socialist regime, the concepts of nature and wilderness were situated within the state-regulated socio-political discourse with an emphasis on industrialization and modernization, where nature and natural resources had to be conquered, controlled, and managed. The return to the mountains as a locale in today's literature can be seen as part of the decentralized conception of the geophysical and geocultural space of each country. The aftermath of 1989 can be characterised by »a process of ›debordering,‹ and the consequent transformation of borderlands.«⁷ The renewed interest in the mountains can also be seen in the context of a more pronounced withdrawal from assumptions associated with the idea of progress and growing scepticism toward the metanarrative of modernity.

Literary representations of the Carpathians are not an isolated phenomenon but part of an overall shift that has also occurred in the post-1989 discourses of popular culture and tourism, both in the West and domestically. In a fairly recent publication that bridges the travelogue tradition with wildlife research and management, Alan Sparks chronicles his team's 16-week hike through the Carpathians from Romania to Germany.⁸ The title itself – *Into the Carpathians. A Journey Through the Heart and History of Central and Eastern Europe* – is indicative of the double problematic inherent in today's conceptualization of this mountain range: it hints at the present quest for the last pockets of wilderness and associated surge of interest in survivalism,⁹ but it also emphasizes the significance of this natural landmark for ever-shifting and fluid geopolitical divisions. It is this hermeneutic duality, the readings of the natural space and of the socio-political and cultural inscriptions shaping it, that often informs today's narratives about the mountains in Poland and Ukraine, just as it does in Romania. »To fully experience a landscape«, Sparks contends, »one must travel through time as well as space, and through the imaginations as well as the realities of its inhabitants.«¹⁰ According to him, today the Carpathians still »preserve final vestiges of ›the old life‹ of Europe« and are »the last significant relic of the great primeval woodlands that once spanned the subcontinent«;¹¹ the photography in the book features »old-world« horse-drawn carts and shepherds guiding their sheep to alpine meadows.

Similarly, many travel companies in today's Ukraine and Poland, in advertising their services, emphasize both the special status of Eastern Europe with respect to plentifully available and highly sought-after natural spaces and the space of the Carpathians itself as a unique and exoticized experience that is no longer accessible in the

6 Etienne Balibar: The Borders of Europe. In: Pheng Cheah and Bruce Robbins (eds): *Cosmopolitics*. Minneapolis 1998, pp. 216–229, here: p. 217.

7 *Ibid.*, p. 4.

8 Alan E. Sparks: *Into the Carpathians. A Journey Through the Heart and History of Central and Eastern Europe. Part 1: The Eastern Mountains*. Kindle edition 2015, n. p.

9 The title has an implicit intertextual resonance with Jon Krakauer's *Into the Wild* (1996).

10 Sparks: *Into the Carpathians*, n. p.

11 *Ibid.*

developed world. Increasingly more services specialize in tourism in the Carpathian Mountains. The website *Karpaty Info*, for instance, contends that »[f]or most foreigners, Poland is first of all a land of verdure and natural landscapes«. ¹² The website for the travel company *Green Ukraine*, rich with superb photography, constructs the Carpathians as a country within a country, a world distinctly different from the rest of Ukraine, and as its »most attractive region«. ¹³ Contextually, the »Green Ukraine« implied in the title is associated exclusively with the Carpathians.

In the literary world, the two writers who became particularly prominent in the post-socialist period and whose work is at least partially associated with an emphasis on cartographic imaginaries and thematic links to the Carpathians are Andrzej Stasiuk (Poland) and Iurii Andrukhovych (Ukraine). Their interest in geophysical and geocultural spatiality is particularly significant in the context of the decades of the 1990s and 2000s, when, following the breakdown of the Eastern bloc, the societies emerging from it engaged in rewriting and redefining their geopolitical identities in the framework of the new European space. With the renewed interest in nature, especially as a means of (re)constructing regional communities and their identities (such as, for example, in southern Poland or western Ukraine), the Carpathians became particularly significant as a natural landmark situated in the geographical centre of Europe.

Andrzej Stasiuk is one of the most internationally acclaimed and widely translated Polish writers. He is especially known for his non-fiction, essayistic writing, and travel writing. Much of his work connects to the historically shifting and fluid concepts of Central and Eastern Europe, as the writer attempts, explicitly or implicitly, to construct the region as a meaningful and coherent temporal, spatial, and cultural continuum. While some scholars have acknowledged Stasiuk's general interest in space and literary cartographic explorations, ¹⁴ the mountains constitute a particularly important part of *his* Central Europe. Stasiuk's self-proclaimed love for the Carpathians comes not from his experiences as an occasional visitor, but as someone who traded his earlier life in the capital city of Warsaw for a slower paced and non-urban lifestyle in the secluded Carpathian hamlet of Czarne. ¹⁵ Combining his literary career with his love for the natural environment (and his interest in sheep breeding), he also established a small publishing house, the now well-known and prestigious Wydawnictwo Czarne.

The Low Beskids (Bieszczady) ¹⁶ landscape of the Carpathian Mountains in the south-east of Poland is all pervasive in Stasiuk's »local« writing. His first novel, *White Raven* (1995), ¹⁷ which marked the beginning of his literary career, is set in the Bieszczady Mountains. Stasiuk's fragmentary and almost impressionistic novel *Dukla* (1997) ¹⁸ is named after a small town in the Subcarpathian region in southeast

12 Karpaty Info, <<https://www.karpaty.info/en/pl/>>, 24.11.2020.

13 Green Ukraine, <<https://green-ukraine.com/>>, 12.12.2020.

14 See, for example: Elżbieta Konończuk: Topographical Turn in Contemporary Polish Literature in the Works by Erwin Kruk, Andrzej Stasiuk and Jerzy Limon. In: Forum for World Literature Studies 6 (2014) 3, pp. 409–425; Sanja Ivanov: Central European Heterotopias of Decay. The Poetics of the Real in Andrzej Stasiuk's *On the Road to Babadag*. In: Central Europe 15 (2017) 1–2, pp. 18–34.

15 Andrzej Stasiuk: Interview. Polish Writing, <<https://web.archive.org/web/20120920101428/http://www.polishwriting.net/?s=author&c=stasiuk>>, 18.4.2017.

16 A mountain range, part of the Eastern Beskids and outer Eastern Carpathians.

17 Andrzej Stasiuk: Biały kruk [White Raven 2001]. Poznań 1995.

18 Andrzej Stasiuk: Dukla [Dukla 2011]. Czarne 1997.

Poland, close to the border with Slovakia. This narrative exemplifies a notable trend in post-1989 literature, which is marked by the withdrawal from and resistance to centralist geographies and by the exploration of small places and locations of micro-regional significance. The description of the unnamed narrator's multiple travels to Dukla is atmospheric and visceral in its visuality. Although the mountains do not feature prominently in this narrative, it is the sense of this small-town place and its inhabitants that informs the ambience and beauty of the location. Stasiuk writes about the people but also about the land and its many animals, its seasons, its rain and sun, the sky and the river. For him, the geographical peripherality of this town, with its location quite literally at the end of the train line, is in itself meaningful in its isolation and self-sufficiency. Dukla is »a strange town, from which there is nowhere else to go«, beyond which there is only Slovakia and the Bieszczady Mountains, an »overture of empty spaces«, »Subcarpathian Hel¹⁹ and urban Ultima Thule«. ²⁰ The sense of emptiness and the end of the (visible) world is constructed from the implied perspective of its inhabitants, for whom the space beyond their small town is unknowable and perhaps unreachable due to the presence of the border. This ultimate borderland space, isolated and removed from the metropolitan areas of modernity and civilization, however, is unaware of its own marginality; it is a timeless, ahistorical continuum, where everything is »as it once used to be, like in a transparent dream where ribbons of time and memory are superimposed on one another like a consolation for a too-short life«. ²¹ For Stasiuk, this is the centre of the world, the »omphalos«, where »all things begin«. ²²

Stasiuk's aesthetic and philosophy of the Subcarpathian region also translates into a broader conceptualization of the space of the Carpathians as a transcultural and transhistorical experience in his other writings associated with more traditional travel narratives. In his later essayistic travel narratives, such as *Fado* (2006; trans. 2009) and *Jadąc do Babadag* (On the Road to Babadag, 2004; trans. 2011), ²³ Stasiuk becomes more engaged with the complex relations between the natural environment and human practices, the constructedness of geopolitical divisions and the implications they have for the communities inhabiting these spaces. These narratives become particularly focused on the shifting and often problematic oppositions between East and West and the strict binarism of Western and Eastern Europe, reinforced as a result of almost a century of political authoritarianism that shaped the perception of the region. The concept of new Central Europe, extending beyond the historically prevalent German-centric *Mittleuropa*, as an emergent idea in the years following the collapse of the Eastern bloc, often served primarily the goal of demarcating the newly emancipated countries of the former socialist bloc from the stigma of association with the former Soviet Union. The geopolitical opposition of East/West in the 20th century and beyond was largely shaped by the years of the Cold War and its aftermath, while

19 The town of Hel is located on the very tip of the Hel Peninsula, a narrow sand bar that juts out into the Baltic Sea away from Poland's mainland.

20 »Dziwne miasteczko, z którego nie ma już dokąd pojechać«; »uwertura pustych przestrzeni«; »Podkarpacki Hel, urbanistyczna Ultima Thule«. Stasiuk: Dukla, p. 44.

21 Andrzej Stasiuk: Dukla. Translated by Bill Johnston. Champaign, Ill 2011, qtd. in the review of *Dukla in Three Percent* (no author, <<http://www.rochester.edu/College/translation/threepersent/2012/04/18/dukla/>>, 6.9.2021).

22 »Omfalos uniwersum – rzecz, w której zaczynają się wszystkie rzeczy.« Andrzej Stasiuk: Dukla, p. 45.

23 Andrzej Stasiuk: *Fado*. Translated by Bill Johnston. Champaign, Ill 2009; Andrzej Stasiuk: *On the Road to Babadag*. Travels in the Other Europe. Translated by Michael Kandel. San Diego 2011.

the newly rediscovered construct of Central Europe offered a way of negotiating this earlier rigid binary. Stasiuk's conceptualization of Central Europe²⁴ becomes further complicated through the presence of the Carpathians, the indelible mark in the centre of the continent, a defining geophysical and symbolic part of Central Europe, which has also been peripheralized by association with the political and economic margins of Europe.

For Stasiuk, the Carpathians are simultaneously a part of the natural environment and the object of a historical process of political and ideological appropriation. While the traditional German-culture based *Mitteleuropa* is often associated with urbanity, Stasiuk's rewriting of the region compels him to move away from the major centres of urban culture and toward the margins. He travels along and through the depths of the mountain range that spans the territory of several countries and boasts amazing natural beauty and socio-ethnic diversity, but that also is home to an unofficial communal space, the complex blending of the natural and human landscapes, with shared natural and cultural characteristics and sense of belonging.

In *Fado*, in a characteristically fragmented and disjointed narrative, Stasiuk describes his wanderings through the »other« Europe (Poland, Slovakia, Romania, Hungary, and Albania), weaving together his own memories, experiences, and reflections with observations from being on the road. In the chapter titled »The Carpathians«, Stasiuk reflects on his long connection to the mountains and the way they shaped his worldview and everyday existence. The mountainous landscape takes precedence over the human habitat and overrides artificial political divisions; the all-encompassing presence of the mountains encroaches into the human constructs and categories, challenges and rewrites them. The writer acknowledges that he came »to think of [the Carpathians] as a separate country or even continent«.²⁵ Moreover, the mountains offer their own space of shared belonging, and, Stasiuk ponders, perhaps »there ought to be something like Carpathian nationality or Carpathian citizenship«.²⁶ While the mountains foster a sense of communal space, at the same time, the writer treads carefully around his own tongue-in-cheek proposal of »Carpathian citizenship«, because he admits that to live in the Carpathians »is to remember that citizenship or nationality were always of little importance here«.²⁷ The mountains do not carry visible borders or obvious structures indicating political and administrative divisions, and the narrator enjoys engaging in what he refers to as »extravagant cosmopolitan dreams«: »I see the main ridge of the mountains. I leave my home and head east, then south, and I don't encounter any borders. On the way there are only flocks

24 For recent discussions of Stasiuk's conceptualization of Central Europe see Sanja Ivanov: Central European Heterotopias of Decay. The Poetics of the Real in Andrzej Stasiuk's *On the Road to Babadag*. In: *Central Europe* 15 (2017) 1–2, pp. 18–34; Jagoda Wierzejska: Central European Palimpsests. Postcolonial Discourse in Works by Andrzej Stasiuk and Iurii Andrukhovych. In: Dobrota Pucherová, Róbert Gáfrík (eds): *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*. Leiden 2015, pp. 375–397; Steffen Hänchen: *Mitteleuropa Redivivus? Stasiuk, Andrukhovych und der Geist der Zeit*. In: *Osteuropa. Zeitschrift Für Gegenwartsfragen des Ostens* 54 (2004) 1, pp. 43–56; Magdalena Marszatek: *On Slavs and Germans. Andrzej Stasiuk's Geopoetics of Central European Memory*. In: Justyna Beinek, Piotr H. Kosicki (eds): *Re-Mapping Polish-German Historical Memory. Physical, Political, and Literary Spaces since World War II*. Bloomington 2011, pp. 185–204; Joanna Firaza: *Unterwegs mit Andrzej Stasiuk. Fokus: Mitteleuropa*. In: *Zagadnienia Rodzajów Literackich [The Problems of Literary Genres]*. 62 (2019) 4, pp. 71–82.

25 Stasiuk: *Fado*, p. 57.

26 *Ibid.*, p. 60.

27 *Ibid.*

of sheep, shelters, sheepdogs – and in the winter even those things aren't there.«²⁸ This uniformity and coherence of the landscape also underscores the unspoken unity of its inhabitants, scattered across its hidden nooks and valleys, its many towns and villages, but engaged in the same routine daily tasks. As the narrator clears snow from his driveway, he is struck by the awareness that

at this very moment snow is being shoveled by any number of Slovaks, Ukrainians, and Romanians who live in the heart of these extraordinary mountains, which on a map look like the backbone of Central Europe. And not just by them – it's also being shoveled by Germans and Hungarians in Romanian Transylvania, and by Gypsies, who live everywhere.²⁹

Stasiuk's Carpathian Mountains are a refuge from oppressive (post)industrial modernity, a signifier representing temporal stillness and the possibility of undisrupted mental engagement. They are also a place that shelters diverse knowledge(s) still capable of competing with the metanarrative of technological advancement and progress:

In the Carpathians, expanses in time are intertwined with distances in time. Slovak, Polish, Ukrainian, and Romanian shepherds have changed very little for centuries. In their shelters high in the mountains, cheese is produced by the same archaic method and using the same simple tools. Out of all the inventions of modern civilization, they've only adopted battery-powered flashlights, battery-powered transistor radios, and rubber boots. Nothing else changes, because there's no reason for it to.³⁰

Stasiuk's idealization of the superficially pastoral qualities of everyday life in the mountains inevitably extends into his critique of human impact on the natural environment of the Carpathians. Thus, the markers of civilization encroaching into the space of the mountains are perceived as an almost alien presence that disrupts the organic continuum of nature: »Both the roads and the tracks look like a prank, like extraterritorial corridors leading to the other side of the mountains. The noisy, restless flow of modernity passes through them, but the mountains themselves remain undisturbed.«³¹ Stasiuk's interest in maps and historical cartography, which is particularly obvious in *On the Road to Babadag: Travels in the Other Europe*, helps him to foreground and explore the tension and rupture between signifying systems, representation and the lived reality of the inhabitants of the mountains, its human and nonhuman animals, and other life.

Stasiuk's conceptualization of the Carpathians as a signifying space of ambivalence, of collision and complex overlap between nature and culture, and as site of continually constructed meanings within the broader socio-political discourses of identities and belonging also resonates in the works of Iurii Andrukhovych, one of the most successful and representative authors of independent Ukraine. Born in Ivano-Frankiv'sk, one of the cities of the Carpathian Euroregion,³² he has deep roots in the

28 Ibid.

29 Ibid., p. 57.

30 Ibid., p. 58.

31 Ibid., p. 60. For an ecocritically informed reading of Stasiuk, see Irene Sywenky: *Environmental Thought and Eco-poetics in the Cultures of Post-1989 Central and Eastern Europe*. In: *Canadian Slavonic Papers* 60 (2018) 1–2, pp. 256–278.

32 The Carpathian Euroregion was established in 1993. This international organization brought together borderland / Carpathian administrative units in four countries – Poland, Slovakia, Hungary and Ukraine – to promote cooperation across various areas of economic and cultural development

Subcarpathian³³ region and belongs to an important regional post-1989 literary group (the Stanislav/Ivano-Frankivs'k group), although his works also explore connections to other important centres of Galicia, such as L'viv. Andrukhovych's attention to the issues of space, both geophysical and geopolitical (which are often interrelated) are reflected in the titles of some of his essayistic collections: *Disorientation in Location* (1999), *My Europe* (2001, in co-authorship with Andrzej Stasiuk), *The Devil Is Hiding in the Cheese* (2006), and *My Final Territory* (2009).³⁴ The writer professes his obsession with maps and all things cartographic in many of his essays, while emphasising their symbolic, and even imaginative, value: »Notwithstanding all my love for geographic maps, I never learned to treat them functionally; they have always been and remained for me a kind of a fantasy, a hybrid of literature and painting, [...] and never a means of finding the right path.«³⁵ Continuing along the same lines, he observes elsewhere: »Maps became to me what, in more romantic times, they used to call a source of inspiration«,³⁶ noting the particular appeal of political maps, which spurred his interest in geopolitics and geopoetics. Andrukhovych's concern with the idea of Central, or East-Central, Europe, especially in the 1990s and early 2000s, echoes the cultural and socio-political discourses of Ukraine's geopolitical reorientation in the period following the collapse of the Soviet Union.³⁷ Andrukhovych's conception of East-Central Europe is developed, directly or implicitly, in both his fiction and non-fiction, and just like Stasiuk's, it rejects the rigid East/West binarism inherited through the political divisions of the twentieth century and often explores hidden and forgotten spaces, spaces of in-betweenness that defy clear cardinal directions of cartography and dichotomies of culture and nature. He is keen on exploring the socio-cultural uniqueness of Galicia (the western region of Ukraine that was formerly a part of Austria-Hungary and Poland) in all its multifaceted complexity, where the Carpathians, in various degrees of proximity, form an inherent part of the region's identity. As Marko Pavlyshyn contends,

(<http://www.karpacki.pl/euroregion-karpacki/historia-euroregionu/>, 6.9.2021). Romania joined the Carpathian Euroregion in 2000.

- 33 Ukrainian Subcarpathian region (Prykarpattia) commonly refers to Ciscarpathian Ukraine, the north-eastern part of the mountains and the Ivano-Frankivs'k region.
- 34 Iurii Andrukhovych: *Dezorientatsiia na mistsevesti* [Disorientation in Location]. Ivano-Frankivs'k 1999; Iurii Andrukhovych, Andrzej Stasiuk: *Moia Ievropa* [My Europe]. L'viv 2001; Iurii Andrukhovych: *Dyiaivol khovaiet'sia v syri* [The Devil Is Hiding in the Cheese]. Kyiv 2006; Iurii Andrukhovych: *Moia ostannia terytoriiia* [My Final Territory 2018]. L'viv 2009.
- 35 »Попри всю мою любов до географічних мап, я так і не навчився функціонального до них ставлення -- вони для мене були й залишаються радше такою собі фантазійною сумішшю, гібридом літератури й малярства [...]. й аж ніяк не засобом для знаходити [sic] правильний шлях.« Andrukhovych: *Atlas. Medytatsii* [Atlas. Meditations]. In: *Dyiaivol khovaiet'sia v syri* [The Devil Is Hiding in the Cheese], pp. 117–134, here: p. 117.
- 36 »Мапи стали для мене тим, що в романтичніші часи звично називали джерелом натхнення.« Iurii Andrukhovych: *Lexykon intimnykh mist. Dovol'nyi posibnyk z heopoetyky i kosmopolityky* [The Lexicon of Intimate Cities. An Arbitrary Manual in Geopoetics and Cosmopolitics]. Kam'ianets'-Podil's'kyi 2012, p. 7.
- 37 See, for example, the following analyses of Andrukhovych's perspective on Western Ukraine and (Central) Europe: Marko Pavlyshyn: *Choosing a Europe*. Andrukhovych, Izdryk and the New Ukrainian Literature. In: *New Zealand Slavonic Journal* (2001), pp. 37–48; Uilleam Blacker: *The Galician Myth in Iurii Andrukhovych's Fiction*. In: *Slovo* 19 (2007) 1, pp. 55–72; Olena Dvoret'ska: *In Search of the Other Europe. The City of Ivano-Frankivs'k in the Works of Iurii Andrukhovych*. In: *Central Europe* 15 (2017) 1–2, pp. 4–17; Galyna Spodarets: *One River, Two Ukraines? Iurii Andrukhovych's Imagined Geography of East-Central Europe*. In: *Central Europe* 15 (2017) 1–2, pp. 45–57.

[t]he Europe that Andrukhovych chooses is, patently, not the Europe of Brussels and Strasbourg, of commerce and trade, of the bureaucracies of the European Union; not the Europe which real post-Soviet Central and East European states strain to join. Andrukhovych chooses not to recognise this Europe, let alone acknowledge that its reality is remote from the high cultural dream, presided over, perhaps, by Rilke, that is the Europe of his mind's eye. Andrukhovych chooses a Europe which allows him to view his native landscape – the foothills of the Carpathians – and his favourite city, L'viv with its Habsburg history, as part of a continuum that stretches to Venice and Munich.³⁸

The Carpathians form an important part of the writer's literary landscape. To use an example from Andrukhovych's fiction, his 2004 novel *Dvanadtsiat' obruchiv* [Twelve Rings, 2015]³⁹ is primarily a Carpathian novel, not only because the mountains serve as the main location for the events unfolding in this narrative, but because they form an integral part of the world constructed by the writer and affect the life trajectories of its characters. As the writer reminisces about his Carpathian hiking excursions in the afterword to the novel, he goes even further by contending that »the mountains are the protagonist of this novel«.⁴⁰

Andrukhovych's non-fictional writing drives the point home. His essay *Carpathologia cosmophilica* (1996), while playful, parodic, and intertextual, bridging fictional and non-fictional writing, underscores the significance of the historically shifting geopolitical divides in the region. Just like for Stasiuk, the mountains are at the very centre of fluid fault lines – geographical, geopolitical, cultural, symbolic. This »structure-myth« (with reference to Taras Prohas'ko, discussed below), however, has always been »a border, a fringe, a periphery of empires and a periphery of cultures and civilizations«,⁴¹ as, for example, during the Soviet era Russia was busy »managing the destiny of much higher mountain tops and even impudently assigning them romantic-cloudy names such as [...] Peak of Communism«.⁴²

Reflecting on the rich historical heritage of the Carpathians, Andrukhovych contends that the mountains are positioned along the very line defining key civilizational divisions of the continent – the Roman versus Byzantine worlds, Western versus Eastern religious rites, and so on. They are a site of centuries-long political and ideological inscription, a palimpsestic text whose archeology reveals consecutive layers of imperial transfers. They are also home to a wide range of unique socio-ethnic niches, such as Bukovina, Transylvania, the Hutsul country, to name a few, that are the very

38 Pavlyshyn: Choosing a Europe, p. 43. Pavlyshyn continues that »[t]he physical existence of the landscape appears to render this Europe tangible, but as a cultural object it is the fruit of selective vision, nostalgic introspection and imagination. [...] His choice of a Europe implies withdrawal into an aesthetic, artificial realm that offers the reader no socio-political challenges or exhortations« (ibid.). It should be noted, however, that Andrukhovych's later writings show a withdrawal from this aestheticism and offer a clearer socio-political delineation of his East-Central Europe. For example, in the essay »...No strannoïu liubov'iu« [»... But with a Strange Love«] – an ironic quotation from the well-known poem »Motherland« by the Russian poet Mikhail Lermontov – he openly and mockingly rejects the »ruins of the Habsburg-Danube idyll« and contends that his »Central-Eastern« Europe is, in fact, the »former *sotstabi* [socialist camp], *Ostblock*«; it's the Budapest of 1956, the Prague of 1968, and the Gdansk of 1980 (Iurii Andrukhovych: ... No strannoïu liubov'iu. In: *Dyavol khovaiet'sia v syri* [The Devil Is Hiding in the Cheese], pp. 79–90, here: pp. 87–88).

39 Iurii Andrukhovych: *Dvanadtsiat' obruchiv* [Twelve Rings]. Kyiv 2004.

40 »Гори -- головний герой цього роману.« Andrukhovych: *Dvanadtsiat' obruchiv*, p. 326.

41 »Завше була межею, краєм, околицею імперій, околицею культур і цивілізацій.« Andrukhovych: *Carpathologia cosmophilica*, p. 17.

42 »Розпоряджаючись долею значно вищих вершин і навіть зухвало надаючи їм свої романтично-надхмарні назви, як, наприклад, Пік Комунізму.« Ibid. Today Peak of Communism (or Communism Peak) is Ismoil Somoni Peak, part of the Pamir Range in Tajikistan.

core of what he conceptualizes as Central Europe. The region – both as a concept and as lived reality – is, however, fragile, and not just in the precarity of its natural environment, but also in the uncertain future of the cultural diversity that the mountains are home to. Using the example of Hutsul music, with its deeply tense, visceral qualities and bodily associations with sex and death, Andrukhovych suggests that folk music »may be the only reality in the phantom-like structure of Central Europe.«⁴³ He reflects on the inevitable advancement of mainstream commercial culture that gradually appropriates and swallows both the idiosyncratic and universal aspects of folk expression. The erosion and disappearance of this culture would also impact the unique natural-cultural symbiosis that sustains the rich natural-cultural continuum that is the Carpathian Mountains: »[T]here would be no such music in the world if it were not for the Carpathians; but then the opposite is possible: there would be no Carpathians if it were not for this music.«⁴⁴ Playing with language and scrutinizing words in characteristic fashion, Andrukhovych briefly ponders on the relational significance of prefixes that define different sections of the mountain range in another essay, *An Introduction to Geography*. Although seemingly fixed in nothing else than geophysical coordinates, such designations as »Transcarpathian« or »Subcarpathian« potentially acquire other connotations, depending on the perspective and positionality of the users along the continuum between East and West.⁴⁵ Thus, for example, Transcarpathia [Zakarpathia], viewed from within Ukraine, implies a territory that is »over« or »beyond« the mountains, the space that is separate, at the fringe, potentially different and perhaps not easily accessible in older times; it is also the westernmost part of the country, next to the state border. At the same time, the mountains become a kind of a natural border, a geophysical demarcation line, but also a regional, ethnic, and cultural one.

In his more recent collection of essays, *The Lexicon of Intimate Cities* (2012), Andrukhovych reminisces about the places that had most impact on him – an experiment in an »autobiography superimposed on geography«, an »autogeobiography«, an attempt to obfuscate the separation of the »bio« and »geo« components and to think of them as a whole.⁴⁶ The volume brings together the writer's travel stories and memories of 111 cities across the world.⁴⁷ Having organized the entries alphabetically by the names of the cities in Cyrillic, the author is aware of the arbitrariness of this structure, but also of the fact that it muddles the geographic order as well as subtly subverts and challenges common geopolitical hierarchies. The book includes entries on Paris, Rome, and New York alongside the entries on Uzhhorod and Khust, two Transcarpathian cities. According to Andrukhovych, the volume contains »awfully little of Transcarpathia«, which he considers his »ancestral homeland« and which he was obsessed with travelling since his teenage years, although most of it was done imaginatively by reading a Soviet-era Russian-language guidebook and copying the images

43 »Чи не єдина реальність у примарній структурі Центральної Європи.« Ibid., p. 23.

44 »Цієї музики ніколи б не було на світі, якби не Карпати. Можлива і зворотня залежність: не було б Карпат якби не ця музика.« Ibid., p. 24.

45 Iurii Andrukhovych: Vstup do geografii [Introduction to Geography]. In: Dezorientatsiia na mistsevesti, pp. 31–50, here: pp. 34–35.

46 »Автобіографія, що накладається на географію; «автогеобіографія.« Iurii Andrukhovych: Leksykon intymnykh mist, p. 7.

47 A brief discussion of Andrukhovych's *Lexicon* can be found in Irene Kacandes, Yuliya Komska (eds): *Eastern Europe Unmapped: Beyond Borders and Peripheries*. New York, Oxford 2018, p. 14.

of Carpathian castles to his journal.⁴⁸ This simultaneous proximity and remoteness of Transcarpathia rendered it even more desirable and enigmatic. It was not until his university years that he explored the many towns and landmarks of the region and climbed the castle mountain of Khust, wandering »among the stone ruins, covered by lush vines, in the clouds of gadflies and insects, in the midst of the jungle, in the gaping, slightly rotting mouth of organic nature that could not stop gnawing away at the stones of the old civilization, as though they were bones«.⁴⁹ His earliest memories of visiting Uzhhorod as a young child were associated with the city lying on the other side of the mountains, in a fairy tale country. Watching the deep forests and flocks of sheep from the airplane merely confirmed its fairy-tale nature. Everyone in the city spoke Hungarian, but also Russian, and it felt like being abroad, even though no one of his family »had ever been abroad at the time«.⁵⁰ The name of Uzhhorod (from the Uzh [serpent] River) reminded of a paradisiacal garden after the appearance of the serpent. Andrukhovych's representation of the two cities, filtered through the memories of his younger years, underscores the deeply ingrained perception of otherness (and perhaps slight exoticism) of the space of Transcarpathia, with its spatial geographic separation, its ethnic diversity, and rich natural environment. The writer works with a distinct sense of regional difference that is located not just within the broader national space, but in the western parts of the country, which he de-homogenizes and diversifies.

Taras Prokhas'ko is another representative example of regional writing in Ukraine. Like Andrukhovych, he was born in Ivano-Frankiv'sk and belongs to the same post-1989 literary community (the Stanislav group). Prokhas'ko is known as an internationally acclaimed and award-winning novelist, essayist, and journalist, and most of his works explore regional history and identity, often with autobiographical details.⁵¹ *Distances and Vibrations* (2012), a collection that brings together essays written by Taras Prokhas'ko and his brother, Iurko Prokhas'ko,⁵² is described by the latter as »an anthropology of the railway«, an exercise in »railway semantics« and »railway hermeneutics«.⁵³ Specifically, however, it is a historical study of the development of the railway network in Galicia, from the Habsburg period onward. The railway, which toward the end of the 19th century was extended across the Transcarpathian region, made its inhabitants »residents of the Carpathian country«.⁵⁴

While Iurko Prokhas'ko's contribution to the book focuses on a historical overview of the gradual expansion of the railway in the region through multiple re-drawings of the map and changes of political regimes, his brother's essay explores the

48 »Жахливо мало Закарпаття«; »прабатьківщина.« Andrukhovych: *Leksykon intymnykh mist*, p. 393.

49 »Серед кам'яних, буйно сповитих ліанами решток, у хмарах гедзів і мушви, всередині джунглів, у роззявленій гнилуватій пащі органічної природи, що ніяк не могла спинитися, обгризаючи, ніби кістки, старі цивілізаційні камені.« Ibid., p. 394.

50 »Тоді ще ніколи за кордоном не бував.« Ibid., p. 375.

51 See, for example, *Inshi dni Anny* [Other Days of Anna]. Kyiv 1998; FM Halychyna [FM Galicia]. Ivano-Frankiv'sk 2001; *NeprOsti* [The UnSimple]. Ivano-Frankiv'sk 2002; *Leksykon taiemnykh znan'* [Lexicon of Secret Knowledge]. L'viv 2003.

52 The collection consists of essays authored separately by each brother. Iurko Prokhas'ko is a translator and an essayist.

53 In Iurko Prokhas'ko's words: »залізнична антропологія,« »залізнична семантика,« »залізнична герменевтика.« Iurko Prokhas'ko: *Shyroki kolii Ievropy* [Wide Railway Tracks of Europe]. In: Iurko and Taras Prokhas'kos: *Vidstani i vibratsii* [Distances and Vibrations]. Ivano-Frankiv'sk 2012, pp. 5–46, here: p. 5.

54 »Зробила з нас мешканців карпатської країни.« Taras Prokhas'ko: *Zhyttia mizh poiizdamy* [Life between Trains]. In: Iurko and Taras Prokhas'kos: *Vidstani i vibratsii*, pp. 47–62, here: p. 49.

historical culture of train travel in Galicia, from the passenger halls of train stations to the food and socialization *en route*. Taras Prokhas'ko's reflection on train travel is ultimately a poetic tribute to the mountain country. Although, according to the writer, the railway and stations were Austrian, the station names Polish, the train carriages made in East Germany, and the social mores Soviet, the more the brothers travelled the more they were convinced that »this land itself was [theirs]«:

We sat by the window and looked at [the land] closely. We saw a lot of mountains, different and unlike kinds of mountains, the Beskydy, Gorgany, Chornohora, Svydovets, Chyvychn Mountains, Polonyna Krasna. We saw meadows with flowers and fragrant grasses, numerous birds, brooks, wells, gardens and huts, lakes and forests, castles and tiny towns [...], the abandoned villas of old resorts, garbage dumps and fields, churches, chapels and crosses, cemeteries and rocks.⁵⁵

Remembering his travels, Prokhas'ko offers a narrative cartography of eastern Galicia (with a list of cities, towns, rivers) and the mountainous topography of Sub- and Transcarpathia. His deconstruction of the perceived homogeneity of the mountains through breaking down of their »semantics« into discrete units unveils the complexity of the mountainous environment of the region, with its subranges, peaks, passes, and alpine meadows, each having different names, different geophysical characteristics, but also being home to different settlements, communities, and cultural histories. While the essay is rich in local knowledge and may be perceived as addressing regional readership, it also »translates« and renders the natural space of the Carpathians meaningful for an audience that is broader than regional. Moreover, by bringing Sub- and Transcarpathian communities into the common historical frames of reference (e. g., both World Wars, the Soviet period, political repressions), the author constructs a coherent narrative of a periphery that is also part of the larger national discourse.

Taras Prokhas'ko's narratives, however, often focus not just on the regional and the local (e. g., a particular village or town and its surroundings) but on the micro level of the writer's vision, on a particular bit of the land surrounding him in everyday life. His landscape is deeply personal. Thus, in one of his essays, combining as usual autobiography and history, Prokhas'ko reflects on his daily morning routine of sitting on the porch of his house in the mountains. What he sees is just a small fragment of the world, but it is also *the world*. He admits, however, that what he really sees is much more than the purely sensory perception of the surrounding geophysical reality.⁵⁶ His reflection on the beautiful landscape is layered with memories, both individual and collective, and the »ghosts« of the past. Thinking of the complex movement and traffic on this land across history, of regimes and cultures that had shaped this tiny piece of landscape, he imagines the Italians (during the Habsburg rule) who built the railway between Stanislav (officially Ivano-Frankivs'k) and Rakhiv that lies just beyond his garden and the impact they had on the local community. He

55 »ця земля таки наша. Ми сідали біля вікна і уважно на неї дивилися. Ми бачили багато гір, різні і неподібні типи гір, Бескиди, Горгани, Чорногору, Свидовець, Чивчини, Полонину Красну. Бачили луки з квітами і пахучими травами, безліч птахів, потічки, криниці, сади і хатки, озера та ліси, замки і малесенькі містечка [...], занедбані вілли давніх курортів, смітники і поля, церкви, каплички і хрести, цвинтарі і скелі.« Ibid., p. 61.

56 Taras Prokhas'ko: Z tsioho mozhna zrobyty kil'ka opovidan' [One Could Make Several Stories from This]. Ivano-Frankivs'k 2005, p. 99.

imagines the turbulent events of both world wars and their many echoes; even the markers that are part of the natural landscape speak of the past: the forest paths that served those who were hiding in the woods during the war years and those who were hunting them down.⁵⁷ His peeling away of the palimpsest of history goes beyond the 20th century to the early modern and renaissance periods, when merchants from the other parts of Europe travelled to buy local silicon⁵⁸ and then shifts to the near past, when just several decades ago the nearby forests housed strategic military bases, and mysterious trains with blocked windows carried their cargo to unspecified destinations.⁵⁹ The essay is also a reflection on the history of his family and their endurance through the successive periods of different empires, from Austria-Hungary through the Soviet period.

Prokhas'ko's constructed map does not follow the customary cardinal directions; it is a map defined by the space visible from his residence (left, right, straight ahead), i. e. his world. The mountainous surroundings that may appear alike – or unreadable – to an occasional visitor unfold into discrete topographic features familiar to the writer's eyes and offering him meaningful insights. The author's gaze moves between the forested mountain country on the one side, and the high bank of the Prut River with »the beginning of the Pokuttia-Kosiv Carpathians« on the other, to the mountainous patch that marks »the official Hutsul country«.⁶⁰ The writer's easy orientation in the landscape and reading of its key landmarks, as well as showing an intimate knowledge of its finer details, conveys his feeling at home. The idea of home and belonging that is different from the formerly cultivated and enforced authoritarian concept of motherland (i. e. the Soviet Union, and to a lesser extent, [Soviet] Ukraine) is crucial in Prokhas'ko's construction of his regional identity.

Both Andrukhovych's and Prokhas'ko's conceptualization of the Carpathians situates them within national and regional contexts, bringing the mountains to the literary and cultural map of Ukraine and exploring the complex interrelation of the natural and socio-political continuums. In a broader context, the Polish and Ukrainian narratives discussed here are quintessential narratives of the periphery and the marginal, with the Carpathian landscape featured prominently as a physical presence, a point of reference, a geophysical and symbolic space. They testify to the emergent interest in peripheral spaces and borderlands and form a part of the broader post-socialist reimagining of the geopolitical and cultural spaces of the countries of the former Eastern bloc, as well as a withdrawal from the rigidly centralist geographies of the decades of authoritarian socialist regimes. The notion of the border as a geopolitical and administrative tool of state demarcation can be extended to a complex spatio-temporal and socio-cultural structure of which the natural environment forms an inherent part. The Carpathians, both as a natural object and as a border region across several countries, have become an important part of recent cultural discourses, and the literary works examined here can be situated within the scope of both regionalist

⁵⁷ *Ibid.*, p. 102.

⁵⁸ Many Transcarpathian settlements partook in centuries-long trade in various natural resources, which shaped their development and identity. For example, Kolomyia was a historically important salt-trading centre, and Rakhiv, mentioned by Prokhas'ko, was situated on the trade route between Galicia, Transylvania, Moldavia and Hungary (Internet Encyclopedia of Ukraine, <<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CR%5CA%5CRakhiv.htm>>, 6.9.2021).

⁵⁹ Prokhas'ko: One Could Make Several Stories from This, pp. 101–102.

⁶⁰ »Початок покутсько-косівських Карпат«; »офіційна Гуцульщина.« *Ibid.*, p. 101.

and localist narratives. These geographic imaginaries are transformative in nature, as they participate in the process of rereading old and new border spaces within transnational zones that are often given new meaning in the context of the Carpathian landscape as a complex signifying system. The discourse around the Carpathians thus contributes to the reimagining of geopolitical symbolic spaces, especially as part of the ongoing discussion of the post-1989 idea of Central and Eastern Europe. These narratives, often exploring lesser-known peripheral spaces, invite their readers to rethink the universalist geographies of the globalized world and its homogenizing cultural trends, while also engaging in discussions of national and regional identities and environmental concerns.

IRENE SYWENKY, Dr., is Associate Professor of Comparative Literature at the University of Alberta, Canada. She has published on postcolonial and post-imperial cultural spaces in Central and Eastern Europe; border identities and border cultures; memory; cultural translation; popular culture; and contemporary Canadian literature. She is Editor of the *Canadian Review of Comparative Literature / Revue Canadienne de Littérature Comparée*.
E-Mail: isywenky@ualberta.ca

**Cartographic Imaginaries: Re-Visioning Carpathian Landscapes
in Post-1989 Polish and Ukrainian Literary Non-Fiction**
(Abstract)

Post-1989 literary discourses about the Carpathians contribute to the processes of symbolic geopolitical reimagining of post-socialist Central and Eastern Europe, which have been key in challenging centralist authoritarian geographies and moving toward regionalism and micro-regionalism. Using the examples of the non-fiction writings of Andrzej Stasiuk (Poland), Iurii Andrukhovych (Ukraine), and Taras Prokhas'ko (Ukraine), this article examines the construction of the Carpathian geographic landscape and natural environment as a space that underwent significant changes through cultural reimagining and symbolic geopolitical reinscription. The natural environment, although not directly subordinated to geopolitical shifts, nonetheless bears important marks of the historical changes of the past decades and centuries and becomes part of the evolving identities of the peripheral and borderland communities that are associated with the Sub- and Transcarpathian mountain regions.

Die Karpaten in der Fotografie

Einblicke in das Bildarchiv des IKGS

Von Tobias Weger

Das Archiv des 1951 in München gegründeten Südostdeutschen Kulturwerks (SOKW), der Vorgängereinrichtung des IKGS, hat über Nachlässe und Schenkungen immer wieder auch Bildmaterial übernommen, vor allem Fotografien, Ansichtskarten und historische Grafiken. Eine Systematik beziehungsweise thematische oder regionale Schwerpunktsetzung lässt sich bei diesen Erwerbungen allerdings nicht erschließen. Unlängst erhielt unsere Kollegin Dr. Angela Ilić die Aufgabe, diesen Sonderarchivbestand sichten, ordnen, angemessen konservatorisch lagern und so verzeichnen zu lassen, dass die einzelnen Bilder problemlos identifiziert und damit für die Forschung und die interessierte Öffentlichkeit nutzbar gemacht werden können. Da oftmals die Entstehungsgeschichte, die Urheberschaft und der Erwerb der einzelnen Bilder nicht dokumentiert wurden, muss in vielen Fällen nach einer ersten Sortierung¹ zunächst die Frage der Urheber- und Nutzungsrechte geklärt werden, ehe die Bilder zur Verfügung gestellt werden können.²

Die beiden Karpaten-Themenhefte der *Spiegelungen* bieten einen Anlass, über einen thematischen Querschnitt zu den Karpaten im Medium der Fotografie erste Einblicke in diesen Sammlungsbereich des IKGS zu gewähren. Die Geschichte der Karpatenfotografie kann dabei nur gestreift werden. Sie ist unter transnationalen Aspekten ein echtes Desiderat der Forschung, orientiert sich die Geschichte der Fotografie doch häufig noch immer an regionalen oder nationalen Bezugspunkten, wobei gerne außer Acht gelassen wird, dass die Entwicklung der fotografischen Technologie in eine Zeit erhöhter Mobilität fiel und die Fotografie – gegenüber der zuvor verbreiteten Zeichnung – ein rasches Hilfsmittel zur Hand gab, das Fremde, Außergewöhn-

1 Raphael Rothschink: Ein verborgener Schatz: das Fotoarchiv des IKGS. In: *Spiegelungen* 16 (2021) H. 1, S. 209f. Der Beitrag beruht auf der vom Verfasser 2020 durchgeführten Sortierung der Bildbestände im IKGS. Aktuell nimmt Eszter Stricker im Rahmen eines vom HDO Bayern geförderten Projekts die Feinerschließung der umfangreichen Sammlung zu Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár) vor.

2 Auch für die in diesem Beitrag wiedergegebenen Fotografien konnten bisher die Urheberrechte nicht geklärt werden; sollten durch die Wiedergabe Rechte verletzt worden sein, bittet das IKGS mögliche Rechteinhaber um eine entsprechende Mitteilung.

liche, Exotische oder einfach nur Beeindruckende zu dokumentieren. Ein fast jedem Reisenden zur Verfügung stehendes Mittel, mit dem man auch den Nachweis erbringen konnte, tatsächlich an einem bestimmten Ort gewesen zu sein. Dieser Text- und Bildbeitrag wählt einen sinnlichen Zugang, indem er die Vielfalt der im IKGS versammelten Motive und Bildautoren veranschaulicht.

ZUR FOTOGRAFISCHEN IKONOGRAFIE DER KARPATEN

Die Fotografie im vordigitalen Zeitalter kann zunächst als ein technischer Prozess beschrieben werden, dessen Essenz der tschechische Kulturphilosoph Vilém Flusser einmal mit folgenden nüchternen Worten auf den Punkt gebracht hat: »Die Welt reflektiert Sonnen- und andere Strahlen, welche mittels optischer, chemischer und mechanischer Vorrichtungen auf empfindlichen Oberflächen festgehalten werden und als Resultat technische Bilder hervorbringen.«³ Dabei ist Flusser selbst nie müde geworden, die Reduzierung der Fotografie auf den rein technischen Akt zu hinterfragen. Die Erzeugung von Bildern als kreativer Prozess und schöpferische Leistung, die ideologische Ausrichtung von Fotografien, deren Mythen- und Begriffspotenzial waren nur einige seiner Forschungsfelder. Fotografie war für Flusser ein wichtiger Bereich menschlicher Kommunikation, und lange vor der Verbreitung des Internets, der Digitalfotografie und der sozialen Medien verwies er auf die Suggestivkraft fotografischer Bilder, die die Geltung sprachlicher Kommunikation überlagern könne. Lange vor Flusser hatten sich bereits andere Kulturtheoretiker mit der Rolle und Bedeutung der Fotografie auseinandergesetzt. Der Soziologe Siegfried Kracauer schrieb 1927 einen Essay zum Thema »Die Photographie«, in dem er betonte, dass technische Verfahren, die ihren Ursprung letztlich in der Aufklärung haben, nicht automatisch auf Vernunft beruhen müssten. Kracauer differenzierte zwischen Fotografien und Gedächtnisbildern, »die sich zu dem Monogramm des erinnerten Lebens« vergrößerten:

Die Photographie ist der aus dem Monogramm herabgesunkene Bodensatz, und von Jahr zu Jahr verringert sich ihr Zeichenwert. Der Wahrheitsgehalt des Originals bleibt in seiner Geschichte zurück; die Photographie faßt den Restbestand, den die Geschichte abgeschieden hat.⁴

Während Kracauer somit den Aspekt der Erinnerung in den Mittelpunkt seiner Überlegungen rückte, wandte sich sein Zeitgenosse Walter Benjamin der Vervielfältigung von Fotografien und anderen Kunstformen wie dem Film zu. In seinem berühmten, 1936 erstmals veröffentlichten Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* hob Benjamin hervor, »die technische Reproduzierbarkeit des Kunstwerks« habe »dieses zum ersten Mal in der Weltgeschichte von seinem parasitären Dasein am Ritual« emanzipiert: »Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks«.⁵ Die reproduzierbaren Kunstwerke, so Benjamin, hätten die »Aura«

3 Vilém Flusser: Für eine Philosophie der Fotografie. 8., durchgesehene Auflage. Göttingen 1997, S. 13.

4 Siegfried Kracauer: Die Photographie. In: ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Mit einem Nachwort von Karsten Witte. Frankfurt am Main 1977, S. 21–39, hier: S. 30. Im Original in: Frankfurter Zeitung, 28.10.1927.

5 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: ders.: Drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt am Main 1963, S. 7–63, hier: S. 17. Im Original: L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. In: Zeitschrift für Sozialforschung 5 (1936) H. 1, S. 40–66.

des Kultischen überwunden und damit auch einen emanzipatorischen Beitrag zur sozialen Entwicklung des Menschen geleistet.

Welchen Stellenwert haben nun fotografische Darstellungen von Gebirgsregionen wie den Karpaten? Berglandschaften waren im 19. Jahrhundert nicht nur ein Sujet für Grafiker und Maler, sondern auch für Fotografen. Die Entwicklung der Bergfotografie ging Hand in Hand mit der touristischen Erschließung des Gebirges, verstärkt durch die Gründung von Wandervereinen, der Anlage und Markierung von Wegen, dem Bau von Hütten und der systematischen Kartierung der Bergwelt. 1873 waren sowohl der Ungarische Karpatenverein (Magyarországi Kárpát-egyesület, MKE) als auch die Polnische Tatra-Vereinigung (Polskie Towarzystwo Tatrzańskie, PTT) und der Deutsche und Österreichische Alpenverein (DÖAV) ins Leben gerufen worden. 1876 wurde von einem Kreis Kronstädter Wanderfreunde der Siebenbürgische Alpenverein gegründet, den man 1881 auflöste und seine Mittel dem 1880 initiierten Siebenbürgischen Karpatenverein (SKV) übertrug. Da im Zeitalter der Nationalbewegungen auch die Berge als Teil, gelegentlich auch als natürliche Begrenzung des nationalen Raums angesehen wurden, nimmt es kaum Wunder, dass auch diese Vereine gemäß nationalen oder ethnischen Kriterien entstanden. Gleichwohl galt das Interesse der einzelnen Vereine schon immer auch den anderen Gebirgen. So referierte am 25. November 1903 in der Monatsversammlung der Sektion Austria des DÖAV der Bergsteiger Eugen Berr zum Thema »Aus den Karpaten«, wobei die Vereinszeitung zu seinem Bericht aus der damals noch wenig erschlossenen Tatra anmerkte, dass Berr »ein ausgezeichnete Photograph« gewesen sei, dessen »Vortrag »Vortrag und Bilder mit verdientem, lebhaftem Beifall aufgenommen« worden seien.⁶

War anfangs das Mittragen der unhandlichen und schweren Fotoausrüstung für viele Wanderer ein Hinderungsgrund, führten die Entwicklung leichter Kleinbildkameras und die Erzeugung preisgünstiger Fotomaterials schließlich dazu, dass das Fotografieren im Gebirge zu einem Massenphänomen wurde. Private Fotoalben dokumentierten die von den Wanderern bezwungenen Gipfel, spektakuläre Szenarien wie Wasserfälle oder Klammern, aber auch das gesellschaftliche Leben in Vereinen, Wander- und Jagdgesellschaften. Zur Optimierung der Bildqualität konnten schon frühzeitig Ratgeber zu Rate gezogen werden. Polnischen Karpatenwanderern stand etwa die 1938 erschienene Anleitung *Fotografowanie w górach* [Fotografieren im Gebirge] des in Zakopane ansässigen professionellen Bildautors Antoni M. Wieczorek zur Verfügung. Die Broschüre enthielt sowohl praktische Hinweise als auch eigene Bildbeispiele des Autors, die Felsen, Wasser, Wolken, aber auch Menschen und die von ihnen gestaltete Kulturlandschaft in Szene setzten. Im Vorwort wandte sich Wieczorek direkt an die »charmanten Leserinnen und lieben Leser« und begründete sein Anliegen:

Wer von Euch, beladen mit einem schweren Rucksack, in unseren Bergen wandert und fotografieren möchte, sollte sich nicht der Illusion hingeben, dass Fotografieren einfach ist. Es ist nur für diejenigen einfach zu fotografieren, die davon begeistert sind und künstlerische Fähigkeiten besitzen.⁷

6 Monatsversammlung vom 25. November 1903. In: Nachrichten der Sektion »Austria« des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 13. Jg., Nr. 1, 15.1.1903, S. 6.

7 A[ntoni] M. Wieczorek: *Fotografowanie w górach*. Poradnik fotograficzny. Ilustracje autora [Fotografieren im Gebirge. Ein fotografischer Ratgeber. Illustrationen des Autors]. Poznań 1938, S. 3. Im Original: »Ktokolwiek z Was, objuczony ciężkim plecakiem, będzie wędrował po naszych górach, a zechce fotografować, niechaj się nie łudzi, że fotografia jest łatwa. Jest ona łatwa tylko dla tych, którzy są z nią otrząskani, a mając zdolności plastyczne, umieją fotografować.«

Neben der laienhaften Fotografie, die je nach Können zu mehr oder weniger gelungenen Resultaten führen konnte, existieren aber auch in großer Zahl die Werke professioneller Fotokünstler. Ihre Motivation war zunächst ästhetischer Natur; sie begeisterten sich an steilen Felswänden, verschneiten Gipfeln, rauschenden Wasserfällen, sanften Bergwiesen und deren Flora und Fauna, aber auch am scheinbar unbeachteten Leben der menschlichen Bergbewohner, vor allem der Bergbauern und Hirten. Manche Fotografen machten aus ihrem Können ein wirtschaftliches Unternehmen. Gelungene Aufnahmen ließen sich mehrfach verwerten. In vergrößertem Format konnte man sie auf Ausstellungen präsentieren oder als Illustrationen in aufwändig gestalteten Bildbänden oder in Fachpublikationen reproduzieren.⁸ Im Kleinformat ließen sie sich in großer Auflage als Ansichtskarten drucken oder zur Bebilderung touristischer Broschüren und Prospekte verwenden. Die Mitgliedschaft in fotografischen Berufsvereinigungen, die in allen Ländern Europas bereits frühzeitig entstanden, ermöglichte den Austausch und die gemeinschaftliche Bewerbung des künstlerischen Schaffens in Ausstellungen, Büchern und Fachzeitschriften.

Wieder andere Fotografen begriffen sich als Dokumentare einer tatsächlichen oder vermeintlichen ethnografischen Realität. Sie besuchten abgelegene Bergdörfer und Einsiedeleien, aber auch typische Wirtschaftsbetriebe, um den Alltag der Menschen, deren Leben und Wirtschaften, festzuhalten. Ihre Bilderzeugnisse sollten später wissenschaftliche Arbeiten, volkscundliche Abhandlungen oder Schauen illustrieren. Die Suche nach dem »Ursprünglichen« oder »Authentischen« verleitete in diesem Zusammenhang nicht selten zu Typisierungen – inszenierten Alltagsszenen in Volkstrachten, in bestimmten Situationen oder in menschlichen Stillleben. »Tipuri din România« [Volkstypen aus Rumänien], »Typy polskie« [Polnische Volkstypen] – mit diesen oder ähnlichen Zuschreibungen betitelten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Ansichtskartenverlage gerne ihre Bilder, die in der Realität eher Stereotypes als Typisches vermittelten.

Während des Ersten Weltkriegs wurden die im Gebirge gelegenen Schlachtfelder an den unterschiedlichen Abschnitten der Karpaten zu populären Motiven privater und offizieller Fotografen. Je nach Standpunkt des Künstlers sollten mal die Grausamkeit und zerstörerische Kraft der Auseinandersetzungen thematisiert werden, mal das Heroentum der »eigenen« Soldaten und die vernichtende Wirkung der eigenen militärischen Stärke künstlerisch überhöht werden. Dem Alltagsgebrauch dienten Feldpostkarten, die das Frontgeschehen in Gorlice oder Dukla, am Roten-Turm-Pass oder in den Bergen um Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) den Angehörigen zu Hause nahebringen sollten.

Die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts fanden auch in der Bergfotografie ihre spezifischen Ausdrucksformen, wobei sich rechte und linke Diktaturen in ihrer Ästhetik vielfach ähnelten. Sowohl der ungarische »Reichsverweser« Miklós Horthy als auch der rumänische Diktator Nicolae Ceauşescu ließen sich gerne in einer Berglandschaft als erfolgreiche Jäger ablichten, nicht selten in Gesellschaft auswärtiger Staatsgäste. Im Zeichen der Ideologien und einer spätromantischen Vorstellungswelt wurden einzelne Bergformationen zu nationalen Markern ikonisiert: die steil aufragende Lomnitzer Spitze (sk. Lomnický štít) oder die Gerlsdorfer Spitze (sk. Gerlachovský štít) in der

⁸ Ein Beispiel hierfür bietet die anlässlich des Internationalen Geologenkongresses in Wien im August 1903 herausgegebene Publikation von Viktor Uhlig: *Bau und Bild der Karpaten*. Wien 1903 (mit 130 Abbildungen).

slowakischen Tatra, der zum Ruheort schlafender Ritter erklärte Giewont in der polnischen Tatra, der Pop Ivan (ukr. Pip Ivan), der in der Zwischenkriegszeit den östlichsten Punkt der Tschechoslowakischen Republik und die Grenze zu Rumänien und Polen markierte, der Negoiu oder der Moldoveanu für Rumänien – oder in besonderem Maße auch die von Wind und Wasser geformten Felsformationen auf dem Hochplateau des Butschetsch-Gebirges (rum. Platoul Bucegilor), von den insbesondere die »Sphinx« (rum. Sfinxul din Bucegi) gelegentlich als natürliche Monumentalskulptur des mythischen Dakerkönigs Burebista interpretiert wurde.⁹

Geblichen ist aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Gewohnheit, die einzelnen nationalen Abschnitte der Karpaten in nationalen Bildbänden zu visualisieren. Titel mit nationalem Zuschnitt und imposanten Naturaufnahmen sind in den Buchhandlungen der einzelnen Länder zu bekommen,¹⁰ doch nur selten werden die Karpaten als eine Entität wahrgenommen¹¹ – ähnlich wie die meisten Wanderkarten nach wie vor den nationalen Gebirgsanteil abdecken und nur selten über die bestehenden Staatsgrenzen hinausreichen.

Gerade im regionalen Bereich der Fotografie gibt es noch sehr viele ungehobene fotografische Schätze zu entdecken, und Bildbände mit Reproduktionen historischer Fotografien erfreuen sich überall entlang der Karpaten in den letzten Jahrzehnten großer Beliebtheit. In den diversen Sammlungen und Archiven liegen noch zahlreiche unbearbeitete oder gerade erst in der Erschließung befindliche fotografische Nachlässe. Sie machen es möglich, sich mit dem Werk von Künstlerinnen und Künstlern vertraut zu machen, die bisher gar nicht oder nur wenig bekannt gewesen sind. Eine solche wichtige Neuentdeckung ist beispielsweise das Œuvre der huzulischen Ethnografin und Fotografin Paraska Plytka-Horycvit / Параска Плитка-Горицвіт. Nach der Verschleppung zur Zwangsarbeit in der NS-Kriegswirtschaft in Deutschland und einer vorübergehenden Verbannung in der Nachkriegs-Sowjetunion hielt sie ab den 1950er-Jahren das noch immer traditionelle Leben der Huzulen in der südwestlichen Ukraine fest. Ihr Nachlass, bestehend aus etwa 4.000 Aufnahmen, wurde erst 2015 gesichert und seither inventarisiert.¹² Paraska Plytka-Horycvit steht für den emischen Blick – eine Huzulin, die den Alltag ihrer eigenen ethnischen Gemeinschaft dokumentiert hat. Doch auch etische, das heißt von außen kommende, Sichtweisen vermitteln spannende Einblicke. So wurde vor einigen Jahren in einem deutsch-französischen Forschungsprojekt unter Leitung der Universität Bamberg mit Begleitpublikation

9 Diese ikonografische Überhöhung erhielt der Felsen durch seine kinematografische Inszenierung im nationalkommunistischen Historienfilm. Im Film *Dacii* [Die Daker] (1967, Regie: Sergiu Nicolaescu) bildet er den Hintergrund des Opferaltars, an dem Decebals Sohn Coryso sterben muss; in *Burebista* (1980, Regie: Gheorghe Vitanidis) wird die »Sphinx« in der Anfangsszene gezeigt und verschmilzt in der Schlusszene mit der Seitenansicht Burebistas. Zur Gleichsetzung von Nicolae Ceaușescu und Burebista vgl. unter anderem Lucian Boia: *Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Gesellschaft*. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 252–260 und passim.

10 Eine kleine Auswahl national beschränkter Bildbände: Mihai Iancu: *Peisaje din România. Carpații* [Landschaften in Rumänien. Die Karpaten]. București 1960; Andrzej Wielocha: *Przedwojenne Bieszczady. Gorgany i Czarnohora. Karpaty Wschodnie. Najpiękniejsze fotografie* [Die Bieszczady in der Vorkriegszeit. Gorgany und Czarnohora. Östliche Karpaten. Die schönsten Fotografien]. Łódź 2013; Karel Celba, Bohumil Straka: *Die Hohe Tatra*. Prag 1953.

11 Eine dieser Ausnahmen ist der Band von Karl Freudenthaler, Günther Marchner: *Zwischen L'viv, Lemberg und Maramureș*. Salzburg, Wien 2010.

12 Олександра Вагнер: *Троє киян виявили 4 тисячі унікальних світлин Параски Плитки-Горицвіт, у яких зображене гуцульське життя* [Aleksandra Varner: *Drei Kiewer entdeckten 4.000 einzigartige Fotos von Paraska Plytka-Horycvit, die das huzulische Leben widerspiegeln*], <<https://www.radiosvoboda.org/a/28448803.html>>, 18.6.2021.

und Ausstellung im Freilichtmuseum Bad Windsheim die umfangreiche Bildsammlung des französischen Ethnologen Jean Cuisenier ausgewertet, der lange Zeit in Dörfern in den rumänischen Südkarpaten geforscht und fotografiert hatte.¹³

Auch im Bildarchiv des IKGS sind, bei aller Zufälligkeit seines Zustandekommens, wertvolle fotografische Dokumente aus den Karpaten zu entdecken, wie es die folgende kleine, hier erstmalig vorgestellte Auswahl belegt.

ÖLFELDER AM FUSSE DER KARPATEN

Câmpina in der Walachei, im Tal der Prahova am Fuß der südlichen Karpaten gelegen, war seit dem 16. Jahrhundert eine Kleinstadt, ehe die Entdeckung bedeutender Erdölvorkommen um 1890 einen starken industriellen Ausbau einleitete. Dorthin reiste im Frühjahr 1905 der deutsche Geograf Hugo Grothe, der gerade an seiner *Landeskunde von Rumänien* arbeitete. In der verbalen Beschreibung seines Câmpina-Besuches ließ Grothe verbreiteten stereotypen Vorstellungen von Land und Leuten freien Lauf – für ihn war Rumänien in erster Linie ein wirtschaftliches Reservoir, von dessen Ressourcen das Deutsche Reich profitieren sollte:

Mein Besuch von Câmpina-Buştenari zeigte mir zwar kein so überwältigendes Bild riesenhaften Wachstums und feiberhafter Arbeit, wie es mir die Naphtastadt Baku geboten, aber Leben und Eifer war doch zu verspüren. Ansehnlich war die Reihe der Bohrtürme, die in halber Höhe der Hügel auf schräg geneigtem Gelände sich dahinzogen. Der Kutscher, der mich vom Bahnhof die mannigfachen Spiralen der Chaussee hinauf zu dem weitangelegten Câmpina mit seinen breiten baumbepflanzten, hier von kleinen Villen, dort von Fabrikanlagen gefüllten Straßen fuhr, war im Gegensatz zu dem sonst so bescheidenen rumänischen »birjar« nicht mit den üblichen zwei Lei zufrieden, sondern heischte keck das Doppelte, ein Zeichen, daß mancher Besucher die verabfolgten Geldstücke nicht näher zu besehen und zu zählen gewohnt ist. Das Geräusch der Dampfmaschinen und Dampf[p]feifen durchhallte das noch vor 1½ Jahrzehnten so friedliche Tal. Italienische und polnische Arbeiter zeigten sich in lebhaft diskutierenden Gruppen. In dem Gasthaus der Hauptstraße waren um die Mittagstunde mehr denn hundert Ingenieure aller Herren Länder versammelt. Deutsche Laute drangen an den meisten Tischen vornehmlich hervor.¹⁴

Das Foto hat Grothe, der ein Pionier der wissenschaftlichen Dokumentarfotografie war,¹⁵ selbst aufgenommen; es wurde als Lichtdruck auf geglättetem Papier im Bildteil seiner Monografie stark verkleinert wiedergegeben. Im IKGS-Bildarchiv befindet sich ein gestochen scharfer Originalabzug auf dünnem Fotopapier, der allerdings stark restaurierungsbedürftig ist. Wie diese und weitere Fotografien Grothes ins SOKW gelangt sind, ist bisher noch nicht nachvollziehbar.¹⁶

13 Bärbel Kerkhoff-Hader, Konrad Bedal (Hgg.): Nahe Fremde. Einblicke in die Lebenswelt der Karpaten. Texte und Fotografien von Jean Cuisenier. Bad Windsheim 2004.

14 Hugo Grothe: Zur Landeskunde von Rumänien. Kulturgeschichtliches u[nd] Wirtschaftliches. Halle a. S. 1907, S. 81f.

15 Einen Teilbildnachlass von 1.190 Aufnahmen Hugo Grothes besitzt die Deutsche Fotothek in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) in Dresden, <www.deutschefotothek.de>, 17.6.2021. Sie stammen von den Orientreisen des Forschers, beinhalten aber keine Motive aus Rumänien.

16 Grothe lebte nach 1945 im oberbayerischen Starnberg und entfaltete dort rege kulturpolitische Aktivitäten, wie auch der im SOKW maßgebliche Heinrich Zillich. Es ist zu vermuten, dass die beiden sich kannten.



Hugo Grothe: Ölfeder bei Câmpina, Fotografie, 1905 IKGs Fotoarchiv

FLÖSSER AUF DER BISTRITZA

Auch dieses Foto stammt von Hugo Grothe und wurde in dessen bereits erwähnter *Landeskunde von Rumänien* abgedruckt. Es zeigt Flößer auf der Bistritza (rum. Bistrița), die im Rodnaer Gebirge (rum. Munții Rodnei) in den Ostkarpaten entspringt und auf 288 Kilometer Länge die Moldau durchfließt, ehe sie in der Nähe von Bacău in den Sereth (rum. Siret) mündet. Zu der schweren Arbeit der Flößer auf diesem Gebirgsfluss beispielhaft der folgende Bericht aus dem Jahre 1892:

Die Arbeitsleute, welche das Holz mit Zugthieren an das Flußufer bringen, sind auch verpflichtet, die Stämme in Pluten zu binden und sie einzukehren. Die Flößung geschieht auf der Bistritza [...]. Die Flößung dieser Pluten, deren jede von zwei Menschen bedient wird, ist mit manchen Schwierigkeiten verknüpft und setzt von Seite der Flößer (Plutaschen) die genaueste Kenntniß des Fahrwassers, ja aller einzelnen im Wasser befindlichen Felsstücke und Untiefen voraus; denn die Bistritza ist ein Gebirgswasser, das in vielen Krümmungen über meist felsiges Terrain mit sehr starkem Gefälle von Dorna über Bros-teni bis Piatra stürzt.¹⁷

Insbesondere die zum Teil erheblichen Schwankungen des Wasserstandes konnten die Arbeit der Flößer stark beeinträchtigen. Die hatte nichts zu tun mit der romantisch-verklärenden Sicht, welche die 1955 uraufgeführte, stark von rumänischer Volksmusik inspirierte Operette *Der Flößer der Bistritza* (Plutașul de pe Bistrița) von Filaret Barbu vermittelte, die sich in den 1960er-Jahren auf den Bühnen Rumäniens und der DDR großer Popularität erfreute.¹⁸

¹⁷ Victor Heyn: Die Schiffsbauholzflößung aus der Bukowina nach Konstantinopel. In: Oesterreichische Forst-Zeitung, 10. Jg., Nr. 25, 17.6.1892, S. 159f., hier: S. 160.

¹⁸ Otto Schneidereit: Operette A–Z. Ein Streifzug durch die Welt der Operette und des Musicals. Berlin 1972, S. 22. Vgl. Filaret Barbu: Der Flößer der Bistritza. Textbuch. Operette in 2 Akten. Berlin 1960.



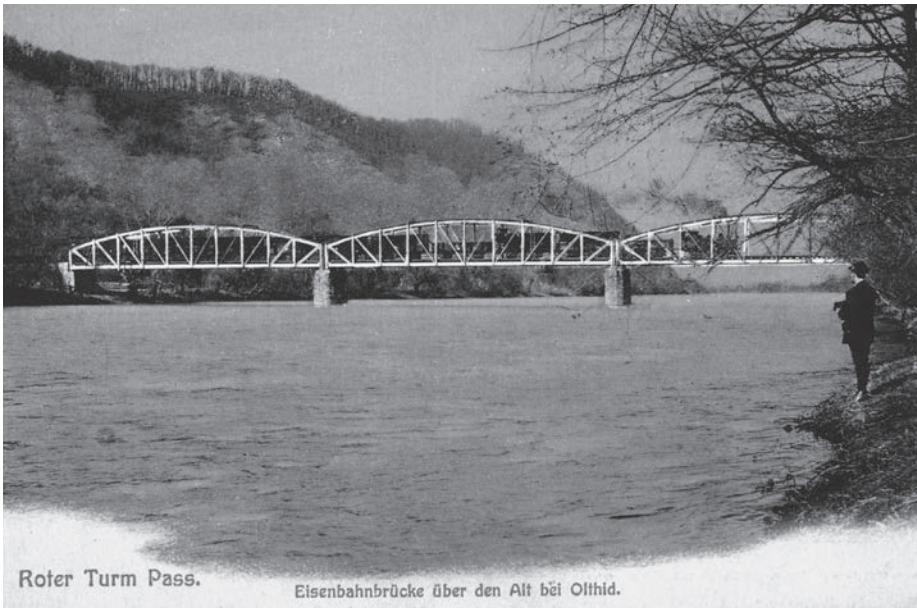
Hugo Grothe: Flößer auf der Bistritza. Fotografie, 1905 IKG5 Fotoarchiv

DIE VERKEHRSTECHNISCHE ERSCHLIESSUNG DER KARPATEN

Georg Meyer, der ursprünglich Offizier war und aus Preußen stammte, übernahm im Jahre 1876 die traditionsreiche Buchhandlung A. Schmiedicke am Großen Ring in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) und führte ein breites Sortiment an Druckwerken, unter denen landeskundliche Titel einen Schwerpunkt bildeten.¹⁹ Meyer betrieb auch einen eigenen Verlag, in dem unter anderem Ansichtskarten gedruckt wurden. Zu seinen Erzeugnissen zählte die hier wiedergegebene, mit einer Darstellung der Eisenbahnbrücke über den Alt (rum. Olt) am Roten-Turm-Pass (rum. Pasul Turnu Roșu). In romantischer Manier ist auf dieser Aufnahme am rechten Flussufer die Rückenfigur eines Mannes zu erkennen, der auf dieser Aufnahme die Betrachterperspektive einnimmt.

Bei den schweren Kämpfen zwischen rumänischen und ungarischen Truppen im Herbst 1916 wurde diese Brücke in Mitleidenschaft gezogen und damit auch dieses sichtbare Zeichen der Modernisierung der Bergwelt – die seinerzeit schnellste Verbindung zwischen Siebenbürgen und der Walachei – vorübergehend unterbrochen. Mit der 1911 gelaufenen Ansichtskarte kündigte übrigens eine junge siebenbürgisch-sächsische Lehrerin ihrer Kollegin den Besuch mit der Eisenbahn an.

¹⁹ Adolph Russell: Gesamt-Verlags-Katalog des oesterr.-ung. Buchhandels und des mit ihm in direktem Verkehr stehenden Auslandes. Münster i. W. 1882, Sp. 913–922.



Eisenbahnbrücke über den Alt am Roten-Turm-Paß. Kolorierte Ansichtskarte, vor 1911 IKGS Fotoarchiv

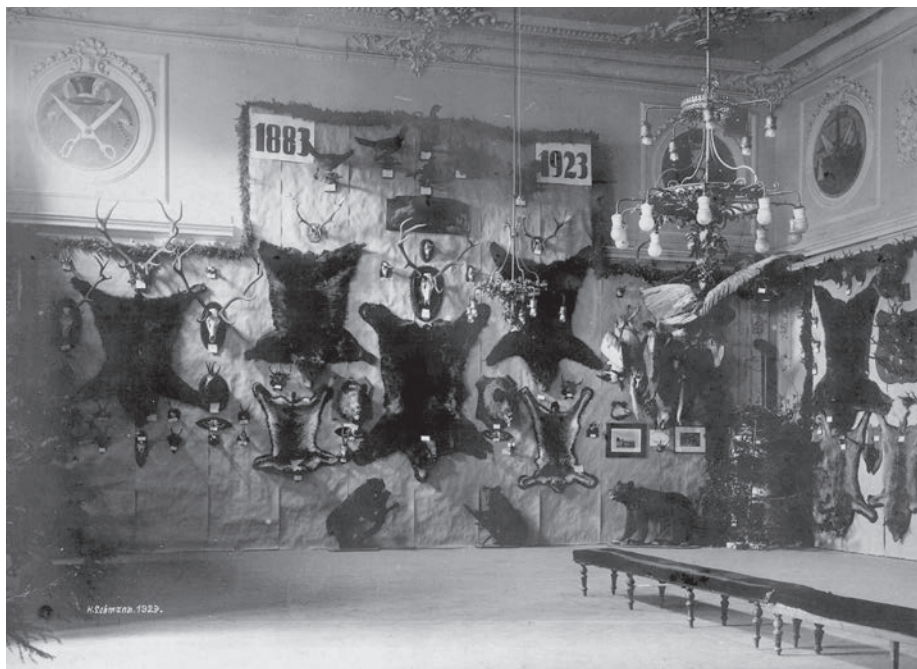
JAGDTROPHÄEN

Der Kronstädter Jagdverein beging im Jahre 1923 sein 40-jähriges Bestehen. Zu diesem Anlass fertigte der Verein für seine Mitglieder ein Erinnerungsalbum mit drei großformatigen, mit »H. Lehmann, 1923« auf der Fotoplatte signierten Originalfotografien, die zweimal Jagdtrophäen im Festsaal des Vereins sowie auf einem Bild die versammelten Mitglieder mit ihren Jagdwaffen vor einer Baumgruppe zeigen. Heinrich Lehmann, ursprünglich Lithograf, zählte zu den bekanntesten Fotografen in Kronstadt und war Autor zahlreicher siebenbürgischer Ansichten.²⁰ Außerdem war er Zeit seines Lebens selbst aktives Mitglied des Kronstädter Jagdvereins.²¹ Unter den auf unserem Bild mit den beiden Jahreszahlen des Vereinsbestehens inszenierten Trophäen befinden sich präparierte Auerhähne, die Geweihe von Hirschen und Rehen sowie zahlreiche Bärenfelle und ausgestopfte Bären. Der Kronstädter Jagdverein übernahm im Karpatenbogen mehrfach die Rolle einer Jagdpolizei: 1890 wurde etwa stolz der Abschuss einer Bärin gemeldet, deren »Vergehen« darin bestanden hatte, sich an einem wilden Bienenstock gütlich getan zu haben.²² Das Bild ist damit auch ein Dokument des destruktiven menschlichen Eingreifens in das ökologische Gleichgewicht der Südostkarpaten um 1900.

²⁰ Ein größerer Nachlass Lehmanns befindet sich im Bestand BV-F-00749-2 (Arhiva de documente fotografice) des Regionalzentrums Kronstadt des Rumänischen Nationalarchivs (Arhivele Naționale ale României, Centrul Regional Brașov).

²¹ Hubertusjagd im Burzenland. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, 66. Jg., Nr. 19.970, 9.11.1939, S. 6.

²² Bären in Siebenbürgen. In: Oesterreichische Forst-Zeitung, 8. Jg., Nr. 47, 21.11.1890, S. 300.



Heinrich Lehmann: Trophäen des Kronstädter Jagdvereins. Fotografie, 1923 IKGs Fotoarchiv

EIN HOCHGEBIRGSSEE

Der auf 2.034 Metern Meereshöhe gelegene Bulea-See (rum. Lacul Bâlea) im Fogarascher Gebirge (rum. Munții Făgăraș) ist heute relativ bequem erreichbar: Er ist seit der ersten Hälfte der 1970er-Jahre durch die Transfogarascher Hochstraße (rum. Transfăgărașan) und seit 1975 von Norden her über eine Bergbahn erschlossen. Als der Fotograf Josef Fischer, der mit seinem Bruder Emil Fischer in Hermannstadt ein Fotoatelier betrieb,²³ diese Aufnahme anfertigte, konnte man den malerischen, zu drei Seiten von steil aufragenden Bergflanken gerahmten Ort lediglich über Wanderrouen erreichen. In der Bildmitte erkennt man die auf einer Halbinsel am Rande des Sees erbaute Bulea-Hütte (rum. Cabana Bâlea Lac). Eine erste Hütte errichtete der SKV in den Jahren 1904/05, die 1936/37 stark erweitert und am 1. Juli 1937 für Bergwanderer eröffnet wurde.²⁴ Damit lässt sich feststellen, dass die Aufnahme ab 1937 entstanden sein muss, vielleicht sogar aus Anlass der Eröffnung. Der Fotograf hat einen perfekten Standpunkt gewählt, um aus der Vogelperspektive die Berghütte möglichst klein erscheinen zu lassen und damit die hochalpine Dramatik in ihren Dimensionen noch zu verstärken.

²³ Biografische Informationen zu den Fischer-Brüdern und ihrem Atelier sowie eine Auswahl ihrer Werke bei Konrad Klein, Christian Lindthorst (Hgg.): *Jenseits des Verschwindens*. Aus dem fotografischen Nachlass der Gebrüder Fischer, Hermannstadt/Sibiu. Hermannstadt 2012. Eine Auswahl von Karpaten-Fotografien Josef Fischers wurde bereits in der Volksrepublik Rumänien publiziert: Iosef Fischer: *Peisaje din Carpați* [Landschaften in den Karpaten]. București 1980.

²⁴ Jahreshauptversammlung der Sektion »Hermannstadt« SKV. In: *Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt*, 65. Jg., Nr. 19.514, 13.5.1938, S. 10.



Josef Fischer: Der Bulea-See im Fogarascher Gebirge. Fotografie, nach 1937 IKG5 Fotoarchiv

DIE STADT VOR DEN BERGEN

Ebenfalls von Josef Fischer stammt diese bekannte Ansicht »Hermannstadt mit den Fogarascher Bergen«, die auch als Ansichtskarte vertrieben worden ist. Sie kombiniert das Gebirgsvorland mit der als Kulisse inszenierten Bergkette der Südkarpaten. Der Blick wird von der damals noch unbebauten Fläche jenseits des Zibin (rum. Cibin) auf die turmreiche Silhouette der Oberstadt mit der römisch-katholischen Ursulinenkirche, dem Rathausurm, der evangelischen Stadtpfarrkirche und dem dahinter hervorschauenden Turm der römisch-katholischen Jesuitenkirche sowie der reformierten Kirche gelenkt. Im Hintergrund ragt der schneebedeckte Kamm der Fogarascher Berge auf. Die Aufnahme dürfte im späten Frühjahr aufgenommen worden sein, das in der Regel besonders klare Sichtverhältnisse ermöglicht und durch den Kontrast zwischen der wieder erneuerten Vegetation im Vordergrund und den Schneegipfeln im Hintergrund ästhetisch besonders reizvoll ist. In der Tradition Josef Fischers werden die Stadtsilhouette und das Fogarascher Gebirge auch heute als beliebte Postkartenmotive immer wieder gerne aufgenommen.

ZERKLÜFTETE FELSEN AM NEGOI

Die Aufnahme für diese Ansichtskarte von 1942 fertigte ebenfalls der Hermannstädter Fotograf Josef Fischer im Auftrag des Siebenbürgischen Karpatenvereins. Er hat hier den Blick vom 2.535 Meter hohen Negoï im Fogarascher Gebirge in Richtung Westen verewigt, ganz offensichtlich beeindruckt von der vertikal geschichteten Felsstruktur und dem großartigen Fernblick vom Gipfel. Eine solch pathetische Gebirgswahrnehmung war für die Zeit vor und während des Zweiten Weltkriegs



Josef Fischer: Hermannstadt mit den Fagarascher Bergen. Fotografie, 1930er-Jahre IKGs Fotoarchiv

nicht untypisch: Sie war geprägt durch die Bildberichterstattung von den Olympischen Winterspielen 1936 in Garmisch-Partenkirchen, der nach zwei gescheiterten Versuchen 1938 schließlich erfolgreichen Erstbesteigung der Eiger-Nordwand und nicht zuletzt den populären Bergfilmen von und mit dem Südtiroler Alpinisten Luis Trenker. Den hier angedeuteten Transfer hat es übrigens nachweislich gegeben: So präsentierten Anfang August 1939 die Erstbezwinger der Eiger-Nordwand, Ludwig Vörg und Anderl Heckmair, auf einem »Kameradschaftsabend« des SKV und im Rahmen eines Lichtbildervortrags im Rio-Kino in Hermannstadt ihre Eindrücke.²⁵

BERGE UND SCHAFHIRTEN

Noch eine weitere Karte aus der Werkstatt Josef Fischers aus Hermannstadt – *Gebirgslandschaft mit Stina (Schäferhütte)*, die innerhalb einer Reihe mit dem Titel *Aus Siebenbürgen* im Auftrag des Kulturamts des Verbands der Deutschen in Großrumänien gedruckt wurde. Da diese Einrichtung im Jahre 1923 von Richard Csáki ins Leben gerufen wurde, lässt sich die Entstehung der (nicht gelaufenen) Karte zeitlich auf die 1920er- beziehungsweise frühen 1930er-Jahre eingrenzen. Hier ist keine konkrete Gebirgslandschaft zu sehen; auch die Legende hilft nicht weiter bei der Identifikation. Dem Fotografen war es wichtig, mit der Schafherde, den Schäfern, ihrem Esel und ihrer Hütte auf die älteste Bewirtschaftungsform der Karpaten, die Weidewirtschaft, hinzuweisen. Hier verzahnen sich deutsche Heterostereotypen und rumänische Autostereotypen; beim Anblick dieses Bildes fällt einem unwillkürlich Lucian Blagas grundlegende, 1936 erschienene Kulturstudie *Spațiul mioritic* [Der mioritische

²⁵ Bergsteiger!! In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, 66. Jg., Nr. 19.877, 29.7.1939, S. 8.



Josef Fischer: Am Negoi. Schwarz-Weiß-Ansichtskarte, 1942 IKGs Fotoarchiv

Raum]²⁶ ein, in der der Dichter, Dramaturg und Philosoph einen Archetypus der tief im Volksleben verwurzelten rumänischen Kultur entwarf und dabei im Titel auf die Ballade *Miorița* rekurrierte, die von einem Schäferchen und drei Schäfern aus Siebenbürgen und der Moldau handelt. Der Schäfer wurde zur Projektionsfläche eines scheinbar ursprünglichen, unbeschwerten und moralisch überlegenen Lebens, zum gastfreundlichen Weggefährten der Wanderer,²⁷ aber auch zum Typus einer hinter-sinnig-verschmitzten Witzfigur.

EIN BERÜHMTER KURORT IN DEN KARPATEN

In den westlichen Ausläufern der Karpaten, im Banater Bergland, liegt in einem Talabschnitt der Cerna der Kurort Herkulesbad (rum. Băile Herculane, ung. Herkulesfürdő). Er war bereits in der Zeit der römischen Provinz Dakien bekannt und erlebte vor allem in der nachosmanischen Zeit eine Renaissance. Die zahlreichen Kurbauten aus der Zeit der Habsburgermonarchie, aktuell stark vom Verfall bedroht, zeugen von der Glanzzeit dieses Badeortes, dessen Renommee auf seinen mineralhaltigen Quellen beruhte und durch einen Besuch Kaiser Franz Josefs I. im Jahr 1852 gefördert wurde.²⁸ Von 1862 bis 1864 errichtete der Wiener Architekt Wilhelm von Doderer mit dem Casino einen repräsentativen Bau, der für unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen genutzt werden konnte.

26 Lucian Blaga: *Spațiul mioritic*. București 1936; deutsch: ders.: Der mioritische Raum. In: ders.: *Zum Wesen der rumänischen Volksseele*. București 1982, S. 42–63.

27 Siehe dazu etwa den Beitrag von Klaus Niedermaier: In der *Silva Blacorum et Bissenorum*. Vergangenheit und Gegenwart einer siebenbürgischen Gebirgslandschaft. In: *Spiegelungen* 16 (2021) H. 1, S. 71–84.

28 Emanuel Munk: *Der Kurort Herkulesbad nächst Mehadia*. Wien 1871, S. 21.



Josef Fischer: Gebirgslandschaft mit Stina (Schäferhütte). Schwarz-Weiß-Ansichtskarte, 1930er-Jahre
IKGS Fotoarchiv

Diese Ansichtskarte, deren Urheber nicht bekannt ist, wurde im Jahr 1927 aus Herkulesbad nach Bukarest geschickt. Der Ortsname ist in Rumänisch angegeben, die Beschriftung »Casino-Salon – Kursalon« allerdings in Deutsch. Ein Führer durch Herkulesbad von 1870 beschrieb diesen Raum und seine Multifunktionalität:

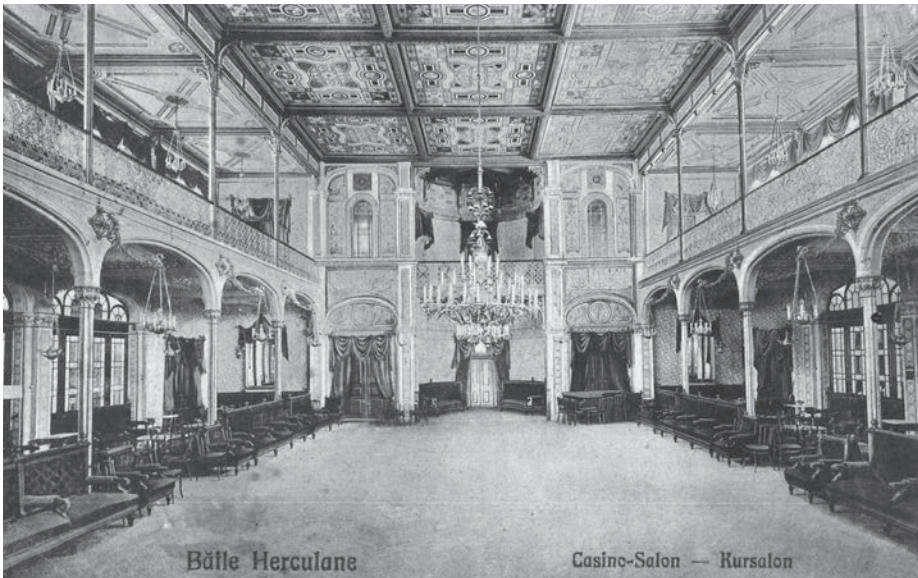
Im Innern des Kursalons verräth sich die Form der Basilika auf unverkennbare Weise. Das grosse Schiff – Konzert- und Konversationssaal – erinnert an die ältesten Vorbilder des Orients; es ist eine Art musivischen Schmuckes, in welchem Täfelungen, Vierecke, Leistenwerke als Füllstücke die Stelle des Gewölbes vertreten, und zur Verstärkung des Eindruckes vortheilhaft dienen. Die beiden Seitenschiffe – Kaffee und Restauration – und die Galerien sind durch zwei übereinander angebrachte Säulenstellungen und bewegliche Glaswände gebildet. Im Hinterraume dient eine halbkreisförmige Tribüne für das Orchester und ihr gegenüber das Querschiff oder der kleine Saal mit kolossalen Freskengemälden zu Vergnügungszwecken.²⁹

EPILOG: CHANCEN UND GRENZEN DER NUTZBARMACHUNG VON BILDQUELLEN

Diese kleine und bewusst unsystematische Auswahl von Karpaten-Bildern aus dem Bestand des IKGS erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Repräsentativität, sondern möchte neugierig machen auf eine Sammlung, in der es durchaus Schätze zu heben gilt, wenngleich, wie eingangs bereits festgestellt, noch eine mühsame Bestimmung und Zuordnung auf die Bearbeiterinnen und Bearbeiter wartet.

Fotografien aus den Karpaten eignen sich wie gezeigt hervorragend dazu, die traditionell vor allem genutzten schriftlichen Quellen zu ergänzen. In der Vergangenheit wurden Fotografien in erster Linie als »Illustrationen« benutzt, aber erst bildtheoretische Betrachtungsweisen der letzten Jahrzehnte haben Wege eröffnet, sie

²⁹ Ebenda, S. 32.



Casino in Herkulesbad. Ansichtskarte, vor 1927 IKGS Fotoarchiv, Sign. TEM 4.13

neben dieser dekorativen Funktion auch als Quellen nutzbar zu machen. Sie sind eben nicht nur technische Produkte einer Maschine, die durch das Betätigen eines Auslösers generiert werden, sondern visuelle Interpretationen, bei denen hinter den Linsen des Objektivs stets ein menschliches Auge über das Motiv, den Bildausschnitt, die Belichtung und die übrigen Parameter entscheidet. Gerade diese Subjektivität macht Fotos zu wertvollen Ego-Zeugnissen, die ebenbürtig neben Tagebucheinträgen, Briefen oder anderen schriftlichen Quellengattungen stehen. Einigen wohnt darüber hinaus auch eine hohe künstlerische Qualität inne. Diese Erkenntnis macht die Identifikation, Beschreibung und Konservierung der Fotosammlung im IKGS zu einem ebenso wichtigen wie lohnenswerten Unterfangen.

Garten Eden und Babylonisches Exil in Eginald Schlattners *Das Klavier im Nebel*

Von Florian Gassner, University of British Columbia, Vancouver

Mit *Das Klavier im Nebel* (2005) schließt Eginald Schlattners »Trilogie der Siebenbürger Sachsen«,¹ sein »großer Epilog auf Siebenbürgen und den Exodus seiner Leute.«² Das Romandebüt *Der geköpfte Hahn* (1998) verhandelte die schuldhafte Verstrickung der Siebenbürger Sachsen im Nationalsozialismus, das Folgewerk *Rote Handschube* (2000) fragte nach individueller Schuld und Verantwortung im erstarkenden sozialistischen Staat. Der dritte Teil fällt in die Zeit dazwischen und dokumentiert aus der Perspektive der Sachsen³ im Rumänien der Nachkriegszeit die Auflösung ihrer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Infrastruktur, ihren Abstieg »vom hohen Roß der Weltgeschichte.«⁴ *Das Klavier im Nebel* zeichnet sich dabei durch eine eigentümliche symbolische Geografie aus. Die beiden ersten Romane beschränken ihre Darstellung auf den Raum des Siebenbürgischen Beckens und präsentieren diesen als multikulturelle Enklave mit einer lebendigen Erinnerung an »das Ideal des viele Völker vereinigenden Habsburger Reiches.«⁵ Demgegenüber steht im Zentrum von *Das Klavier im Nebel* ein symbolträchtiger Ausbruch aus dem Schutzraum der Karpaten, womit der Roman den Versuch einer Annäherung zwischen den ethnischen Gruppierungen im sozialistischen Rumänien inszeniert. Das letztendliche Scheitern dieses Vermittlungsversuchs entwickelt die Erzählung in Anlehnung an zentrale Motive der alttestamentarischen Geschichte: von der Ausstoßung aus dem Paradies über die Wüstenwanderung und die salomonische Blütezeit bis zum Babylonischen Exil. Das

1 Hans Richard Brittnacher: Eginald Schlattners Trilogie der Siebenbürger Sachsen: Verrat und Vergebung unter den Bedingungen der Diktatur. In: Goran Lovric, Slavija Kabić, Marijana Jelec (Hgg.): Die Darstellung Südosteuropas in der Gegenwartsliteratur. Berlin 2018, S. 231–241.

2 Hans Christian Kosler: Bunt wie ein Kirchenfenster. Eginald Schlattner wird siebzig. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.11.2003, S. 46.

3 Zur Begrifflichkeit: Schlattners Romane beschäftigen sich vornehmlich mit dem Schicksal der Siebenbürger Sachsen; *Das Klavier im Nebel* thematisiert jedoch ebenfalls die Nachkriegsgeschichte der Banater Schwaben.

4 Eginald Schlattner: *Das Klavier im Nebel*. München 2007, S. 552.

5 Susanna Lulé: »Schuld-Ästhetik« und Erinnerungsdiskurs. Formen literarischen Erinnerns in der zeitgenössischen rumäniendeutschen Literatur am Beispiel von Joachim Wittstock und Eginald Schlattner. In: Mira Miladinović Zalaznik (Hg.): Literarische Zentrenbildung in Ostmittel- und Südosteuropa. Hermannstadt/Sibiu, Laibach/Ljubljana und weitere Fallbeispiele. München 2010, S. 231–258, hier: S. 256.

Kernstück ist dabei ein Abschnitt mit dem vielsagenden Titel *Das Hobelied*: Hier verkörpert ein sächsisch-rumänisches Liebespaar die Hoffnung auf Versöhnung. Bei einer gemeinsamen Überquerung der Karpaten stellt sich jedoch heraus, dass die Berge nicht nur eine physische, sondern auch eine symbolische Barriere darstellen, die nicht nur Landstriche, sondern auch miteinander unvereinbare Kulturen und Geschichtsbilder trennt. Die Liebesbeziehung ist damit ebenso zum Scheitern verurteilt wie die Integration der Sachsen in das neue Rumänien. Der historisch gewachsene Klassenunterschied zwischen den sächsischen Patriziern und Grundherren einerseits und den wirtschaftlich benachteiligten Rumänen andererseits kommt in der Reflexion über eine deutsche Kollektivschuld dabei ebenso zum Tragen wie die nachhaltige Belastung der deutschsprachigen Bevölkerung durch die Erbsünde des Nazismus.

Das Klavier im Nebel vergegenwärtigt die zunehmende Marginalisierung und den daraus folgenden Wandel der deutschen Kultur im Nachkriegsrumänien aus der Perspektive des ca. 21-jährigen Schäßburgers (rum. Sighișoara) Clemens Rescher. Dieser blickt im Sommer 1951 auf die Geschichte seines Umfelds seit dem Frontwechsel Rumäniens im August 1944 zurück: auf die Enteignung seiner Familie und Verwandten, auf seine Karriere im Sozialismus und auf die anhaltende Drangsal der Siebenbürger Sachsen. Dabei empfehlen einschlägige Abschnittsüberschriften und Motive die Geschichte des Alten Testaments als Allegorie für die Romanhandlung. Sie beginnt mit einer *Austreibung* aus dem Paradies: Nach der staatlichen Konfiszierung des Elternhauses flüchtet sich Clemens auf die einstigen Ländereien des Vaters, wo er dem biblischen Adam ähnlich seine Verletzlichkeit entdeckt: »Im Licht des Morgens empfand er seine Nacktheit als bestürzend. Er schämte sich.«⁶ Im anschließenden Abschnitt *Die Laubbütte* schafft er sich im freien Feld eine Behausung, die das jüdische Fest Sukkot (dt. Laubhütte) und damit den Optimismus des Auszugs aus Ägypten evoziert. Enthusiastisch bekennt er sich zur Soziallehre des neuen Rumäniens, doch seine Hoffnung auf eine Anstellung in der örtlichen Porzellanfabrik, dem sogenannten »Vorhof zum Paradies«, muss der zermürbenden Realität in der angeschlossenen Ziegelfabrik weichen.⁷ Diese Zeit *Im Feuerofen* – so die nächste Abschnittsüberschrift – erinnert bildlich und handlungslogisch an die vierzigjährige Wüstenwanderung Israels als Strafe für seine Götzenanbetung am Berg Sinai. Wie der Schäßburger Gemeindepfarrer Seraphin erklärt: Das gegenwärtige harte Schicksal sei »die Antwort Gottes darauf, daß die Siebenbürger Sachsen in den dreißiger Jahren heidnischen Göttern geopfert hatten.«⁸ Die Erinnerung an die heidnische Zeit des Nationalsozialismus schwingt dann auch mit, als Clemens zum Ende dieses Abschnitts dem titelgebenden »Klavier im grünen Nebel« begegnet: Die vormalige Besitzerin war von den Nationalsozialisten mitsamt ihren Kindern als Jüdin ermordet worden, und der überlebende Ehemann und Vater, der ehemalige Musiklehrer Dr. Tannenzapf, hat es offenbar zerstört und in den Garten geworfen. An exponierter Stelle – in der Mitte des Romans – rückt damit die Sündenlast der Deutschen und Rumäniendeutschen in den Vordergrund.

Das anschließende *Hobelied* setzt hierzu einen Kontrapunkt, so wie der Bibeltext neben der salomonischen Blütezeit auch das Versprechen einer Versöhnung zwischen

6 Schlattner: Klavier, S. 95.

7 Ebenda, S. 171.

8 Ebenda, S. 220.

Gott und den Menschen beschwört.⁹ In Anlehnung an die erotischen Verse des Alten Testaments schildert dieser Abschnitt des Romans den »Beginn einer großen Liebe«¹⁰ zwischen Clemens und der rumänischen Milchbäuerin Rodica und ihre Hoffnung auf eine gemeinsame pastorale Existenz jenseits des Karpatenbeckens, mit Assoziationen zur paradiesischen »Geschichte der zwei ersten Menschen.«¹¹ Für einen Moment scheint es, als könne »ihre Liebe alle Grenzen überwinden und alle Probleme lösen.«¹² Jedoch misslingt die Versöhnung, und es folgt unter der Überschrift *Der Abfall* ein letztes Aufbäumen des »Deutschtums« in Siebenbürgen. Ein spontanes Platzkonzert sächsischer Frauen, bei dem die ehemalige Leiterin der nationalsozialistischen Deutschen Ortsgruppe »deutsche Ordnung«¹³ verlangt, wirkt historisch ebenso grotesk wie die Gutsherrenmanier, mit der Clemens eine ehemalige Geliebte – eine nun verheiratete Roma-Frau – zu einem intimen Treffen bestellt und bei der Gelegenheit einige Roma¹⁴ verdrischt, weil diese ihre neuen sächsischen Knechte plagen. Von seinen Landsleuten erhält er dafür vielsagendes Lob: »Gat gemocht, janger Herr! Zornig we Er Vueter!«¹⁵ Nichtsdestotrotz zeichnet sich unter dem Titel *Die letzten Dinge* die unausweichliche Endzeit ab, der Beginn eines Babylonischen Exils für die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben. Zwar hofft Clemens auf einen selbstbestimmten Neuanfang bei seiner Verwandtschaft im Banat, doch mündet die Handlung in eine »absurd-surrealistische«¹⁶ Deportationsszene, mit einer an die Prophetenbücher erinnernden, apokalyptischen Bildlichkeit: Zu feurigem Klavierspiel drängen die Staatsschergen die Menschen in die Viehwaggons, Bienenschwärme stellen sich in den Weg der Securitate, ein geköpfter Hahn verspritzt sein Blut, eine alte Frau stürzt darüber zu Tode, und ein Mädchen verletzt einen Soldaten mit der einen Hälfte einer Schere und verschluckt die andere.

Den Prophetenbüchern entstammt auch das Leitmotiv, das Clemens' Entwicklung durch den Roman hindurch begleitet. Von der Exposition¹⁷ bis zum apokalyptischen Schlusskapitel¹⁸ bezieht er seinen Bildungsweg auf das Schicksal des Propheten Jona, der Gottes Gerechtigkeit infrage stellt und dem Gott dennoch den rechten Weg weist (wobei in der biblischen Erzählung offenbleibt, ob Jona diesen Weg tatsächlich einschlägt¹⁹). Eine theologische Einführung erhält Clemens vom Schäßburger Gemeindepfarrer Seraphin, dem »das Zeichen des Jona« als »Inbild von Leiden und Erlösung« gilt.²⁰ Wenig später prophezeit eine Roma-Frau, der Herrgott werde auch Clemens bald »aus seinem gebenedeiten Maul ausspeien«,²¹ und obgleich dieser zu Beginn des »Hohelieds« noch bezweifelt, dass es Jona an Land besser gegangen sei als

9 Mark W. Hamilton: A Theological Introduction to the Old Testament. Oxford 2018, S. 262.

10 Schlattner: Klavier, S. 280.

11 Ebenda, S. 296.

12 Marina Petrović-Jülich: Deutschsprachige Gegenwartsliteratur im universitären Literaturunterricht der Auslandsgermanistik. In: Julijana Beli-Göncz u. a. (Hgg.): Treffpunkte. Literatur, Sprache und Didaktik im deutsch-serbischen Dialog. Baltmannsweiler 2013, S. 228–243, hier: S. 237.

13 Schlattner: Klavier, S. 419.

14 Schlattner verwendet durchweg den antiquierten Begriff »Zigeuner«.

15 Schlattner: Klavier, S. 464.

16 István Gombocz: »Sich bewähren, oder bewahren?« Einführung in Leben und Schaffen des siebenbürgischen Autors Eginald Schlattner. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 106 (2014), S. 270–292, hier: S. 284.

17 Ebenda, S. 9.

18 Ebenda, S. 525.

19 Hamilton: Old Testament, S. 355.

20 Schlattner: Klavier, S. 220.

21 Ebenda, S. 248.

im Bauch des Wals, unterwirft er sich seinem Schicksal, als er zum ersten Mal Rodica erblickt: »Hier«, erklärt Clemens begeistert, »ist das Gestade, wo der Walfisch mich ausspeit aus seinem göttlichen Maul.«²² So verquickt der Text die Liebe mit der Hoffnung auf Erlösung, wie es auch im biblischen Hohelied vorgeprägt ist.

Das Ringen um eine Zukunft für die Sachsen im modernen Rumänien – Andreea Dumitru spricht hier treffend von einer »friedlichen Konfrontation« der zwei Welten²³ – inszeniert dieser zentrale Abschnitt als bedeutungsvolle Grenzüberschreitung. Ebenso wie die klassische Theologie in der Vereinigung des biblischen Liebespaars die Rückkehr in den Schoß Gottes vorweggenommen sieht,²⁴ eröffnet der Roman für Clemens und Rodica die Aussicht auf einen neuen Garten Eden jenseits der Karpaten. Wohl scheidet Clemens wehmütig von seiner Heimat, »wo die Bäume dich kennen und du dich nicht zu erklären brauchst«, ihm ist »bange vor ›drüben«, vor der Walachei«;²⁵ und auch ein Siebenbürger Rumäne erkennt das Ungewöhnliche des Unterfangens: »Eine Rumänin und ein Sachse? Welche Neuigkeit.«²⁶ Doch erwartet sie am Ziel, dem Nonnenkloster »Zur Herzmuschel der Muttergottes« am Schwarzen Meer, tatsächlich eine pastorale Idylle: Unter der Führung von Rodicas Tante und im Zeichen des monastischen »ora et labora« war es den Schwestern gelungen, eine sozialistische Modellwirtschaft aufzubauen, deren »blühende Felder« und »üppige Ernten« die Partei verblüffen.²⁷ In dieser Idylle kommt es auch zum ersten Beischlaf zwischen Clemens und Rodica, der von den Nonnen entdeckt und sogleich zu einem heilsgeschichtlichen Ereignis umgedeutet wird:

Was erblickten Sie in der Sandkuhle nahe am Meeresstrand? Zwei Menschenkinder, die nebeneinanderlagen, den Blick dem Himmel zugekehrt, beide so, wie der Herrgott sie geschaffen hatte. Die frommen Frauen wollten schon züchtig ihre Augen bedecken, als eine Novizin aufschrie: »Adam und Eva im Paradies!« Sie schlossen die Augen nicht mehr, sondern legten bloß die Hand auf den Mund, um die Jubelrufe zu dämpfen: »Paradisul, Paradisul!« Immer schon hatte die *stareța*²⁸ behauptet, hier sei es.²⁹

Nach der Trennung von Rodica wird Clemens dieses allegorischen Moments wiederholt gedenken, so auch bei einer winterlichen Wanderung mit der ehemaligen Schulkameradin Isabella. Seine Erinnerung trübt für einen Moment die Vorfreude auf eine gemeinsame Nacht mit der sächsischen Freundin, und er fragt sich: »Doch wo das Grüne Gras [...] wo der plätschernde Bach und die Sonne wie eine Daunendecke, und wo die hohen Farnkräuter, unter denen man sich lieben kann wie die ersten Menschen?«³⁰ Und dennoch war jenes Paradies am Schwarzen Meer von Anbeginn ein

22 Ebenda, S. 266.

23 Andreea Dumitru: Die Liebe als Brücke zwischen zwei Welten: Der Siebenbürger Sachse Clemens und die Rumänin Rodica, ein ungleiches Paar. Eine ungewöhnliche Liebesgeschichte in Eginald Schlattners Roman »Das Klavier im Nebel«. In: Germanistische Beiträge 30 (2012), S. 74–89, hier: S. 79.

24 Werner H. Schmidt: Einführung in das Alte Testament. 5., erweiterte Auflage. Berlin, New York 1995, S. 314.

25 Der Roman entwickelt dieses Motiv in enger Anlehnung an den klassischen deutschen Heimatbegriff: »Positive identification with one's surroundings is idealized, and manifests itself in an all-encompassing sense of well-being which relates to family, village, landscape, and/or country. Heimat therefore describes a place or state of complete self-assurance, of harmony with one's self and surroundings.« Alexandra Ludwig: Screening Nostalgia. 100 Years of German Heimat Film. Bielefeld 2011, S. 10.

26 »O românecă și un sas? Ce nouătate.« Schlattner: Klavier, S. 319.

27 Ebenda, S. 359.

28 dt.: die Äbtissin

29 Schlattner: Klavier, S. 370.

30 Ebenda, S. 424.

Irrlicht: Die Natur, die Kultur und die Geschichte standen allesamt einer Versöhnung jenseits der Karpaten im Wege. Das Experiment einer ›friedlichen Konfrontation‹ sächsischer und rumänischer Lebenswelten endet mit Ernüchterung und nimmt die ungewisse Zukunft in einem zunehmend nationalistisch denkenden Staat³¹ vorweg.

Die Dobrudscha winkt Clemens bereits im ersten Abschnitt des Romans: Wiederholt überlegt er, seiner Mutter zu folgen, die am Tag der Enteignung Familie und Heimat den Rücken kehrt, die Berge überquert und als einfache Arbeiterin in einer Fischfabrik bei Constanza (rum. Constanța) anheuert. Dort, meint er, könne er sich auf ähnliche Weise endlich »fallenlassen«.³² Als er das Land hinter den Bergen tatsächlich erreicht, gibt er sich mehrmals dieser Hoffnung hin, doch wird er stets brüsk zurückgewiesen. Bei der ersten Begegnung mit Rodicas Verwandten in einem walachischen Dorf »bewegte« ihn die Familienidylle so sehr, »dass er meinte: Hier ist gut bleiben für den Rest des Lebens.«³³ Tags darauf werden ihm jedoch beim Spielen die Kinder entrissen, da die Familie vom Sachsen den ›bösen Blick‹ befürchtet.³⁴ In Bukarest erwärmt er sich schnell für die von Rodica so wenig geschätzte Tante. Doch am letzten Tag überfällt ihn diese im Treppenhaus, verbietet ihm den Umgang mit ihrer Nichte, fährt »mit ihren Krallen in sein offenes Hemd« und zieht dabei »eine wunde Spur über seine Brust vom Hals bis zum Bauch«.³⁵ Selbst in der Idylle am Schwarzen Meer, unmittelbar vor der körperlichen Vereinigung mit Rodica, fühlt sich Clemens wie in einem fremden Land, »heißes Heimweh packte ihn«,³⁶ und so bereitet die Szene das enttäuschende Ende dieses ›Hohelieds‹ vor: Am letzten gemeinsamen Tag sitzen die beiden noch zusammen und »schmiede[n] Zukunftspläne«,³⁷ am Abend kommt es zu einer peinlichen Abschiedsszene bei der ein von Clemens organisierter, ungeschlachter Blumenstrauß jedwede Intimität verhindert: »Die beiden Liebenden konnten sich nicht die Hand geben. Ihr Gesicht verschwand. Ein leerer Fleck. Er sah ihr nach, sah sie gehen, hinein in die Nacht, allein, gebeugt unter der Last der Blumen.«³⁸ Der Roman lässt offen, warum Clemens die Geliebte hier auf immer verlässt.³⁹ Klar wird im Lauf der Handlung nur, dass sich hier die Hoffnung auf ein neues Eden jenseits des Karpatenbeckens endgültig verläuft.

Widerstand erfährt Clemens dabei nicht nur von den Menschen, sogar die unbelebte Natur der Walachei widersetzt sich seiner Hoffnung auf Versöhnung. Beispielsweise kündigt Rodica an, dass die Natur im Süden zu singen wisse, doch Clemens bleibt zu seiner großen Enttäuschung taub für diese Musik und sucht stattdessen Trost in der Erinnerung an die Heimat.

Nein, außer dem Rauschen des Wildbachs hörte er nichts, rein nichts. Das bewies, daß er nicht hergehörte. Er flüchtete sich in ein Gedicht über Siebenbürgen, das er im letzten Augenblick eingesteckt hatte und nun beim Licht der Stallaterne las und las, bis er es her-sagen konnte.⁴⁰

31 Lucian Boia: *Wie Rumänien rumänisch wurde*. Berlin 2016, S. 77–81.

32 Schlattner: *Klavier*, S. 96.

33 Ebenda, S. 337.

34 Ebenda, S. 338.

35 Ebenda, S. 353.

36 Ebenda, S. 369.

37 Ebenda, S. 373.

38 Ebenda, S. 377.

39 Siehe auch Dumitru: *Die Liebe als Brücke*, S. 88.

40 Schlattner: *Klavier*, S. 334.

Alle Sinneseindrücke wirken auf Clemens befremdlich, sogar »das Licht, das Licht hier – ganz anders, so nie gesehen, Clemens mußte die Hand über die Augen heben.«⁴¹ Die Reise erfüllt ihn mit Unbehagen, während Rodica frohen Mutes durch die gewaltige Natur schreitet: »Vor ihnen stürzten Wildbäche und Schlammströme zu Tal. Sie lachte, während er sich fürchtete.«⁴² Der Ausblick vom Gebirgskamm ruft bei ihm keineswegs erhabene Gefühle hervor, keinen »Mut, [sich] mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können«, wie es Kant paradigmatisch formulierte.⁴³ Stattdessen »erschrak er fast« über eine »barbarische Felslandschaft,« über »blaue Abgründe« und »atemlose Spitzen,« »schwindelnde Abhänge und Bergpfade«, und über »Hohlwege und beklemmende Spalten, die nicht nur den Namen *strunga dracului* trugen, sondern auch des Teufels waren.«⁴⁴ Diese heftige Reaktion ist umso bemerkenswerter, da Clemens in ein Gebirgsbecken geboren wurde und der nämliche Kamm zum Panorama seiner Heimat gehört.⁴⁵ Dennoch erscheint ihm die Abstiegsseite fremd und bedrohlich.

Ähnlich prekär wie die Begegnung mit der Natur gestaltet sich das Aufeinandertreffen der Kulturen im Rumänien jenseits der Karpaten. Der Mythos des multikulturellen Miteinander wirkt hier zwar noch fort, und beim Besuch der Bukarester Märkte entdeckt Clemens die Spuren einer vom osmanischen Vielvölkerstaat geprägten Vergangenheit. »Doch alle wußten: Die Tage dieses kunterbunten Treibens waren gezählt, trotz des Schwall von sowjetischen Fähnchen, mit denen neuerdings die Erzeugnisse garniert waren.«⁴⁶ Der sozialistische Traum einer Verbrüderung der Völker, eines »proletarischen Internationalismus«,⁴⁷ läuft ins Leere, und Clemens fühlt sich in der Walachei von Anbeginn ausgeschlossen: »Tagsüber war er benommen, fand sich nicht zurecht, gehörte nirgends hin«, wobei ihm besonders zusetzt, dass Rodica »ihn Clemente nannte und nur rumänisch mit ihm redete, der dieser Sprache hölzern nachhinkte.«⁴⁸ Den Rumänen geht es mit der deutschen Sprache ähnlich, wie die beiden Reisenden von einer Mitfahrgelegenheit erfahren.

»*Ab, din Transilvania!*« Jenseits der Karpaten. Das sei für Hiesige fremdes Land, unheimlich, ja gefährlich, mit einem Völkergewirr von Menschen, deren Sprache kein guter Rumäne verstehe, *român bun*. Und die Rumänen selbst sprächen neben ihrer heiligen Muttersprache deutsch und ungarisch, ja, und grüßten sich mit Servus.⁴⁹

Im neuen sozialistischen Staat, der im Prinzip keine nationale »Geschichte der Rumänen« fortschreiben, sondern eine integrative »Geschichte der rumänischen Volksrepublik« begründen möchte,⁵⁰ steht Mehrsprachigkeit ironischerweise unter einem unpräzisen Generalverdacht, während kulturelle Symbole wie Clemens' Lederhose als Provokation und sogar als Aggression ausgelegt werden. Schon in der Schäß-

41 Ebenda, S. 327.

42 Ebenda, S. 336.

43 Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. Schriften zur Ästhetik und Naturphilosophie. Hg. von Manfred Frank und Véronique Zanetti. Frankfurt a. M. 2009, S. 597.

44 Schlattner: Klavier, S. 326.

45 Ebenda, S. 267.

46 Ebenda, S. 347.

47 Vladimir Tismaneanu: Stalinism for All Seasons. A Political History of Romanian Communism. Berkeley, Los Angeles 2003, S. 112.

48 Ebenda.

49 Schlattner: Klavier, S. 342.

50 Boia: Wie Rumänien rumänisch wurde, S. 79.

burger Ziegelfabrik hatte seine Tracht Aufsehen erregt: Die rumänischen Mitarbeiterinnen hatten »herzhaft zu lachen begonnen« über seine »nackten Beine vom Knöchel bis zum Knie.«⁵¹ Dem walachischen Fahrer wird das Textil »zum Stein des Anstoßes« und Gegenstand einer gründlichen Inspektion, bevor er Clemens und Rodica mitnimmt.⁵² Klare Worte kommen auch von Rodicas Bukarester Tante: »Unmöglich, hier in kurzen Tirolerhosen herumzulaufen. Das rufe die Besetzung Bukarests durch die Deutschen 1916 bis 1918 in Erinnerung.«⁵³ Auf ihren Rat hin erwirbt Clemens schicklichen Ersatz, und auch die Fabrik betritt er nur mehr mit langen Hosen, nachdem ein Genosse vom Kreiskomitee die »sächsische Tracht« gerügt hatte als »eine Verunglimpfung der proletarischen Moral und in diesem Fall ein Bekenntnis zu Hitlerdeutschland.«⁵⁴ Die sächsische Kultur scheint aufgrund ihrer Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus und die Mittäterschaft vieler Sachsen unwiderruflich kontaminiert. Clemens selbst scheint dieser Symbolik gewahr, sowie er seine Lederhose ablegt für den Besuch bei Dr. Tannenzapf, der seine Frau, vier Söhne und eine Tochter im Holocaust verloren hatte. In mehrfacher Hinsicht verdeutlicht das Motiv, wie sehr die jüngere Geschichte die Gräben zwischen den Bürgern und Bürgerinnen des neuen Rumäniens vertieft hat.

Das Konfliktpotenzial konkurrierender Geschichtsbilder entwickelt die Erzählung wiederum im Rahmen der Karpatenüberquerung. Als Rodica noch während des Aufstiegs die Geschichte der segregierten rumänischen Dörfer in Siebenbürgen erläutert, stellt sich heraus: »Darüber hatte Clemens nie nachgedacht.« Für ihn war die räumliche Teilung ebenso »selbstverständlich« gewesen wie die zum Teil gewalttätigen Konflikte, die daraus entstanden – »meist trennte ein Bach die beiden Dorfteile. Über den hin bewarfen sich die Knaben gegenseitig mit Steinen.«⁵⁵ Auch zum rumänischen Altertum weiß er wenig zu sagen, worauf ihm Rodica trocken versetzt: »Du kennst offensichtlich unsere Geschichte nicht.«⁵⁶ Bezeichnenderweise ist sie es, die auf der Reise ans Schwarze Meer einen Umweg über »das Alte Königreich«⁵⁷ durchsetzt, und damit eine Exkursion durch die rumänische Vergangenheit. Das erste Ziel ist Curtea de Argeş, eine der ältesten Städte des Landes, wo das Paar heimlich auf den Sarkophagen des zweiten rumänischen Königspaares nächtigt – er auf dem Grab des deutschstämmigen Ferdinand I., sie auf dem der Königin Marie. Rodica stichelt wiederholt gegen den zwei Jahrzehnte zuvor verstorbenen Herrscher, nennt ihn sogar ein »Großmaul«,⁵⁸ was Clemens »grimmig« aber stumm hinnimmt.⁵⁹

Die Tiefe des geschichtspolitischen Grabens offenbart sich, als das Paar zu Beginn der Wanderung bei einem sächsischen Dorfpfarrer einkehrt. In der Kirche gedenkt eine Inschrift der Zerstörung des Dorfes und der Ermordung seiner Bewohner durch den rumänischen Nationalhelden Mihai Viteazul im Jahr 1600. Den Sachsen gilt er als »Bluthund« und »Gottesgeißel aus der Walachei«,⁶⁰ doch Rodica hält dagegen. »Trotzdem war unser Fürst Michael eine große Herrschaft«, erklärt sie und fügt

51 Schlattner: Klavier, S. 274.

52 Ebenda, S. 343.

53 Ebenda, S. 346.

54 Ebenda, S. 211.

55 Ebenda, S. 325.

56 Ebenda, S. 347.

57 Ebenda, S. 318.

58 Ebenda, S. 328.

59 Ebenda, S. 330.

60 Ebenda, S. 322.

hinzu: »Übrigens hat nicht unser Fürst diese Greuelthaten vollbracht, sondern seine Szekler Söldner«, die Gewalt sei also wiederum von einer anderen siebenbürgischen Bevölkerungsgruppe ausgegangen.⁶¹ Clemens und der Pfarrer »hörten höflich zu« und begeben Rodicas Einlassungen ansonsten mit einem beredten Schweigen.⁶² Mihai Viteazul wird erneut zum Thema, als Clemens im Jahr darauf seine Jugendliebe Isabella trifft, und auch sie lässt kein gutes Haar an dem Mann, der »unser Siebenbürgen verwüstet hat.«⁶³ Auch sonst hätten die Sachsen wie kein anderes Volk unter einer stetigen Bedrohung von außen gelebt – von diesem Punkt rückt Isabella auch dann nicht ab, als Clemens zu bedenken gibt, dass die Sachsen in den Kuruzen- kriegern des frühen 18. Jahrhunderts »von den Wehrmauern aus zusehen, wie ihre Hauszigeuner und rumänischen Knechte niedergemacht werden, statt daß sie die Tore ihrer Burg öffnen.«⁶⁴ Isabella, inzwischen als Lehrerin in einer sächsischen Dorfschule tätig, trägt ihr Unverständnis offen zur Schau: »Sie sah ihn entgeistert an. Und sagte: »Nein. Die anderen waren doch immer die vielen. Sie hätten sich auch Wehrburgen bauen sollen.«⁶⁵ Derartig auseinanderklaffende Geschichtsbilder, bei denen die Großtaten im eigenen Lager verortet und die Schandtaten den Nachbarn zugespielt werden, lassen wenig Hoffnung auf eine Versöhnung der Kulturen zu.

Auch der Holocaust wird in diesem geschichtspolitischen Wettbewerb zu einem Streitgegenstand. Rodica bemerkt einmal, dass die Deutschen »ein böses Gewissen gegenüber den Juden« hätten, und sich deshalb »nun in Grund und Boden schämen« müssten; Clemens Gegenfrage, ob die Rumänen kein schlechtes Gewissen zu haben brauchen, wehrt sie entschieden ab: Schließlich hätten ihre Landsleute »keine Juden ins Reich geschickt, damit die Deutschen sie alle massakrieren.«⁶⁶ Clemens kontert zwar mit einem Verweis auf die Eiserne Garde, die faschistische und antisemitische Massenbewegung der 1930er- und 1940er-Jahre, doch wie auch später beim Streit um Mihai Viteazul gibt es zum Schluss keine Annäherung, nur eine Verdrängung des Konflikts: »Beide schwiegen. Alles war zerbrechlich.«⁶⁷ So bleibt der Frieden zwischen Clemens und Rodica ebenso prekär wie derjenige zwischen den Kulturen im neuen Rumänien. Es lässt sich schlussfolgern: Solange die Karpaten ihre Funktion als physische und metaphorische Scheidewand erfüllen, so lange lässt sich ein friedliches Nebeneinander vorstellen. Der Umbau des Staates nach sowjetischen Prinzipien, die eine Absonderung nach ethnischen oder kulturellen Kriterien ausschließen, muss dieses labile Gleichgewicht jedoch zwangsläufig zerstören. Die gescheiterte Beziehung zwischen Clemens und Rodica steht somit paradigmatisch für die Unmöglichkeit, unter sozialistischem Vorzeichen das zu verbinden, was die Karpaten historisch und symbolisch trennten.

In der Auseinandersetzung mit den Ursachen für dieses Scheitern verweilt *Das Klavier im Nebel* insbesondere auf der narzisstischen Energie, mit der sich die Sachsen nach 1944 ihrer Opferrolle hingeben. Zur Wortführerin entwickelt sich hier Isabella, die als Tochter aus gutbürgerlichem Hause auch nach der Enteignung die »Grenzen

61 Ebenda, S. 323.

62 Ebenda.

63 Ebenda, S. 383.

64 Ebenda, S. 384.

65 Ebenda, S. 385.

66 Ebenda, S. 278.

67 Ebenda.

des Standesgemäßen« hochhält.⁶⁸ Früh in der Erzählung erklärt sie die Geschichte zum Kampfplatz zwischen den wohlhabenden Sachsen und den neuen Machthabern im sozialistischen Rumänien: »Denn die wollen uns ja aus der Geschichte vertreiben, gönnen uns keinen Platz unter der Sonne«. ⁶⁹ Dabei hätten ihre Landsleute seit jeher um Leben und Wohlstand fürchten müssen, »wie gehabt seit der Einwanderung. Immer tödlich bedroht, wir Sachsen. Geschuftet für andere. Und sind immer noch da.«⁷⁰ Unwirsch blickt Isabella auch auf die Roma und deren vermeintlichen Aufstieg im sozialistischen Rumänien, wiederum auf Kosten der Sachsen: »Sie ernten, wo sie nicht gesät haben, und wohnen, wo sie nicht gebaut haben.«⁷¹ Mit diesem Weltbild vertritt die junge Lehrerin eine seit dem späten 19. Jahrhundert vor allem (aber nicht nur) in deutschnationalen Kreisen verbreitete Lesart der Geschichte, die im deutschen Volk den »Kulturbringer« für die Völker im Osten Europas erkennen möchte.⁷² So behauptete beispielsweise der Publizist Karl Emil Franzos, die Bewohner der Bukowina begingen 1875 die einhundertjährige Besetzung ihrer Provinz durch Österreich als Festtag, »an dem ihre Ahnen aus Heloten zu Bürgern, ihre Heimat aus einer Wüste zur geschützten und sorglich umhegten Provinz eines zivilisirten [sic] Staates geworden«. ⁷³ Die bornierte Isabella blickt mit ähnlichen Gefühlen auf die rumänische Geschichte: So hätten alle Völker vom Fleiß und der Betriebsamkeit der Sachsen profitiert und revanchierten sich nun mit Undankbarkeit und Demütigungen.

Nüchterner bewerten die sächsischen Kirchenmänner die Auflösung ihrer Gemeinden, ging die schuldhafte Verstrickung in den Nationalsozialismus doch mit einer Abwendung von der christlichen Glaubenspraxis und Ethik einher. Freimütig resümiert der Pfarrer Seraphin »die Fehlritte der jüngsten Vergangenheit«:⁷⁴ Das Volk habe »sich von den Flötentönen gestiefler Rattenfänger aus dem Reich verführen lassen«, in der Folge »Gott den Vater tief gekränkt« und sitze nun zu Recht auf der Anklagebank der Geschichte.⁷⁵ Noch prägnanter äußert sich der Dorfpfarrer am Nordhang der Karpaten zum kriegsverbrecherischen und völkermörderischen Treiben, dem sich seine Gemeinde begeistert angeschlossen hatte: »Die aus dem Reich, ungerufen, und die Unsrigen Hurra und Heil.« Zu Rodica gewandt fügt er hinzu: »Überleben! Ihr ja, wir Sachsen nicht. Umsonst wir singen: Es wandeln sich die Reiche. Wir glauben es nicht.«⁷⁶ Den Geistlichen scheint der grundlegende Wandel der sächsischen Kultur eine unvermeidliche Konsequenz der Schuld, die das Volk mit der Annahme des Hakenkreuzes auf sich lud. Hiervon ausgenommen sind weder Isabella noch Clemens, wie ihn der Pfarrer Seraphin erinnert: Clemens war seinerzeit der Deutschen Jugend,⁷⁷ sie dem Bund Deutscher Mädels beigetreten.⁷⁸

Rumäniendeutsche, die sich diesem Schicksal ohne große Gegenwehr fügen, findet Clemens erst nach einer erneuten Grenzüberschreitung, diesmal in westlicher

68 Graziella Predoiu: In den Zwängen der Zeit. Überleben und Leben in Schlattners Roman »Das Klavier im Nebel«. In: Temeswarer Beiträge zur Germanistik 6 (2008), S. 401–412, hier: S. 409.

69 Schlattner: Klavier, S. 147.

70 Ebenda, S. 384.

71 Ebenda, S. 385.

72 Vejas Gabriel Liulevicius: The German Myth of the East. Oxford 2009, S. 178.

73 Karl Emil Franzos: Ein Culturfest. In: ders.: Eine Auswahl aus den Werken. Hg. von Anna-Dorothea Ludwig und Julius H. Schoeps. Hildesheim, New York 2008, S. 106.

74 Gombocz: Sich bewähren, oder bewahren, S. 285.

75 Schlattner: Klavier, S. 220.

76 Ebenda, S. 323.

77 Ebenda, S. 224.

78 Ebenda, S. 381.

Richtung. In einem kleinen Banater Dorf besucht er Verwandte väterlicherseits, und als es um die jüngst erfolgte Verschleppung der örtlichen Großgrundbesitzer geht, erklärt eine Kusine stoisch: »Uns wird der Teufel demnächst auch am Wickel kriegen, darauf könnt ihr Gift nehmen.«⁷⁹ Als der entsprechende Befehl in der Tat wenig später erfolgt, will es die Ironie des Schicksals, dass die Deportationslisten mit Hilfe von Dokumenten aus der NS-Zeit, »anhand der beschlagnahmten Verzeichnisse der Deutschen Volksgruppe zusammengestellt wurden, mit größter Sorgfalt: ›*Cu precizie germană*‹«, wie der zuständige Parteisekretär beteuert.⁸⁰ So wird dem Volk auch Jahre nach Kriegsende die Verwicklung in den Nationalsozialismus zum Verhängnis. Doch anders als das Schäßburger Umfeld – Clemens Vater hatte sich mit Ohrfeigen und Fußtritten gegen die Verstaatlichung seines Betriebs gewehrt – leistet die Banater Verwandtschaft keinen Widerstand und unterwirft sich dem Lauf der Weltgeschichte. Diese unterschiedlichen Einstellungen spiegeln sich in konkurrierenden Reflexionen über das Wesen der deutschen Schuld, die Clemens erst mit der Siebenbürgerin Isabella und dann mit der Banaterin Eva-Maria anstellt. Isabella räumt zwar ein, dass eine Gesellschaft insgesamt schuldig werden kann, verwehrt sich aber gegen die Vorstellung einer gesamtgesellschaftlichen Haftung: Die anschließende kollektive Bestrafung würde die Sachsen unverdient zum Opfer machen.⁸¹ Ganz anders die Auffassung von Eva-Maria, die sich von der Selbstgerechtigkeit ihrer Zeitgenossen abgestoßen fühlt. »Jeder will bloß Opfer sein. Das finde ich lächerlich. Selbst wenn einer es ist.«⁸² Clemens pflichtet ihr bei, und als er überlegt, wer denn nun tatsächlich Opfer sei, landen seine Gedanken beim ehemaligen Musiklehrer von Schäßburg, der sich gerade durch seinen Verzicht auf die Opferpose auszeichnet. »Der Dr. Tannenzapf, der ja – ein echtes Opfer. Und vielleicht gerade darum nie ein Wort.«⁸³ Dieses selbst-reflexive Moment setzt einen Schlusspunkt unter die epischen Reflexionen über die materiellen Verluste und persönlichen Demütigungen einer Gemeinschaft, die sich während des Krieges mit dem Nationalsozialismus gemein gemacht hat. Auf diese Erkenntnis folgt die Orientierung am Beispiel des Dr. Tannenzapf und damit die Unterwerfung unter das Schicksal, das die Gemeinschaft im südrumänischen Exil erwartet.

Die Quelle dieser Erkenntnis trägt nicht ohne Grund die bedeutungsschwangeren Namen Eva und Maria. Programmatisch verweist der Roman damit zurück auf seine Exposition und eröffnet gleichzeitig die Möglichkeit einer rumäniendeutschen Zukunft. Der Name der biblischen Urmutter ruft die »Austreibung« der Sachsen aus ihrem Paradies in Erinnerung, den Verlust ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Infrastruktur. Dem gegenüber steht der Name der Muttergottes, die in der christlichen Heilslehre als zweite Eva und als bedeutendste Wegbereiterin der Versöhnung auftritt. Bevor es zur Versöhnung kommen kann, wartet jedoch das Babylonische Exil, eine neuerliche Grenzüberschreitung in die fremde Welt südlich der Karpaten – nun nicht mit der trügerischen Selbstgewissheit, die Clemens im »Hohelied« an den Tag legte, sondern als reuige Büßergemeinde. Doch ist dieses Motiv auch mit Hoffnung verbunden, erwiesen sich die Jahre in Babylon doch als einzigartige Gelegenheit

79 Ebenda, S. 480.

80 Ebenda, S. 546.

81 Ebenda, S. 424.

82 Ebenda, S. 528.

83 Ebenda.

für das Volk Israel, sein gesellschaftliches Fundament zu erneuern.⁸⁴ So schließt das *Klavier im Nebel* dann auch mit jenem »versöhnlichen Grundton«,⁸⁵ der Schlattners Romantrilogie durchzieht: Eine Vignette im Schlusskapitel deutet eine zukünftige Rückkehr ins Banat an, und damit die Möglichkeit einer endgültigen Versöhnung.

FLORIAN GASSNER, Dr., wurde an der University of British Columbia mit einer Dissertation zur deutsch-russischen Kulturgeschichte promoviert. Anschließend war er Lecturer an der Mount Allison University, Postdoctoral Fellow am New Europe College in Bukarest und DAAD-Lektor an der Nationalen Universität Donezk (ukr. Донецьк). 2016/17 war er Gastprofessor an der Universität Kassel und arbeitete bei der *documenta 14* mit. Seit 2018 ist er Associate Professor an der University of British Columbia.

E-Mail: florian.gassner@ubc.ca

**Garden of Eden and Babylonian Exile in Eginald Schlattner's
Das Klavier im Nebel
(Abstract)**

In *Das Klavier im Nebel*, the Transylvanian Saxon author Eginald Schlattner reflects the economic and cultural downfall of his community in the aftermath of World War II. The novel stages an abortive rapprochement between the Saxon minority and the majority population during the rise of socialism in post-war Romania. Likening the fate of the former to that of the Hebrews of the Tanakh, the story opens with the Romanian-Germans' expulsion from the Garden of Eden and concludes with the beginning of their Babylonian exile. Throughout, the original sin of National Socialism looms in the background, qualifying any possible sympathy for the Saxons and complicating the metaphorical link to the Jewish people.

84 Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 2018, S. 227.

85 Lulé: Schuld-Ästhetik, S. 256.

Wanderberge – politische Grenzen, mediale Transformationen, symbolische Vereinnahmungen

Szabolcs KissPál: Verliebte Geografie (2012–2016)

Von Mónika Dánél, Eötvös-Loránd-Universität, Budapest / Universität Oslo

Szabolcs KissPál gehört zu jenen konzeptuellen Medienkünstlern, die sich intensiv mit aktuellen gesellschaftlichen Phänomenen sowie deren historischen Ursachen auseinandersetzen. Wichtige Bestandteile seiner Laufbahn als Künstler und Forscher sind daher sein politischer Aktivismus und sein gesellschaftliches Engagement. In einer Zeit der Neonationalismen und gegenseitigen Nationalisierungen wird die Neusituierung, die Neupositionierung des Verhältnisses von Kunst und Gesellschaft immer mehr zu einer essenziellen Frage – die Untersuchung dessen, über welche »Methoden« die (politische) Kunst verfügt, um zu einer reflexiven Plattform zeitgenössischer gesellschaftlicher Prozesse zu werden und damit die Modalitäten für ihre Gestaltung und Gestaltbarkeit zu erschaffen.

Szabolcs KissPál¹, großgeworden in der Diktatur Rumäniens und später nach Ungarn umgesiedelt, interessiert sich als ein unmittelbarer Kenner der »Traditionen« von Nationalismen und Willkürregimen schon seit langem für die Umdeutungen »von nationaler Identität und deren komplexen Mechanismen«.² So untersucht er im Rahmen seines Projekts *Vom falschen Gebirge zum Glauben (Ungarische Trilogie)*, an dem er sechs Jahre gearbeitet hat, »in welcher Weise politische Gemeinschaften sich nicht durch Erbfolgen oder Essentialismus auszeichnen, sondern durch komplexe Konstruktionen«.³

Die im Laufe des Projekts entstandene Trilogie besteht aus zwei doku-fiktionalen Videoarbeiten – *Verliebte Geografie* (HD-Video, 16'56«, 2012/16) und *Der Aufstieg der*

1 Zu ausführlicheren biografischen Bezügen siehe das Interview in dieser Ausgabe. Auf Ungarisch ist der Aufsatz erschienen in: *Korunk* 29 (2018) H. 9, S. 14–21.

2 Edit Molnár, Marcel Schwierin: Einleitung der Kuratoren = A műhegyektől a politikai vallásig. Magyar trilógia – From Fake Mountains to Faith. Hungarian Trilogy – Vom falschen Gebirge zum Glauben. Ungarische Trilogie. Berlin 2017, S. 222.

3 Ebenda.

gefallenen Feder (HD-Video, 19'05«, 2016) – sowie aus *The Chasm Records (Dokumente der Kluft)*, die sich der »Form eines archäologischen Museums mit dem Fokus auf fiktiven archäologischen Funden, die eindrucksvolle 150 Artefakte umfassen«, bedient.⁴ Die Trilogie wurde erstmals im Edith-Russ-Haus für Medienkunst in Oldenburg gezeigt (19. August – 23. Oktober 2016), war dann 2017 im tranzit.ro in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) zu sehen, später in Prag und schließlich auch in Budapest im Rahmen der OFF-Biennale, von wo sie erst nach Dublin und 2018 dann nach Tallinn weiterzog. Als Teil des Projekts entstand auch ein dreisprachiges Buch (ungarisch-englisch-deutsch) mit umfangreichem Bildmaterial,⁵ das außer den Arbeiten und Dokumentationen KissPáls auch Aufsätze über das Projekt und dessen Teilelemente zum Inhalt hat.

In einem Interview⁶, das schon früher erschienen, doch auch in besagtem Band zu lesen ist, definiert der Künstler seine eigene politisch-künstlerische Vorgehensweise als die »Methode der Gegenfiktionalisierung«,⁷ mit der er den Nationalismus als ideologische Konstruktion reflektiert, ihn in seine Komponenten zerlegt, ironisch neukonstruiert und schließlich auf besondere Weise transformiert. Mit der Einfügung fiktiver Elemente und dem Übereinanderschichten von dokumentarischen Materialien, von Funden und (fiktiven) Möglichkeiten sowie umgesetzten (sich materialisierenden) Vorstellungen lenkt er die Aufmerksamkeit auf die nicht eingestandene Fiktionalität der jeweiligen autoritären historischen Narrative. Was das »Phänomen des Friedensvertrags von Trianon« als »global bedeutsamen Modellfall«⁸ anbetrifft, induzieren gerade die populistischen, die Vergangenheit für sich vereinnahmenden Rhetoriken die Notwendigkeit, eine »Gegenmythologie zu schaffen«. Daher lässt sich diese Gegenmythologie nach Ansicht des Künstlers auch als ein Prozess verstehen, um »sich das historische Narrativ erneut anzueignen«.⁹ Die Narrative/Diskurse und die durch politische Entscheidungen mal hier, mal dort angegliederten geografischen/kulturellen Gebiete werden im Sprachgebrauch KissPáls zu einem gemeinsamen Terrain, das es zu besetzen und sich anzueignen gilt; die Aberkennung von Landesteilen und der manipulative Charakter der Diskurse bringen gleichermaßen die Gewalt der Macht zum Ausdruck. Mit der Methode der Gegenfiktionalisierung macht KissPál die Diskurse der nationalistischen Vereinnahmung porös; indem er Spalte und Risse schafft, zeigt er »alternative Strategien der Bildung von Gemeinschaft« auf.¹⁰ Im Kontext des hier ausführlicher interpretierten Werkes *Verliebte Geografie* lässt sich ironisch sagen, dass es »Berge versetzt«; es bricht den Block vereinnahmender nationalistischer Diskurse auf, die auf felsenfesten Vorstellungen basieren, um zwischen den sich öffnenden Schichten, den Bruchstücken »Funde« reflexiver Identifikationsmuster entstehen zu lassen. KissPál regt dazu an, die Schichtung der Diskurse zu reflektieren, er zerlegt sie, um andersgeartete materi-

4 Ebenda.

5 Szabolcs KissPál: A műhegyektől a politikai vallásig. Magyar trilógia – From Fake Mountains to Faith. Hungarian Trilogy – Vom falschen Gebirge zum Glauben. Ungarische Trilogie. Berlin 2017.

6 Vgl. On Building Nations. A two-part conversation with Szabolcs KissPál and Mahmoud Khaled, <<https://www.ibraaz.org/interviews/221>>, 5.10.2021.

7 Edit András, Szabolcs KissPál: Über Nationenbildung. A műhegyektől a politikai vallásig. Magyar trilógia – From Fake Mountains to Faith. Hungarian Trilogy – Vom falschen Gebirge zum Glauben. Ungarische Trilogie. Berlin 2017, S. 223–225, hier: S. 223.

8 Ebenda.

9 Ebenda.

10 Molnár, Schwierin: Einleitung der Kuratoren, S. 222.

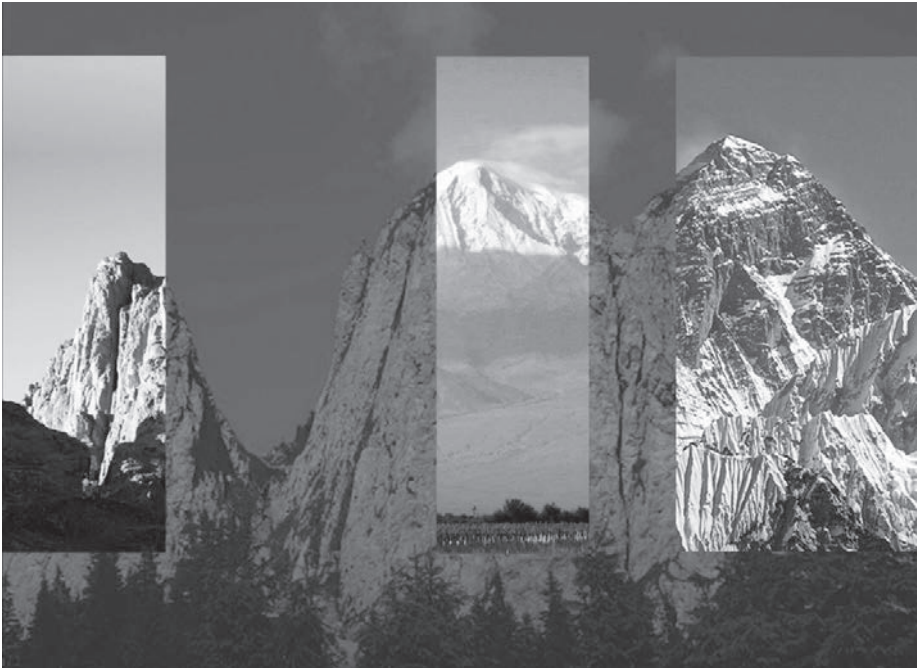


Abb. 1: Die mediale Reflexion der Praxis beim Bauen eines künstlichen Berges © Szabolcs KissPál

elle und symbolische »Dokumente« des Zugangs zur Vergangenheit zu erschaffen: »[D]ie Methode der Fiktionalisierung von Geschichte [funktioniert] nicht allein als kognitives Werkzeug zur Erfassung der Gegenwart, sondern auch als eines, um in die Vergangenheit einzutreten und für die Herstellung von Identitätspolitik zu sorgen.«¹¹

Die Videoarbeit *Verliebte Geografie*, die in ihrem Auftakt, der die historischen Grundlagen des »Gegenmythos« bildet, in drei historische Perioden (1920, 1920–1938, 1938–1944) gegliedert ist, verquilt also Archivaufnahmen und fiktive Elemente und »reht die Architektur des Budapester Zoologischen Gartens und seinen ethnografischen Raum sowie den Transsylvanien-Diskurs in die lange europäische (kolonialistische) Geschichte der Objektifizierung des Anderen ein.«¹² Den Großen Felsen im Hauptstädtischen Tier- und Pflanzengarten, der zwischen 1909 und 1912 nach dem Vorbild des siebenbürgischen Einsamen Steins (ung. Egyes-kő, rum. Pietra Singuratică) errichtet wurde, verortet die »zwischen historischer und poetischer Wahrheit«¹³ oszillierende Doku-Fiktion »in der Geschichte der europäischen Kolo-

¹¹ KissPál: Über Nationenbildung, S. 224.

¹² Zoltán Kékesi: Kicsiny hasonmásaink. KissPál Szabolcs: Szerelmes műföldrajz (etnozoó) [Unsere kleinen Doppelgänger. Szabolcs KissPál: Verliebte Geografie (Ethnozoó)]. In: Magyar Lettre Internationale [Ungarische Lettre Internationale] 2012/86, S. 62.

¹³ Edit András: Homage to the Half-truth. Renationalization and Artistic Imagination in Hungary. A Case Study = Former West. Art and the Contemporary After 1989, hrsg. von Maria Hlavajova, Simon Sheikh. Cambridge 2016, S. 191–202, S. 200. (Edit András: Hommage an die Halbwahrheit. Renationalisierung und künstlerische Imagination in Ungarn = A műhegyektől a politikai vallásig. Magyar trilógia – From Fake Mountains to Faith. Hungarian Trilogie – Vom falschen Gebirge zum Glauben. Ungarische Trilogie. Berlin 2017, S. 250–253.)

nialisierung und kolonialistischen Ethnografie sowie der ungarischen kulturellen und ethnischen Identitätskonstruktionen.«¹⁴ In den Fokus gelangen die Duplikation einer geografischen Region, eines existierenden Berges und das Verhältnis von natürlichem und kulturellem Raum infolge einer institutionellen Kontextualisierung, die Repräsentation, das vermittelnde Medium und sein diskursiver Raum. (Abb. 1)

Der zoologische Garten als Heterotopie »vermag an einem einzigen Ort mehrere Räume, mehrere Platzierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind«, und ähnlich wie der Garten als »die kleinste Parzelle der Welt«, als »die Totalität der Welt« zu wirken.¹⁵ So nimmt er die Rolle einer »selige[n] und universalisierende[n] Heterotopie« ein.¹⁶ Der zoologische Garten, der dem Wunsch nach einer enzyklopädischen Vollkommenheit, dem Anspruch darauf gerecht werden will, ist zugleich ein Machtraum *par excellence*, der den objektifizierenden Blick herstellt und bedient. Die in einem einzigen städtischen abgesonderten (äußeren) Raum domestizierten Wildtiere werden mit ihren aus der Wildnis stammenden Unterscheidungsmerkmalen zu einer aus sicherer Distanz konsumierbaren Attraktion. KissPál macht in seinem Werk das spezielle historische und diskursive Umfeld, in dem der künstliche Berg errichtet wird, der sich »organisch« in diese zu Beginn des 20. Jahrhunderts als allgemein zu bezeichnende Praxis der exotisierenden Raumstruktur und Raumproduktion fügt, seine Verortung, zum Gegenstand der Reflexion. Die dokumentarischen Archivmaterialien (Filmausschnitte, die ethnische Landkarte von Pál Teleki von 1910, Spuren des Geschichtlichen wider-spiegelnde Ansichtskarten), wissenschaftlich wirkende Statistiken und grafische Elemente (Diagramme, Abbildungen) sowie historische und fiktive Ereignisse zusammenfügende Videoarbeit realisiert eine (unter anderem in ihre medialen Komponenten zerfallende) künstlerische Diskursanalyse. (Abb. 2–3)

Das Video erforscht die ideologischen und medialen Voraussetzungen historischer Raumrepräsentation, indem es das Prinzip verfolgt: »[E]s gibt keinen Raum, der von den kulturellen Techniken der Beherrschung des Raumes unabhängig ist.«¹⁷ Mit der Verstärkung der nationalistischen und selbstkolonialisierenden Stimmen des zeitgenössischen diskursiven Raums rund um den Bau des Großen Felsens kommt auch das (gesellschaftliche, erinnerungspolitische) Engagement des Werks mit Blick auf die Gegenwart zum Ausdruck, insofern wir die Zeit nach der Wende im Jahr 1989 als einen auf das Gebiet und die Bewohner Siebenbürgens ausgerichteten »Renationalisierungsprozess« verstehen, geschaffen durch die in der kulturellen und politischen Praxis erfolgende »symbolische Kontrolle«.¹⁸ »Die Erschaffung der Heimat ist in den Diskursen um Siebenbürgen in erster Linie kein Vereinigungsprozess, sondern die symbolische Ausweitung des nationalen Daseins auf Gebiete, die im politischen Sinne nicht zum Land gehören.«¹⁹ Im Einklang mit der imaginierten nationalen Einheit

14 Kékesi: Kicsiny hasonmásaink. S. 62.

15 Michel Foucault: Andere Räume. In: Karlheinz Barck u. a. (Hgg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1992, S. 34–46, hier: S. 42f.

16 Ebenda, S. 43.

17 Bernhard Siegert: The map is the territory, <<https://www.radicalphilosophy.com/article/the-map-is-the-territory>>, 5.10.2021.

18 Margit Feischmidt: A magyar nacionalizmus autenticitás-diskurzusainak szimbolikus térfoglalása Erdélyben = Erdély-(de)konstrukciók. Tanulmányok [Die symbolische Raumeroberung der Authentizität-Diskurse des ungarischen Nationalismuskurses in Siebenbürgen = Siebenbürgen-(De-)Konstruktionen. Studien]. Hg. von ders., Budapest – Pécs 2005, S. 7–32, hier: S. 21f.

19 Ebenda.



Abb. 2: Zeitgenössische Ansichtskarte: Die historische Markierung des Berges. Übersetzung: Oberwischau (im nördlichen Rumänien, Kreis Maramureș, Miklós Horthy-Gipfel 2305 M) © Szabolcs KissPál

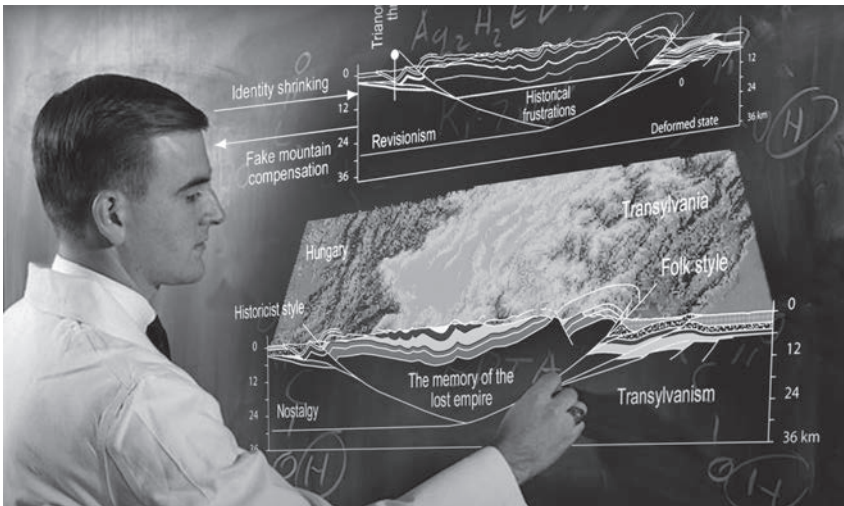


Abb. 3: Die Fiktion geologischer und historischer Wissenschaftlichkeit © Szabolcs KissPál

und ihrer praktischen Umsetzung wird »Siebenbürgen als Gegenwelt«,²⁰ durch seine Authentizität, die mit der erwarteten Bewahrung von Werten der Vergangenheit assoziiert wird, als »Gegenplatzierung[en] oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopie[n]«, das heißt als Heterotopie erschaffen.²¹ (In dieser symbolischen Expansion

²⁰ Ebenda, S. 23.

²¹ Foucault: Andere Räume, S. 39.

verstärken die speziellen Orte – so beispielsweise die »tausendjährige Grenze« – als besuchbare Pilgerstätten des kulturellen Erbes oder des Nostalgie-tourismus gerade durch die physische und geografische Konkretetheit ihre symbolische Kraft.)

Zur erinnerungspolitischen Reflexion zwingt einen in KissPáls Werken außerdem die Art und Weise, mit der ohne narrative Deutung eine visuelle Allusion zwischen den Archivaufnahmen von den Menschen, die Siebenbürgen aufgrund des Beschlusses vom 4. Juni 1920 mit Personenzügen verlassen, und der Fotoserie über das Einsperren der Holocaustopfer in die Viehwaggons und ihre Deportation 1944 entsteht.

Die Errichtung des künstlichen Berges, die dem Prinzip, Tiere ausstellen zu können, und dem zeitgenössischen Hamburger Vorbild folgt, führt zu der »symbolischen Dislokation« des Einsamen Steins²² und fügt diese siebenbürgische geografische Einheit als ethnische Landschaft in den (auch durch seine Architektur geschaffenen) ethnografischen Raum des zoologischen Gartens ein.²³ Die Kulturlandschaft und die ethnische Landschaft sind in jedem Fall ein Ergebnis der mentalen Raumbildung²⁴ und können infolgedessen leicht zu einem von Ideologien vereinnahmten (diskursiven) Terrain werden. Im Laufe der nach dem Friedensvertrag von Trianon erfolgten »Verschiebung« jenes Berges, der dem falschen Berg als Muster diente, in ein anderes Land (Rumänien) wird die Landkarte als kulturelle Technologie, die »das Gebiet als politische Realität« im Dienst des Staates *erschafft*, zu einem Medium und Instrument der Macht.²⁵ Die Kartografie als Repräsentation und das Historische ebendieser Repräsentation sind in jenem Auseinandergleiten, in jener Kluft greifbar, die zwischen dem als politische Realität erschaffenen Gebiet (und indirekt dem Weltbild der sie Erschaffenden) sowie den zeitgenössischen ungarischen (mentalen) Landkarten als nationalen Repräsentationsmodalitäten entstanden ist. Mit der kartografischen Verschiebung der Landesgrenzen hat sich ein vielfältiges, bis heute nachwirkendes Terrain imaginärer Landkarten sowie (nationaler) Projektionen und Imaginationen eröffnet. Die sich kreuzenden und auseinanderdriftenden Vorstellungen von Landesgrenze und Heimat haben dem geografischen Raum (vor allem Siebenbürgen) eine durch Erinnerungen, Träume und Mythen entstehende, »durch Bilder und Narrative konstruierte« symbolische Textur verliehen.²⁶ Die Anthropologie des späten 20. Jahrhunderts unterstreicht bei der Bestimmung der Nation die Rolle der Vorstellung: Es handelt sich um eine »vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän«.²⁷ Von dieser Definition ausgehend lässt sich die Verwirrung der

22 Kékesi: Kicsiny hasonmásaink.

23 Siehe beispielsweise das nach den Plänen von Károly Kós und Dezső Zrumecky zwischen 1909 und 1912 gebaute und neugebaute Büffelhaus. In dem Werk von KissPál kommt Károly Kós ebenfalls vor, jedoch auf eine die Grundlage der vereinnahmenden Identifikationsdiskurse pluralisierende Weise: »Diese Region sahen einige als sehr ungarisch an, eine Ansicht, welche die dort lebenden Menschen nicht ganz teilen, zumal viele von ihnen überhaupt keine Ungarn waren, sondern Rumänen, Sachsen, Juden, Serben, Zigeuner usw., die sich selbst als Transsylvanier bezeichneten. Einer der leitenden Architekten, die an den Gebäuden und Bergen des Zoos arbeiteten, war ein Ungar namens Károly Kós, der in diesem Land in einer Familie deutsch-österreichisch-französischer Herkunft geboren worden war. Sein auf Elementen der Volkskunst basierender Architekturstil wurde als genuin ungarisch empfunden, obwohl er selbst ihn als transsylvanisch ansah.« (KissPál: Vom falschen Gebirge zum Glauben, S. 229.)

24 Vgl. Róbert Keményfi: Az »etnikai táj« kultúrnemzeti mitosza [Der kulturelle Mythos »der ethnischen«], Regio 13 (2002) H. 4, S. 93–108.

25 Siegert: The map is the territory.

26 Feischmidt: A magyar nacionalizmus, S. 24.

27 Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main 1996, S. 15. Siehe auch S. 15f: »Vorgestellt ist sie deswegen, weil die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber

damaligen Nationenideologie und der Bedarf an der Konstruktion einer ethnischen Landschaft erahnen, in der »die geografische Fachliteratur nach dem Beschluss von Trianon in diesem Terminus eine solche Kraft sah, mit der sie die Verbundenheit des Ungarntums der abgetrennten Landesteile zu dem gegebenen Boden, der Landschaft zum Ausdruck bringen konnte.«²⁸ Die Ethnisierung des Raumes ist dazu berufen, eine erhoffte neuerliche Modifizierung der Landesgrenze wissenschaftlich vorzubereiten²⁹ und damit den Terminus des Nationalstaats auszudehnen, zu öffnen. In diesem historischen Kontext sind die politischen und privaten »symbolischen Inbesitznahmen« in der Zeit nach der Wende zu verstehen,³⁰ infolge derer die Räume »jenseits der Grenzen« als die Außenschauplätze des ungarischen Nationalismus stigmatisiert werden.

In diesem diskursiven Umfeld deutet *Verliebte Geografie* unter zwei entgegengesetzten Aspekten auf den sich wandelnden und sich gegenseitig karikierenden Charakter des geografischen/kartografischen Raums und der (nationalen) vorgestellten Raumbildung, auf den Mechanismus der imaginären Transplantationsoperationen hin. In KissPáls Werk resultiert aus der Abtrennung des Einsamen Steins durch die Grenzverschiebung infolge des Friedensvertrags von Trianon (seine Deterritorialisierung unter dem Gesichtspunkt der politischen Einheit vor Trianon) auch eine veränderte Symbolisierung des falschen Berges. Er baut mögliche und widersprüchliche Narrative auf und hebt in seiner ironischen Mythosbildung unter anderem das Verhältnis von Original und Kopie auf. Einerseits schafft er eine mit dem Aufzeigen von Diagrammen untermauerte fiktive Geologie, laut welcher der falsche Berg tatsächlich existiere: »Der Schwund an Staatsgebiet hatte einen Aufwärtsschub zur Folge gehabt, welcher den Großen Felsen in der Mitte des Budapester Zoos emporgehoben hatte.«³¹ (Abb. 4).

Zum anderen erschafft er nach dem verbreiteten und bis 1958 existierenden Vorbild der »Menschenschauen« (*human zoos*) den nostalgischen (fiktiven) Wunsch, Szekler Familien in Zoos anzusiedeln: Dem falschen Berg als Kompensation fügt er ein ersehntes Narrativ von der Ansidlung von Szekler Familien bei, womit er die ethnisierende Praxis der falschen Geografie verstärkt.³² (Abb. 5)

Der als »Großer Landschwund« bezeichnete Beschluss von Trianon wird im Werk zu einem Ausdruck des Sprachgebrauchs zur Beschreibung von Naturvorgängen; zugleich veranschaulicht er sich im Bewegungsdiagramm durch die fiktive Geologie

im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert. [...] Gemeinschaften sollten nicht durch ihre Authentizität voneinander unterschieden werden, sondern durch die Art und Weise, in der sie vorgestellt werden. [...] Die Nation wird als *begrenzt* vorgestellt, weil selbst die größte von ihnen mit vielleicht einer Milliarde Menschen in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen liegen. [...] Die Nation wird als *souverän* vorgestellt, weil ihr Begriff in einer Zeit geboren wurde, als Aufklärung und Revolution die Legitimität der als von Gottes Gnaden gedachten hierarchisch-dynastischen Reiche zerstörten. [...] Maßstab und Symbol dieser Freiheit ist der souveräne Staat. Schließlich wird die Nation als *Gemeinschaft* vorgestellt, weil sie, unabhängig von realer Ungleichheit und Ausbeutung, als »kameradschaftlicher« Verbund von Gleichen verstanden wird.«

28 Keményfi: *Az »etnikai táj«*, S. 100.

29 Ebenda, S. 100f.

30 Feischmidt: *A magyar nacionalizmus*, S. 21.

31 KissPál: *Vom falschen Gebirge zum Glauben*.

32 Die Ausgabe der Zeitung *Vasárnapi Újság* vom 30. August 1986 berichtet unter dem Titel *Egy darab Afrika Budapesten* [Ein Stück Afrika in Budapest] von der wirklichen Zurschaustellung der Mitglieder einer afrikanischen Volksgruppe in Budapest. (Vgl. András: *Hommage an die Halbwahrheit*, S. 252.)

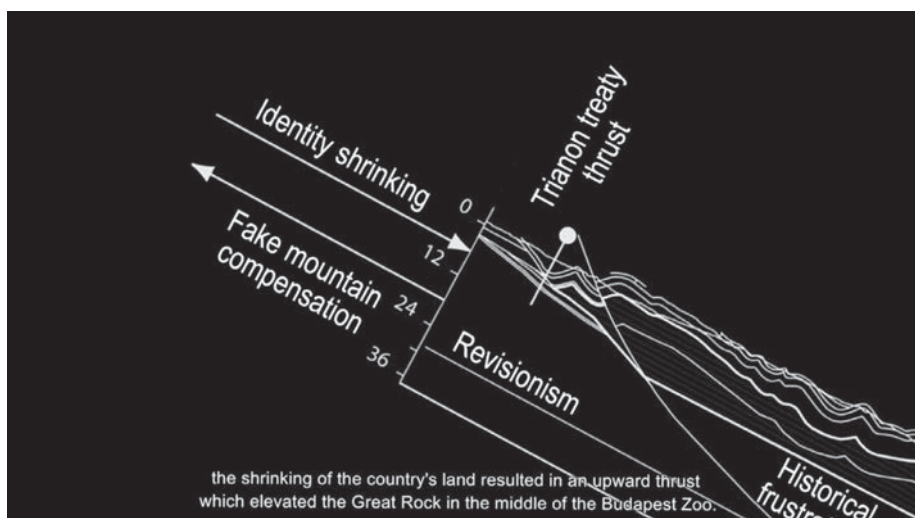


Abb. 4: »Geologischer Aufwärtsschub« und phalliches Diagramm © Szabolcs KissPál

als eine sublimierte phallische Auswölbung des traumatischen Bergverlustes.³³ Mit alldem lenkt das Werk die Aufmerksamkeit auf das Medium von Sprache (Sprachgebrauch) und Visualität als einen fiktiven und realen Raum erschaffendes und disseminierendes (poetisches) Mittel. Auf dem sichtbaren – die geologischen Substrate des Berges imitierenden (Abb. 3) – Diagramm sind beispielsweise historische (»Transylvaniam«, »Revisionism«) und fiktive – menschliche Emotionen, Vorgehensweisen bezeichnende – Termini (»Identity shrinking«, »Fake mountain compensation«) zu lesen. Somit wird das Diagramm als eines jener kulturtechnischen Medien reflektiert, mit dem wir in der Lage »zur Übertragung realweltlicher Verhältnisse auf eine zweidimensionale Ebene« sind,³⁴ doch betont KissPál in seinen Werken, dass hier die *Fiktivität* der Übertragung diskursiviert werde.

Das den Gegenmythos erschaffende Video – in der ersten Fassung ist der Sprecher der Künstler selbst, in der späteren Fassung in der Narration des Schauspielers Tamás Fodor – beginnt nach dem Datum von 1920 visuell damit, dass eine Karte Großungarns mit dem Messer zerschnitten wird. (Abb. 6)

Es visualisiert die sprachliche Gewalt des Zerstückelns, das sprachliche Bild lässt einen in die (visuelle) Handlung übertragen auf die Wirkung reflektieren, wie sich die sprachlichen und (imaginären) Bilder in (subtile) Emotionen verwandeln können.³⁵

33 In der Interpretation von Edit András entsteht auch der Große Felsen nach einer Deutung des Begriffes einer *axis mundi* als eine Art Zentrum: »die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies und der Unschuld der Nation ebenso wie die Nähe zur Natur, die auf Transsylvanien mit seinen Bergen projiziert wird. Der Felsen, den man im Budapester Zoo errichtet hat, wird als Symptom imaginiert: Als Auswuchs auf dem kranken Körper der Nation eines geschrumpften Landes«. Ebenda.

34 Sybille Krämer: Punkt, Strich, Fläche. Von der Schriftbildlichkeit zur Diagrammatik, <http://userpage.fu-berlin.de/~sybkram/media/downloads/Aufs%C3%A4tze%20NEU/Schriftbildlichkeit%5D%20Punkt,%20Strich,%20Fl%C3%A4che_%20Von%20der%20Schriftbildlichkeit%20zur%20Diagrammatik.pdf>, 5.10.2021.

35 Das Zerschneiden der Landkarte Großungarns, das heißt deren visueller Repräsentation, kehrt heutzutage auf eine spezielle Weise in Form des Phänomens der »nationalsten, magyarishten Torten« zurück. Es

	fake mountain	human exhibits
1. Bronx Zoo, New York	-	✓
2. Budapest Zoo	✓	✓
3. Concentration Camp Zoo, Buchenwald	✓	-
4. Disneyland	✓	-
5. London Zoo	✓	✓
6. Tierpark Hagenbeck, Hamburg	✓	✓
7. Vincennes Zoo, Paris	✓	✓






Abb. 5: Der Bau des falschen Berges und die Praxis der Menschenschauen in Zoos © Szabolcs KissPál

Die Doku-Fiktion erkundet und entwirrt durch die ständigen medialen Transformationen jenen emotionalen und atmosphärischen Raum, der die bewussten und unbewussten Schichten und Imaginationen der Diskurse rund um Trianon darstellt. So wird die Musik (*Szép vagy, gyönyörű vagy Magyarországon* / Schön bist du, wunderbar bist du, Ungarn; *Mindent vissza / Alles zurück; Átmegyek a Királyhágón* / Ich überquere den Királyhágó) beispielsweise mit der Melodie und der sprachlichen Bilderzeugung als gestalterisches Medium des zeitgenössischen emotionalen Umfelds erkennbar.³⁶

Die Wirkungsgeschichte des Liedes *Szép vagy, gyönyörű vagy* (1920), das ursprünglich als Operettenlied entstanden war, seine Bearbeitungen und Vereinnahmungen bedürften einer gesonderten Studie. Für die Verfasserin dieses Aufsatzes wurde in diesem Zusammenhang die Art und Weise zur Herausforderung, wie die Videoarbeit das Lied mittels der visuellen Realisierung und der Narration kontextualisiert und mit der »Manipulation« des Zuschauerblicks die ambivalenten Wirkungen in der Rezeption kollidieren lässt. Das sich in das Bild des mit dem Zug reisenden Blicks

sind mehrere Internetseiten zu finden, wo die Bilder der zur Torte transformierten Landkarten-Repräsentationen in zahlreichen Varianten hochgeladen wurden. Das Aufschneiden jeder einzelnen Torte kann im Raum der Familie auch als die Wiederholung des Aktes von Trianon (als dessen sprachliches Bild) verstanden werden. Der Kreislauf der Repräsentationen (Landkarte, sprachliches Bild, Torte) wird mit dem Verspeisen der Tortenstücke vermutlich abgeschlossen, allerdings stellt sich die Frage, inwiefern die Tortenstücke unabhängig von den Vorstellungen früherer Repräsentationen verspeist werden können ...

³⁶ Mit der Erfahrung der emotionalen »Schichten« kann sich das Werk in jene (nach der affektiven Wende erfolgreiche) Tradition des künstlerischen Reenactments einbetten, die statt nach einer exakten Rekonstruktion der Vergangenheit und der Geschichte nach deren somatischer und emotionaler Erfahrbarkeit strebt. (Vgl. András: Hommage an die Halbwahrheit, S. 252.)



Abb. 6: Die Tätlichkeit des sprachlichen Bildes © Szabolcs KissPál

hineindrängende Lied schafft zunächst eine indexikalische Beziehung zum Gesehenen, doch sind die als Illustrationen des Textes wirkenden schwarz-weißen Archivaufnahmen der Landschaftselemente nicht in der Lage, die im Lied besungene Schönheit hervorzurufen. Dieses Auseinanderdriften, die Diskrepanz zwischen Lied und Gesehenem wird noch augenscheinlicher, als sich das Gerüchte-Narrativ vom oben zitierten »Großen Landschwund« als Schicht über das Lied legt und sich das, was der reisende Betrachter sieht, verändert; an die Stelle der Landschaft tritt eine Abbildung (siehe Abb. 4), und der Blick ist gezwungen, diese durch die Zooms zu erfassen beziehungsweise den Bildbewegungen (siehe Abb. 5) zu folgen. In den Blick, der sich darauf einstellt, die in die Senkrechte gedrehte Abbildung zu fokussieren, gelangt eine weitere Abbildung, und als eine inverse Totale nähert sich der Anblick des Wortes *Nationalism*, bis es sich schließlich übermächtig vor dem Auge des Rezipienten aufbaut. (Abb. 7)

Das Ende des zu hörenden Liedes – »Und wie die Geige weint, es wartet auf dich ein wunderschönes Land!« – fällt mit dem übermächtigen Wort *Nationalism* zusammen; mit dem früheren betrachtenden Blick und dem Hören des Liedes entsteht im Rezipienten durch die sich bewegende Kollage des Videos hervorgerufen gewissermaßen ein emotionales und intellektuelles Schlachtfeld. Die sich aus dem Zusammenspiel von visueller und akustischer Wirkung ergebende Ambivalenz der Gewalt, deren tatsächliche Oberfläche, der Träger auf beunruhigende Weise der Zuschauer selbst wird (sein Körper, seine Sinne, seine Gedanken). Wenn man auf die Wirkung des Werkes hin die Holocaust-Tragödie des Komponisten Zsigmond Vincze und des

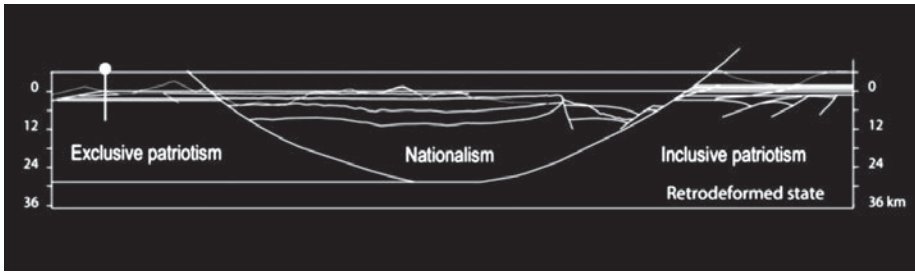


Abb. 7: Die visuelle Gewalt des sich in unser Gesicht, in unsere Augen brennenden Nationalismus
© Szabolcs KissPál

Librettisten Ernő Kulinyi mitdenkt, verstärkt die technische Gewalt, mit der sich die Aufschrift »Nationalismus« einem ins Gesicht drückt, die Verantwortung, den Dingen *ins Auge zu sehen*. Dass die Vorstellung von dem »wunderschönen Land« in der Fantasie von Künstlern entstanden ist, die Ungarn wirklich als ihr Eigen empfunden haben, doch dieses »Eigen« sie dann als Andere ausgestoßen hat ... Auf diese Weise kann das Lied in der reflexiven Kontextbildung der Doku-Fiktion zum »Befund« ausgrenzender Gewalt des jeweiligen Nationalismus werden.

Verliebte Geografie entwirrt also die emotionalen Komponenten der bewussten und unbewussten Imaginationen in den Diskursen rund um den Friedensvertrag von Trianon, kartografiert und rekontextualisiert sie. Die imaginären und atmosphärischen Komponenten werden durch mediale Übertragungen diskursiv. Das Werk veranschaulicht die Verschiebungen der zeitgenössischen und gegenwärtigen (künstlichen) Geografie sowie der (fiktiven) historischen Repräsentationen und unterstreicht die Rolle der Fantasie in den Erinnerungspraxen bezüglich kollektiver Traumata. Die Medialität der auf einen geografischen Raum projizierten Visionen und die Widersprüche der Aufeinanderschichtung werden zum Gegenstand der Reflexion und bilden eine visuelle Archäologie ideologischer Diskurse und (fiktiver) Repräsentationen. Das traumatische (in der Sprache Trianons formulierte) Bild des Zerschneidens/Zerstückerlns wird durch das Zerschneiden der Visionen des gemeinschaftlich Imaginierten in mediale Elemente und deren Neuordnung als künstlerische Diskursanalyse »wiederholt«. Zugleich kann sich die Imagination durch ihre Interaktivität auch zu einem diskursiven, poetischen und atmosphärischen intermedialen künstlichen/künstlerischen *Erinnerungsort* wandeln,³⁷ wo wir gezwungen werden, unsere eigene Identifikationspraxis zu reflektieren und sogar zuzulassen, dass uns in der diskursiven Wildnis – auf ganz unerklärliche Weise – zuweilen die Rührung ergreift.

Aus dem Ungarischen von Eva Zador

Ein vertiefendes Gespräch mit dem Künstler Szabolcs KissPál ist in diesem Heft (S. 205–215) zu lesen.

37 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main 1998.

MÓNIKA DÁNÉL, DR., arbeitet als Dozentin an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest und war von 2018 bis 2021 als Postdoc an der Universität Oslo tätig. Ihre Forschungsinteressen betreffen Gegenwartsstudien zu Osteuropa, vor allem zur ungarischen und rumänischen Literatur sowie zum Film, theoretische Aspekte der Intermedialität, des Raums und des Körpers sowie Gender Studies im postsozialistischen Kontext. Sie leitete das internationale Projekt *Space-ing Otherness. Cultural Images of Space, Contact Zones in Contemporary Hungarian and Romanian Film and Literature* (vgl.: <http://contactzones.elte.hu/>). Zwischen 2015 und 2018 bezog sie ein János-Bolyai-Forschungsstipendium der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Sie ist Mit-herausgeberin der Bände *Esemény – trauma – nyilvánosság* [Ereignis – Trauma – Öffentlichkeit] (2012) und *Tér – elmélet – kultúra. Interdiszplináris térelméleti szöveggyűjtemény* [Raum – Theorie – Kultur. Interdisziplinäres Handbuch zur Raumtheorie] (2019). Außerdem veröffentlichte sie zwei ungarische Monografien: *Áttetsző keretek: az olvasás intimitása* [Transparente Rahmen. Die Intimität des Lesens] (2013) und *Nyelv-karnevál: Magyar neoavantgárd alkotások poétikája* [Sprachkarneval. Die Poetik ungarischer Neoavantgarde-Kunstwerke] (2016).
E-Mail: d.mona7@gmail.com

**Migrating Mountains – Political Boundaries,
Medial Transformations, Symbolic Appropriation**
(Abstract)

The essay analyses Szabolcs KissPál's docu-fiction video *Amorous Geography* (2016) which is part of his exhibition project entitled *From Fake Mountains to Faith* (Hungarian Trilogy) (2013–2018). KissPál's project reflects on the cultural and ideological techniques and on the media conditions of historical and contemporary representations of space. The docu-fiction video *Amorous Geography* focuses on the rebuilding of the Transylvanian Lonely/Great Rock mountain (Egyes-kő / Piatra Singuratică) in the Budapest Zoo between 1909 and 1912. The video can be interpreted as the archaeology of layered visions projected onto geographical space (and its changing borders). Reflecting on the mediatedness and on the ideological background of the projections, the video becomes a surrogate (common) place for contradictory, non-interlocking projections, for conflicting ideological discourses, for archival footage, and fictive representations. The essay focuses on the way the video redraws and maps the emotional and atmospheric space constituted of conscious and unconscious layers and imaginations related to the Treaty of Trianon (1920) as »lost mountains syndrome«.

Rezensionen

Karin Almasy: Kanon und nationale Konsolidierung. Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918). Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2018. 434 S.

Die in Graz wirkende Klagenfurter Historikerin, Übersetzerin und Translationswissenschaftlerin Karin Almasy beschäftigte sich in den letzten Jahren in ihren wissenschaftlichen Arbeiten sehr oft mit der Frage nach der Entstehung und Verbreitung der nationalen Identifikationen wie auch der Erforschung der nationalen Differenzierung und des Nationalismus im Gebiet des heutigen Sloweniens. 2014 erschien ihre Studie *Wie aus Marburgern »Slowenen« und »Deutsche« wurden*¹ und 2017 veröffentlichte sie (auf Slowenisch) als Koautorin eine historisch-translatorische Recherche über die Rolle und Bedeutung von Schulbuchübersetzungen für die Entwicklung der slowenischen Fachtermini innerhalb verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen wie Botanik, Mathematik, Physik, Geographie oder Geschichte im 19. Jahrhundert.² Ihre bis dato umfangreichste und eingehendste Studie ist jedoch die im Weiteren besprochene, 2018 im Böhlau Verlag erschienene wissenschaftliche Monografie, in der sich Almasy ausführlich dem Kanon und der nationalen Konsolidierung im Zeitraum von der

Märzrevolution bis zum Ende des Ersten Weltkriegs widmet.

Im vorliegenden Buch wurden die überwiegend aus dem Deutschen ins Slowenische übersetzten Schullesebücher analysiert, die eine entscheidende Rolle bei der Verfestigung einer einheitlichen slowenischen Schriftsprache und einer nationalen Gruppenidentität spielten, denn sie erfuhren große Verbreitung und prägten somit ganze Generationen slowenischer Schüler und Schülerinnen. »Durch Schulbücher ist nämlich«, so Almasy, »der Werte-, Themen-, Wissens- und Literaturkanon rekonstruierbar, der zu einem gewissen Zeitpunkt in einer gewissen Gesellschaft dominant war« (S. 10). Die theoretischen Grundlagen basieren auf den Überlegungen des französischen Soziologen Pierre Bourdieu zur Kulturosoziologie, auf der translationssoziologischen Aufforderung

1 Karin Almasy: *Wie aus Marburgern »Slowenen« und »Deutsche« wurden: Ein Beispiel zur beginnenden nationalen Differenzierung in Zentraleuropa zwischen 1848 und 1861.* Graz 2014. Vgl. Petra Krambergers Rezension in: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 11 (2016) H. 2, S. 101–103.

2 Tanja Žigon, Karin Almasy und Andrej Lovšin: *Vloga in pomen prevajanja učbenikov v 19. stoletju: Kulturnozgodovinski in jezikovni vidiki* [Zur Rolle und Bedeutung der Schulbuchübersetzungen im 19. Jahrhundert: kulturhistorische und sprachwissenschaftliche Aspekte]. Ljubljana 2017.

Anthony Pym's »Study translators, then texts.« (S. 140). Da es sich aber bei den Anthologien und Übersetzungen um zwei prominente Formen des Rewritings handelt, wird auch das Rewriting-Konzept berücksichtigt, das in die Translationswissenschaft von André Lefevere eingeführt wurde. Allen voran knüpft aber die vorliegende Studie an das von Erich Prunč definierte theoretische Konzept der Translationskultur an und zeigt durch eine konkrete, zeitlich und räumlich verortete Fallstudie seine Anwendbarkeit und Relevanz für die translationsgeschichtliche Forschung.

Der Forschungsgegenstand beschränkt sich auf mehr als 40 approbierte Schullesebücher der cisleithanischen Reichshälfte, und zwar sowohl für die Mittel als auch für die Bürger- und Volksschulen. Um zu repräsentativen Aussagen zur Translationskultur im slowenischen Schullesebuch zu gelangen, untersuchte die Autorin ein Corpus aus Lesetexten aus Gymnasiallesebüchern für verschiedene Gymnasialklassen. Durch dieses diachrone Sampling konnten nicht nur alle zwischen 1848 und 1918 entstandenen Texte miteinander verglichen, sondern auch die Entwicklungslinien, die ideologische Ausrichtung und die sich verändernden Einstellungen zu Übersetzungen nachgezeichnet werden. Dieser breiten Makroanalyse folgt eine detaillierte Mikroanalyse in Form einer klassischen Übersetzungsanalyse, wobei vor allem nach den Operativnormen, wie sie Prunč für die slowenische Übersetzungskultur im 19. Jahrhundert identifiziert hat, Ausschau gehalten wird.

Darüber hinaus ist besonders hervorzuheben, dass sich die Recherche nicht nur auf die Texte, also Übersetzungen, konzentriert, denn alle Ausführungen werden zusätzlich durch in Archiven (Allgemeines Verwaltungsarchiv des Österreichischen Staatsarchivs, Archiv der Republik Slowenien, Handschrif-

tensammlung der Slowenischen Universitäts- und Nationalbibliothek und Archivsammlung des Slowenischen Schulmuseums) gesammelte historische Materialien untermauert (zum Beispiel Akten und die darin enthaltenen Gutachten aus dem Approbationsprozess der einzelnen Schulbücher). Dieses Vorgehen eröffnet einen einmaligen Einblick in die Schulbuchproduktion, in die Beweggründe des Ministeriums und der einzelnen Akteure und bietet Auskunft über die Kontroversen, Konflikte, Verbote und die Zensurierung gewisser Lesebücher beziehungsweise Inhalte.

Die Monografie gliedert sich in sieben Kapitel und ist in einem durchaus leserfreundlichen Stil verfasst. Einleitend wird das Konzept der Translationskultur umrissen und ein anschaulicher historischer Abriss über die Geschichte der deutsch-slowenischen Beziehungen wie auch Vorstellungen von Nation, Nationalität und supranationalen slawischen Ideologemen wie Illyrismus, Austroslawismus oder gar Panlawismus präsentiert. Im zweiten und dritten Kapitel werden das Schulwesen und das Schulbuchwesen der Habsburgermonarchie dargestellt, wobei die neuen Schulformen, die Modernisierung des Schulwesens, die Professionalisierung des Lehrberufes, die Frage nach der Unterrichtssprache und dem Unterrichtsgegenstand Slowenisch sowie die moderne Schulbuchproduktion nach 1848 und die Quantität der Schulbuchproduktion im Vordergrund stehen. Daraufhin werden soziologische, politische und institutionelle Hintergründe erörtert, die mit den Übersetzungen und der Herausgabe der Schullesebücher eng zusammenhängen, es werden die Autoren und Autorinnen, Übersetzer und Übersetzerinnen besprochen und ihre biographischen Angaben in die gesamte Untersuchung eingebettet. Im fünften Kapitel wird die Translationskultur im slowenischen

Schulbuch dargestellt, wobei vor allem auf die Frage zur ideologischen Steuerung der Schuljugend eingegangen wird. Anhand vieler exemplarischer Beispiele illustriert Almasy den Beitrag der Übersetzungen zu verschiedenen Bereichen wie zum Beispiel religiös-moralisch-christliche Belehrung, Vermittlung von Kaisertreue, Förderung eines nationalen Bewusstseins und Betonung einer gesamt-slawischen Verbundenheit. Schließlich wird auf Grundlage unveröffentlichter Archivmaterialien und anhand zweier Fallstudien (der Fall Schreiner und der Fall Sket; S. 343–380) ein Blick hinter die Kulissen der Schulbuchproduktion gewährt, um die ideologische Steuerung in slowenischen Lesebüchern aus der Sicht der staatlichen Behörden zu demonstrieren. Im Zentrum steht dabei das »Kesseltreiben« (S. 356) deutschnationaler Kreise gegen vermeintliche »panslawistische Agitation« (S. 342) vor und während des Ersten Weltkrieges, das schließlich das Ministerium zu Untersuchungen und Maßnahmen zwang. Im Anhang findet man eine nähere Erklärung zur Methodik und der Quellenlage, eine Liste der approbierten slowenischen Schullesebücher im Zeitraum von 1848 bis 1918 (S. 381–387), die Liste der Abkürzungen, Erklärungen zu der Provenienz der 31 Abbildungen im Buch, das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 399–432) und ein Personenregister (S. 433–434).

Zu den wichtigsten Erkenntnissen der vorliegenden Studie gehört die argumentierte Beweiskette, dass Übersetzungen, auch wenn ihnen oft nur ein sekundärer Status zugestanden wird, doch integraler und innovativer Bestandteil des slowenischen kulturellen Polysystems waren; durch sie wurden neue Wissensinhalte transportiert, Textgattungen und der standardsprachliche Wortschatz im Slowenischen bedeutend ausgebaut und der ideologische Diskurs sowohl nach innen als auch nach außen mitgeformt. Ferner

wird uns anhand der zahlreichen Beispiele wieder einmal vor Augen geführt, dass sich sprachbewusste slowenische Intellektuelle ihrer eigenen Abhängigkeit vom Deutschen bewusst waren, denn auch deren Bildungssprache war Deutsch; in diesem Zusammenhang ist die relativ hohe Zahl von »Pseudo-Originalen« zu erklären, das heißt, dass Übersetzungen aus dem Deutschen oft als Originale ausgegeben wurden. Dies galt, wie die Verfasserin feststellt, allerdings nicht für Übersetzungen aus anderen – vor allem slawischen – Sprachen, denn diese verstärkten die eigene kulturelle slowenische Identität im Bemühen um Abgrenzung vom Deutschen. Und *last but not least*: Die in der Monografie von Karin Almasy vorhandene umfassende Kontextualisierung wirft einen neuen, frischen Blick auf die komplexe Materie der slowenischen Schullesebücher im Kontext der Durchsetzung einer nationalen slowenischen Gruppenidentität und macht dabei deutlich, dass dichotome Darstellungen, die traditionellen schwarz-weißen Geschichtsbildern folgen, die komplexe Interessenslage der diversen Akteure – vom Ministerium für Kultus und Unterricht über die diversen Landesschulbehörden, einzelne Schulen und Lehrer – verkürzt beziehungsweise verfälscht zeigen.

Abschließend kann man sagen, dass es sich bei der Monografie von Karin Almasy, die an der Schnittstelle zwischen Geschichts- und Translationswissenschaft verortet ist, um eine in jeder Hinsicht sehr gut gelungene Recherche handelt. Besonders hoch anzurechnen ist der Autorin, dass sie es schafft, über Zwischenfazit oder vorgreifende Verweise den globalen Zusammenhang herzustellen, womit die Schlussfolgerungen für die Leser und Leserinnen in eingehender und transparenter Form nachvollziehbar sind. Die Monografie ist nicht nur eine Bereicherung der kulturgeschichtlichen und translationswissenschaftlichen For-

schung, sondern es werden durch sie bestimmt auch weitere interdisziplinäre und bilaterale Forschungen zwischen slowenischer und österreichischer Translations-, Geschichts- und Sprachwissenschaft angeregt.

Tanja Žigon

Delia Cotârlea: »orte / wo niemand grenzen ziehn kann«. Eine kulturwissenschaftliche Rumänienreise. Braşov: Editura Universităţii Transilvania 2020. 206 S.

Das vorliegende Buch von Delia Cotârlea umfasst die Ergebnisse ihrer kulturwissenschaftlichen Forschungen aus den letzten zehn Jahren zum Thema Raum, wobei der Schwerpunkt auf bedeutende Topografien in Rumänien und ihre literarische Darstellung gelegt wird.

Im einleitenden Kapitel bietet die Verfasserin einen umfassenden Überblick über Raumdiskurse im sozial- und literaturwissenschaftlichen Zusammenhang sowie über den *spatial turn* als transdisziplinären Paradigmenwechsel (basierend auf Edward Soja), wobei der inflationäre Gebrauch des Begriffs »Raum« bzw. dessen in den einzelnen Forschungsdisziplinen durchaus differenziertes Verständnis betont wird. Wichtige Entwicklungen der theoretischen Debatten werden dargestellt, wobei sowohl die konkrete als auch die abstrakte Dimension des Raumes in Betrachtung gezogen wird. Darauf folgend wird die historische Entwicklung der Raumkonzepte in zwei Disziplinen, der Physik und der Philosophie, unter die Lupe genommen; die Verfasserin nimmt sich vor, in großen Sprüngen die Vorstellungen über den Raum in unterschiedlichen Zeitepochen aufzuzeigen – beginnend mit der Antike (und den Raumkonzepten von Platon und Aristoteles) über die Renaissance und die Aufklärung (die Auffassungen von Raum und Zeit aus der Sicht von Giordano Bruno, Isaac Newton, Gottfried Wilhelm

Leibniz sowie die idealistische Raumauffassung von Immanuel Kant) bis hin zu Albert Einsteins Relativitätstheorie.

Selbstverständlich würde eine umfassende Darstellung der Raumauffassungen und ihrer Entwicklung im Laufe der Geschichte den Rahmen des Buches sprengen, es wäre jedoch in diesem Unterkapitel wünschenswert gewesen, wenn – da eine historische Entwicklung des Raumkonzeptes vorgenommen wurde – auch andere Epochen und Aspekte, etwa das Mittelalter und sein christliches Raumverständnis oder die Raumauffassung von René Descartes, so wie sie in *Über die Prinzipien der materiellen Dinge* dargestellt wird, in die Analyse einbezogen worden wären.

Das nächste Kapitel widmet sich dem Raum als soziologische Kategorie; hier wird aufgezeigt, welche Bedeutungen Räumen durch die darin stattfindenden sozialen Beziehungen zugeschrieben werden können. Es wird auf wesentliche Raumkonzepte in der Soziologie eingegangen und untersucht, wie Raum in gesellschaftstheoretischen Entwürfen aufgefasst wird. Wie im vorangehenden Unterkapitel folgt die Untersuchung auch diesmal der chronologischen Entwicklung der Raumkonzepte, hier jedoch aus soziologischer Perspektive. Zunächst wird der Fokus auf die frühen Theorien von Émile Durkheim und Georg Simmel gerichtet, die in ihren Studien das Verhältnis von Gesellschaft und Raum als erste thematisieren. Weiterhin werden die Raumtheorien der Nachkriegszeit unter die Lupe genommen, als Raum zunehmend ins Zentrum der kulturwissenschaftlichen Untersuchungen und Debatten rückt. Das Konzept des sozialen Raums von Pierre Bourdieu, das Modell von der »Produktion des Raumes« des Sozialtheoretikers Henri Lefebvre, Michel Foucaults raumtheoretische Überlegungen und seine »anderen Räume« (Heterotopien) werden nachfolgend skizziert.

Als dritter Teil des einleitenden Kapitels folgt eine Übersicht über die *Raumdarstellung* als Untersuchungsgegenstand in der *Literaturwissenschaft*. Die Diskussion und Gegenüberstellung der Theorien von Jürgen Petersen, Gérard Genette, Matthias Martinez, Michael Scheffel sowie Jurij Lotman werden in diesem Teil der Studie thematisiert.

Die Verfasserin des Buches, die als Dozentin für Literatur- und Kulturwissenschaften an der Kronstädter (rum. Braşov) Transilvania-Universität tätig ist, hat durch die Skizze der theoretischen Grundlagen und Konzepte der Raumforschung im einleitenden Kapitel ein weiteres (wenn auch nicht genanntes Ziel) erreicht: Es bietet den Studierenden der Germanistik eine gute Einführung in die literaturwissenschaftliche Raumforschung. Die Auswahl der hier behandelten Raumkonzepte ist relevant, wäre jedoch durch die raumtheoretischen Überlegungen von Michail Bachtin, Michel de Certeau, Gilles Deleuze und Félix Guattari zu ergänzen gewesen.

Als Fazit der theoretischen Überlegungen wird betont, dass Raumforschung *per se* pluriperspektivisch und multidimensional erfolgen soll. Dieser Auffassung folgt der zweite Teil des Buches, in dem literarische Topografien in Rumänien anhand von exemplarischen Analysen diskutiert werden. Zunächst wird die »siebenbürgische Heimat« und ihre räumliche und soziale Dimension am Beispiel rumäniendeutscher Dichtung thematisiert. Nach einer kurzen Darstellung der geschichtlichen Wende des Begriffes wird Heimat »nicht nur als soziologisches Konstrukt, sondern auch [als ein] individuelles und psychologisches« (S. 68) verstanden, und diese Sichtweise wird in den nachfolgenden Untersuchungen durchgängig im Vordergrund stehen. Vor den eigentlichen Textanalysen folgt ein Abriss der siebenbürgischen Heimatkonstrukte in der

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei der Frage nachgegangen wird, wann und unter welchen Umständen das Thema des Heimatverlustes innerhalb soziokultureller und literarischer Diskussionen an Bedeutung gewinnt. Der Fokus wird auf den sächsischen Königsboden gerichtet, der für die Siebenbürger Sachsen als Symbol für ein Gebiet des freien Menschen verstanden wird (S. 70) und der von bedeutenden Schriftstellern der Zeit (wie Erwin Wittstock) pathetisch beschworen wird. Die »fatalistische Verarbeitung der Heimatthematik« (S. 81) durch Adolf Meschendörfer, Heinrich Zillich, Erwin Neustädter und andere wird mit Textbeispielen belegt.

Der Wandel des Heimatkonzeptes beziehungsweise der siebenbürgischen Heimatkonstrukte nach dem Zweiten Weltkrieg bildet den Schwerpunkt der nachfolgenden Untersuchungen. Die ausgewählten und zur Analyse herangezogenen Gedichte stammen von Lyrikern wie Franz Hodjak, Frieder Schuller, Dieter Schlesak, Anemone Latzina, Joachim Wittstock, Carmen Elisabeth Puchianu oder Hella Bara. Als Fazit der Untersuchung hält die Verfasserin fest, dass in der rumäniendeutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts die Heimat »in ihrer sozialen Dimension weniger als Enge und Begrenzung, sondern meist als einer Bedrohung ausgesetzt empfunden« wird (S. 92).

Im nächsten Kapitel wendet sich die Verfasserin der Bedeutung des Friedhofs als reale und literarische Topografie zu und nimmt sich vor, die Komplexität und Diversität dieses Ortes anhand realer und literarischer Topografien in Rumänien zu veranschaulichen. Zunächst wird der Friedhof in seiner historischen Entwicklung betrachtet und seine kulturellen und gesellschaftlichen Funktionen werden thematisiert. Der Friedhof wird als Heterotopie im Foucaultschen Sinn, als anderer Ort, als reale Topografie, als

wirklicher und wirksamer Ort betrachtet, dem zugleich eine eigene (symbolische) Bedeutung beigemessen wird. Bei der Untersuchung der Friedhöfe in Rumänien werden – wie anfangs erwähnt – folgende Kriterien als Analyseinstrumente herangezogen: Religion beziehungsweise Konfession, Heldentum, Armut, Berühmtheit und touristisches Potenzial. Behandelt werden Friedhöfe wie etwa der Bukarester (rum. București) Bellu-Friedhof, der Kronstädter Innenstädtische Friedhof, der Hermannstädter (rum. Sibiu) Zentralfriedhof, der Schäßburger (rum. Sighișoara) Bergfriedhof, der Heitere Friedhof von Săpânța, der Friedhof des kosmopolischen Hafens Sulina. Der interkulturellen und interkonfessionellen Prägung dieser Begräbnisstätten wird dabei große Aufmerksamkeit gewidmet. Den Schwerpunkt dieses Kapitels bildet die Darstellung des Friedhofes in der Literatur, wobei zwei Erzählungen aus der rumäniendeutschen Literatur analysiert werden: *Greisenmittag* von Carmen Elisabeth Puchianu und *Der Totengräber* von Johann Lippert. Die feinfühligsten Textanalysen stellen eine der Stärken der Untersuchung dar.

Orte des Amüsements wie Gasthöfe, Gaststätten und Cafés und ihre kulturhistorische Bedeutung bilden das Thema des nächsten Kapitels. Wie Friedhöfe sind auch diese Heterotopien, Räume, die »über das konkrete Bauen hinausgehen« und eine »schwerwiegende Position im Netz der Platzierungen« (S. 130) einnehmen. Sie werden zunächst als historische und soziale Räume behandelt, als reale und literarische Topografien zugleich. Analysiert werden Mateiu I. Caragiales Roman *Die Vier vom Alten Hof* und *Patula lacht* sowie *Der Amseruf* von Carmen Elisabeth Puchianu, in denen das Kronstädter Café Krone als Kulisse der Handlung eine wichtige Rolle spielt. Derselbe Ort wird auch im Gedicht *Brașov, 2 martie 2011* [Kronstadt, 2. März 2011] von An-

drei Bodiu heraufbeschworen, das ebenfalls behandelt wird.

Das letzte Kapitel widmet sich den Topografien der Kontraste am Beispiel der rumänischen Hauptstadt. Die Verfasserin betont die Disparitäten Bukarests, die »mal zwischen Orient und Okzident, mal zwischen Traditionalismus und Modernismus, mal zwischen kommunistischer Ideologie und bürgerlicher Dekadenz« (S. 175) verortet waren. Nach der Skizzierung der topografisch-historischen Entwicklung der Stadt wird der Fokus auf das interkulturelle Bukarest und seine literarische Darstellung gerichtet: Christian Hallers Roman *Die verschluckte Musik* wird dabei zur Analyse herangezogen, in dem »Orient und Okzident, Gegenwart und Vergangenheit, individuelle und kollektive Geschichte« (S. 192) aufeinandertreffen.

Bukarest als Stadt der Kontraste in den kommunistischen Zeiten ist Gegenstand der folgenden Untersuchung: Durch die Analyse der Trilogie *Die Wissenden* von Mircea Cărtărescu sowie des Prosatextes *Tagebuch* von Petru Popescu werden die Kontraste und Dissonanzen einer in der alltäglichen Routine erstarrten entmenschlichten Großstadt präsentiert.

Die Beschäftigung mit realen topografischen, historischen, kulturellen Orten und ihre literarische Darstellung setzt Ortskenntnis, Fachwissen sowie geübten und kritisch-reflexiven Umgang mit raumtheoretischen Ansätzen voraus. Durch ihre Studie beweist die Verfasserin all das und zudem *Gewandtheit*, stilistische Sorgfalt und sprachliche Prägnanz. Die besondere Stärke des Buches besteht in seinem vorbildlichen und systematischen interdisziplinären Forschungsvorgehen. *Réka Jakabházi*

Alice Frontzek (Hg.): Liebste Janni! Briefe von Hans S. aus dem Krieg 1940–1945. Berlin: Berlin Story Verlag 2019. 302 S.

Feldpostbriefe sind eine schwierige, allerdings auch eine wichtige historische Quelle. Wie alle Egodokumente bilden sie subjektive Meinungen ab und erlauben deswegen einerseits nur individuelle Einblicke; andererseits liegt gerade darin ihr Mehrwert: Sie bieten Einsichten in die Persönlichkeit der Schreibenden, ihren Bildungshintergrund, ihr Verständnis von den Ereignissen um sie herum, in ihre Lebenswelt. Die geschichtswissenschaftliche Forschung hat ihre Relevanz seit nunmehr über zwei Jahrzehnten erkannt und verschiedentlich untersucht.

In gleichem Maße schwierig wie interessant werden die Feldpostbriefe des vorliegenden Bandes zusätzlich dadurch, dass es sich um einen SS-Mann handelt: Hans S. – der Nachname »wurde auf Wunsch von Verwandten abgekürzt« (S. 4) – war ein Siebenbürger Sachse, 1916 in Wien geboren, wo sein Vater als Soldat der Habsburgermonarchie stationiert war. Er wuchs im siebenbürgischen Wolkendorf (rum. Vulcan) und Kronstadt (rum. Braşov) auf, machte dort Abitur und absolvierte danach seinen Wehrdienst in der rumänischen Armee. Seine Liebe galt vor allem dem Sport, er war ein guter Reiter und nahm als Handballer an den Olympischen Spielen 1936 in Berlin teil. Anschließend studierte er an der Sporthochschule der Reichshauptstadt, legte sein Diplom als Sportlehrer ab und meldete sich nach der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges freiwillig zur SS. Dort diente er zunächst bei der sich elitär gebenden »Leibstandarte Adolf Hitler«.

Auf Urlaub in Berlin lernte er im Sommer 1940 Marianne Heinrich kennen. Sie verliebten sich, und er begann ihr zu schreiben, als er zurück zur Truppe musste. Zunächst war er in Metz sta-

tioniert, wo ihn seine zwischenzeitliche »Janni« für wenige Tage besuchte. Dann nahm er 1941 am »Balkanfeldzug«, anschließend am Unternehmen »Barbarossa«, dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, teil. Dazwischen wurde sein Verband in der besetzten Tschechoslowakei aufgefrischt, wo ihn Janni für weitere zehn Tage besuchen konnte. Trotz der wenigen miteinander verbrachten Zeit heirateten sie schon im Juni 1941 per Ferntrauung.

Nach etwa drei Monaten im Vernichtungskrieg im Osten Europas wurde Hans' Division in der Ukraine erneut aufgefrischt – was auch für die Heftigkeit der gerade erlebten Kämpfe sprechen dürfte –, und er durfte einige Zeit auf Urlaub. Kurz nach seiner Abreise kam sein Sohn zur Welt, den der Vater nur wenige Male sehen sollte. Er selbst schaffte die Auswahl zur Offiziersausbildung an der Junkerschule Bad Tölz, erhielt anschließend eine artilleristische Spezialausbildung und wurde dann zur neu aufgestellten SS-Freiwilligen-Gebirgs-Division »Prinz Eugen« versetzt. Hier stieg er binnen Kurzem zum Batteriechef auf und war mit ihr ab Juni 1942 bis zur deutschen Kapitulation 1945 im »Partisanenkampf« auf dem Balkan eingesetzt. Die Division war dabei an schlimmsten Kriegsverbrechen beteiligt – was im vorliegenden Band auch explizit in einem Begleittext thematisiert wird. Inwieweit Hans S. persönlich daran beteiligt war, konnte allerdings nicht eruiert werden. Dem Familiennarrativ nach sei er bereits 1941 bei Erschießungen ohnmächtig geworden (S. 103). Das mag so gewesen sein, doch dann bleibt seine Auswahl für die Junkerschule verwunderlich, wenn auch kein hinreichender gegenteiliger Beweis. Im Dunkeln bleiben auch die Ereignisse, die zu seinem Tod noch kurz nach der Kapitulation geführt haben: Wahrscheinlich wurde er von Partisanen

erschossen und hat so seine Familie in Friedenszeiten nie erlebt.

Erst nach dem Tod von Janni 2006 erhielt ihr Sohn die Briefe seines Vaters – ihre eigenen allerdings nicht, was nicht zuletzt aus wissenschaftlicher Sicht bedauerlich ist. So bleibt die Edition gewissermaßen eine One-Man-Show von Hans S., die von seiner Enkelin Alice Frontzek 2019 veröffentlicht worden ist. Für sie ist diese Herausgabe »ein Plädoyer für den Frieden, für Kriegsverweigerung, Toleranz und Nächstenliebe und dafür, dass man nicht die Einzelschicksale der Soldaten auf der Täterseite verschweigen sollte [...], dass man von ihnen erzählen muss, um zu zeigen, wie vergeudet ein vielversprechendes Potenzial ist, wenn es von der falschen Seite vereinnahmt wird« (S. 14). Sie »will nichts entschuldigen, sondern zeigen, wie wichtig es ist, sich rechtzeitig gegen Entwicklungen zu wehren, für Meinungs- und Pressfreiheit zu kämpfen, sich immer für Frieden einzusetzen, Kinder zu selbstbewussten und kritischen Menschen zu erziehen« (S. 15). Sie sieht in ihrem Großvater »Kanonenfutter« der Kriegsverantwortlichen, fanatisiert, verleitet, verblendet, auf den Holzweg geführt, zum Täter und somit zugleich zum Opfer gemacht« (S. 10). Sie kann es sich »nicht vorstellen«, dass »er mit krimineller Energie und Herzenskälte unschuldige Leben ausgelöscht« hat. Und doch kommt sie auf der Einbandrückseite zur Einsicht, dass ihr Großvater »sein Leben dieser fruchtbaren Nazi-Ideologie geopfert [hat]. Die wichtigste Botschaft dieses Buches soll die Mahnung sein, seine Seele nicht zu verkaufen – und dass im Krieg Leben auf allen Seiten sinnlos verloren gehen«.

Dazu präsentiert Frontzek die Briefe auf 214 Seiten, nach den Kriegsjahren in Kapitel geordnet. Jedes Kapitel wird dabei eingeleitet durch einen kurzen Abriss der Ereignisse rund um Hans und eine Karte zum Kriegsverlauf. Eingerahmt wird

dieser zentrale Teil des Buches durch ein Vorwort des Erfurter Historikers Reiner Prass und eine sechsseitige Einleitung der Herausgeberin sowie einen 70-seitigen Anhang. In letzterem präsentiert Frontzek einen vierseitigen Lebenslauf von Hans S., den Janni für ihren Sohn Hans-Eberhard 2006 verfasste, und eine ebenso lange Chronologie der Ereignisse in Tabellenform. Besonders erhellend für die Lesenden sind die Beiträge des Verlegers Wieland Griebel zu den Kriegsverbrechen der Division »Prinz Eugen« (S. 241–247) mit Auszügen aus den Divisionsbefehlen für die Operationen von April und Oktober 1942 sowie dessen gelungenes Nachwort. (S. 287–301) Die SS-Akte von Hans S. (S. 248–257) sowie Auszüge aus den Kriegstagebüchern des Stabes und der III. Abteilung des SS-Gebirgs-Artillerie-Regimentes »Prinz Eugen« (S. 258–281) vervollständigen das Informationspaket.

Auf diese Weise verlieren die Lesenden nicht aus den Augen, dass es sich um Kriegsjahre handelt, dass der Protagonist an Kampfhandlungen teilgenommen hat, in denen Menschen getötet wurden und selbst töteten, in denen von Deutschen und in deutschem Namen unfassbare Verbrechen begangen worden sind. Hans S. ist nicht nur rund fünf Jahre, also fast den gesamten Zweiten Weltkrieg dabei. Er dient auch in Großverbänden der SS, die an massiven Kriegsverbrechen beteiligt gewesen sind. Griebels Exkurs dazu ordnet in diesen Kontext ein und erinnert daran, dass die Waffen-SS-Angehörigen weder vor Frauen und Kindern noch Greisen haltmachten, dass sie im sogenannten Partisanenkrieg ganze Dörfer niederbrannten und regelmäßig kein Pardon kannten.

Das ist umso wesentlicher, als man beim Lesen der Briefe davon nämlich kaum etwas erfährt. Wäre nicht die permanente Trennung des Paares der Normalzustand und daher das potenziell

nächste Wiedersehen, der nächste Urlaub ein ständiges Thema, man könnte es glatt ignorieren. Manchmal scheint sogar etwas Eifersucht durch, wenn Hans seiner Janni mitteilt, dass sie nur noch mit ihm »etwas erleben« darf (S. 23) und es ihm Anfang März 1942 »viel lieber [wäre], wenn Du mit Gerd keine Freundschaft hältst« (S. 143). Darin offenbart er außerdem ein dezidiert patriarchales Frauenbild, wenn er beispielsweise von Männerfreundschaften und deren Qualität schwärmt, die »Frauen untereinander [...] nie [...] gründen [können]! Mit einem Manne, ja, aber Frau unter Frau, nie!« (S. 29), oder sein inzwischen schwangeres »blondes Mädels« (S. 101) ermahnt, vorsichtig zu sein, »wo Du unser beider Leben in Dir trägst und Deine ganze Frauenkraft darauf konzentriert auf diesen Punkt, der neues Leben leistet« (S. 78)

Und fast selbstverständlich freut er sich Ende September 1941 »außerordentlich, dass es gerade ein Junge ist. Er muss stark sein« (S. 107) Folgerichtig beschwert sich Hans S., sein Sohn würde »ewig [...] verzogen und nachher wunderlich mich, dass er kein Soldat werden will« (S. 158) Schon gar nicht kann es da angehen, dass seine Ehefrau Heimweh bekommt und wieder nach Hause will, als sie bei den Schwiegereltern im vom (Luft-)Krieg noch verschonten rumänischen Wolkendorf unterkommt: Ende August 1943 schrieb ihr Hans: »Aber der Wille einer Frau kann doch nicht allein entscheidend sein. In dieser Zeit des Krieges kann ich und will ich keine Regungen unterstützen, erst recht die meiner Frau nicht. Also, Du bleibst [...]. Die Gewohnheit ist ein großes Ding und sie ist mehr als Liebe. Gewöhne Dich an ein etwas herzloses Leben, dann wirst Du später das andere umso mehr schätzen. [...] Sonst könnten wir Männer auch einmal wollen – wehe!« (S. 200). Um nur wenige Tage später noch deutlicher zu wer-

den: »Allen Mut und Kraft nimm zusammen und halte Dich wie eine SS-Frau, nicht wie ein Waschlapfen!« (S. 201).

Doch die Briefe von Hans S. erzählen auch von Wärme seiner Janni gegenüber und seinem Sohn sowieso, aber auch gegenüber der Schwiegermutter und den eigenen Eltern, gegenüber Freunden und Kameraden. Man freut sich und leidet mit ihm, wenn er an sein »liebes Vöglein« schreibt (S. 52), wenn er stolz ist auf seine Frau, wenn er sie so oft vermisst und sich nach ihr sehnt. Seine Briefe sind davon übertoll.

Sie berichten indes auch von einem dezidierten Antisemitismus, als er beispielsweise Janni vom Kinobesuch des Filmes *Jud Süß* erzählt: Für ihn ist er »schauspielerisch wertvoll und in die heutige Zeit sehr passend, ein Propagandafilm, wie man ihn heute braucht! Vor allem für die Völker, die heute noch Vertrauen in diese Bestien haben« (S. 38). Hier bleibt kein Interpretationsspielraum, was wohl auch erklärt, weswegen in den Briefen sonst kaum vom Holocaust die Rede ist. Nach der Besetzung Ungarns durch die Wehrmacht im März 1944 fragte er seine Frau denn auch rhetorisch: »Bedauerst Du nicht die armen Juden, die werden nun auch einmal Beschäftigung bekommen?« (S. 215).

Vor allem in den ersten Kriegsjahren, als die deutschen Truppen von Sieg zu Sieg eilten, brachte er seine Überheblichkeit anderen Nationalitäten gegenüber klar zum Ausdruck. Die Wortwahl belegt dabei den überzeugten Nationalsozialisten: »Wir waren in Rumänien, in Bulgarien, in Jugoslawien und nun im Lande der einstigen Hellenen, deren Erbe aber schon ganz verblichen ist und nur noch ein rassisch minderwertiges Volk hinterlassen hat«, schrieb er Mitte April 1941 an seine Schwiegermutter: »Dieses zu besiegen ist leicht, doch hoffentlich fassen wir hier den Engländer, den wir suchen.« (S. 73). Und zeitgleich erklärte er

seiner Frau: »Es wird wohl nicht mehr zu lange dauern, dann wären wieder einige Gegner vom Tablett verschwunden. Wohin und was dann an die Reihe kommt, wissen wir kleinen Erdenbürger auch nicht. Uns ist nun schon alles gleich, wir sind für alles zu haben.« (S. 74).

Antisemitismus, Überheblichkeit, Chauvinismus und Fremdenfeindlichkeit bis zum Rassismus, die gesamte nationalsozialistische Praxis wird hier schriftlich niedergelegt. Anfang Juli 1941 meldete Hans S. zum Beispiel aus der Ukraine: »Es geht hier alles seinen normalen Lauf, auch dieses Land muss seinem Schicksal entgegengehen und sich beugen, denn Deutschland ist stärker und muss leben.« (S. 92). Der Krieg ist zu diesem Zeitpunkt bereits »Normalität« geworden und ebenso alltäglich wie der Rassismus. Schon Ende Juni 1941 schrieb Hans S. aus der nordwestlichen Ukraine, er sei nun »in einem Lande, wo kaum zivilisierte Menschen leben« (S. 90), das »unkultiviert« und »kulturlos« ist (S. 94f.). Mitte Juli wollte er deswegen wenigstens »[m]al kurz in E.[rfurt] sein, es wäre eine Abwechslung in dies jetzt so schmutzige Leben.« (S. 94). Schon zuvor hatte er sich dazu selbst versichert, »wenn man so diese kahlen Länder und die dazu passenden Häuser und Menschen betrachtet, dann muss man immer wieder stolz sein, ein Deutscher zu sein!« (S. 92f.).

Deutschsein scheint ihm ein Wert an sich gewesen zu sein. Anfang Juli 1941 warnte er seine Frau vor deren Abreise nach Rumänien, wo er immerhin aufgewachsen war: »Sei vorsichtig auf der Reise und denke daran, was ich Dir schon sagte, denn sobald Du die Grenze überschritten hast, sind andere Menschen nicht mehr Deutsche!« (S. 93) – was für ihn nicht nur gegenüber dem Osten Europas zu gelten schien: Auch aus seiner Zeit in Frankreich hatte er bereits geschrieben, die Franzosen seien ein »verweichlichtes Volk« (S. 49).

Hans S. inszeniert sich selbst indes als *richtigen Kerl*. Mitte Januar 1941 erklärte er Janni zur selbst gestellten Frage, »[w]arum [...] es gerade in der Gefahr am schönsten [ist]? Weil wir doch immer wieder den Wert des Lebens von neuem kennenlernen.« (S. 53). Und aus dem deutschen Feldzug auf dem Balkan meldete er Mitte April 1941: »Was wir bis jetzt erlebten, war Krieg, in dem wir wieder die Sieger sind, wie sollte es auch anders sein. Wir brauchen nur diese Völker anzusehen, so ist uns der Sieg schon gewiss!« (S. 70).

Von seinen ganz persönlichen Erlebnissen schreibt Hans S. dagegen nichts. Nach einer Zahn-OP im Juni 1942 wollte er zwar zeigen, »dass wir preussisches Holz sind« (S. 162), doch über seine Gefechtshandlungen verlor er nie ein Wort. Er mag die persönliche Gefahr verdrängt haben oder wollte seine Nächsten nicht ängstigen, das wäre nachvollziehbar. Nur ganz selten sind von ihm nachdenkliche Zeilen zu lesen wie Ende September 1941 im Brief an seine Mutter, dass es »[h]offentlich [...] auch dieses Mal gut vorüber [geht]« (S. 107), dass im Dezember »die Kameraden in Russland [...] was mitmachen [müssen], was bestimmt schlimmer ist als 3 Junkerschulen« (S. 122), und dass man Mitte Januar 1942 anlässlich der Mitteilung über einen gefallenen Kameraden »schon langsam [...] keine alten Kameraden mehr [hat]« (S. 132).

Überhaupt scheint ihn die Phase zwischen Spätherbst 1941 und Frühjahr 1942, die er auf Lehrgängen und daher fern der Kämpfe verbracht hat, ins Grübeln gebracht zu haben. Anfang März 1942 schrieb er Janni: »Dieses ewige Hoffen auf irgendeinen fraglichen hellen Blick ins Leben, ja, sie sind immer selbener und trotzdem hoffen wir. Einmal wird es glücken, dann wird gelebt und die Freude muss groß sein.« (S. 144). Und Mitte April 1942, nach dem Osterurlaub zu Hause und wieder auf Lehr-

gang in München, war für ihn »[e]in Traum [...] zu Ende«, wodurch er nur »sehr schwer in dieses Einerlei des Tages zurück[finde]« (S. 148).

An seinen grundlegenden Überzeugungen änderte dies offensichtlich kaum etwas, denn auch jetzt empfand er es als »das schönste Erlebnis der ganzen Führerausbildung«, Hitler Mitte Februar 1942 bei einer Rede in Berlin erlebt zu haben: »Der Führer hat zu uns gesprochen, ganz wunderbar [...]« (S. 137). Folgerichtig wünschte er sich anschließend: »Zur Frühjahrsoffensive werden wir hoffentlich dabei sein.« (S. 141) – und als es so gekommen war, behielt er seinen Enthusiasmus bei: Mitte Februar 1943 war für ihn der Kampf gegen die Partisanen in Bosnien immerhin »nicht so schlimm wie im Osten« (S. 192), und Ende Juni 1943 stellte er fest, trotz allem sei »dies Leben schön und vor allem notwendig!« (S. 202). Als er Mitte Juli 1944 in den Einsatz abrückte, schrieb er direkt davor noch: »Es ist ein pfundiges Wetter und wird schön werden.« (S. 220). Selbst noch nach der Großoffensive der Roten Armee Mitte Januar 1945 empfahl er seiner Frau, »nie die Siegeszuversicht [zu] verlieren. Wir werden siegen!« (S. 225).

Seine Frau und Familie vermisste er derweil wohl. Man dürfte nicht über die Sehnsucht nachdenken, schrieb er an sie, »sonst ist es schlimm« (S. 192), doch: »Nur nicht mutlos werden, das darf die Frau eines SS-Mannes nie!« (S. 194); seine Person »gehört jetzt den Soldaten – dem Volke« (S. 206). Am Ende starb er wahrscheinlich in diesem Glauben, vermutlich wenige Tage nach der Kapitulation. Wahrscheinlich hatte er sich, wie alle anderen noch lebenden Angehörigen seines Verbandes, noch nach Deutschland durchschlagen wollen, war von jugoslawischen Partisanen gestellt und erschossen worden.

Das vorliegende Buch ist ein weiteres Puzzlestück zur Antwort auf die Fragen,

wer die Täter waren, wie sie dazu wurden und damit umgingen. Trotzdem vom Krieg und den Verbrechen so gut wie nie die Rede ist, erfahren wir doch einiges über den Menschen Hans S., den die Lesenden als durchschnittlichen jungen Mann kennenlernen, also als einen der »Ganz normalen Männer«, die Christopher Browning bereits 1993 in dem von ihm erforschten Reserve-Polizeibataillon 101 ausgemacht hatte.¹ Inwieweit sich Hans S. mit dem Krieg oder den eigenen Taten, auch nur den Erlebnissen auseinandersetzte, erfahren die Lesenden darüber hinaus nicht. Ob er es schafft, so »normal« zu wirken oder es trotz aller Geschehnisse tatsächlich zu sein, wissen wir nicht. Beides ist dennoch eine wichtige Erkenntnis. Denn entweder hatte er dazu keinen Gesprächsbedarf oder er mochte nicht darüber reden.

Wesentlich für die Forschung ist dies allemal. Es zeigt nämlich anhand eines weiteren Beispiels, dass die Täter aus der Mitte der deutschen Gesellschaft kamen, dass es »ganz normale Deutsche« waren. Insofern verbreitert der vorliegende Band unsere Wissensbasis. Zielführend ist dabei die historisierende Einordnung von Person und Zeit. Hier wird klar gestellt, ohne zu moralisieren, und das schafft Raum für eigene Gedanken und Bewertungen. Gerade das Unspektakuläre der Inhalte ist das eigentlich Spektakuläre dieser Geschichte. Niemand musste zwangsläufig selbst ein Monster sein, um an derart Monströsem wie dem deutschen Vernichtungskrieg im Osten Europas oder dem »Partisanenkrieg« auf dem Balkan teilzuhaben. Wer allerdings der nationalsozialistischen Ideologie folgte, ihre Überzeugungen und Parolen übernahm, wie Hans S., der hat sich zur Teilhabe entschlossen. Wie exzessiv

¹ Christopher R. Browning: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen. Reinbek 1993.

diese letztendlich gewesen ist, geben die Briefe nicht preis, weil sie ausschließlich den (Ehe-)Mann präsentieren. Dies tun sie jedoch auf höchst interessante Weise.

John Zimmermann

Detlef Haberland, Magdolna Orosz (Hgg.): Region(en) von Mitteleuropa. Historische, kulturelle, sprachliche und literarische Vermittlungen. Wien: Praesens Verlag 2020. 433 S.

Vorliegender Sammelband ist in der Reihe *Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes* erschienen und fasst die Ergebnisse des 5. Kongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes zusammen, der 2017 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest organisiert wurde. Die 29 Studien basieren auf bereits bestehenden Theorien zu Mitteleuropa und Regionalität, führen diese gleichzeitig auch weiter. Sowohl bei den literatur- und kulturwissenschaftlichen als auch bei den linguistischen und didaktischen Beiträgen sind verschiedene Sprachgemeinschaften Mitteleuropas repräsentiert, was die Vielfalt der Teilnehmer und Teilnehmerinnen am MGV-Kongress in Budapest widerspiegelt.

In den Aufsätzen wird explizit auf Interpretationsmöglichkeiten des Mitteleuropa-Konstruktes eingegangen. Die Studie *Das gespaltene Mitteleuropa* von Karol Sauerland widmet sich der Analyse zahlreicher historischer Mitteleuropa-Auffassungen vom Mittelalter bis in die 1980er-Jahre. Eine ebenfalls historisch angelegte, aber ortsspezifische Studie ist Natalia Chomutskajas *Deutsche Spuren in der Geschichte der altrussischen Stadt Kolonna*, die 250-jähriges interkulturelles Wirken ehemaliger Aussiedler aus Preußen zusammenfasst.

Der Sammelband zeigt mannigfaltige Erscheinungen des Kulturtransfers auf und untersucht sie. Der Beitrag von

Zsuzsa Bognár befasst sich mit den kulturvermittelnden Bemühungen Ludwig Hatvany, der dank guter Kontakte zu Verlegern Texte bedeutender Autoren der ungarischen Moderne an die deutschsprachige Öffentlichkeit brachte und 1910 an der Organisation einer Ausstellung ungarischer Künstler in Berlin beteiligt war. Seine Kooperation mit Paul Cassirer wird an zahlreichen Beispielen verfolgt, wobei neben Harvany's kulturvermittelnder Tätigkeit auch seine nicht ungarnspezifischen Veröffentlichungen – vor allem Literaturkritiken – besprochen werden, die im Rahmen der literaturgeschichtlichen Forschungen zu seinem Werk noch nicht untersucht worden sind.

Dieselbe literaturhistorische Epoche behandelt Sigurd Paul Scheichl, der anhand seiner Forschungen zur Wiener Literaturszene des frühen 20. Jahrhunderts feststellt, dass der literarische Austausch in der k.-u.-k.-Monarchie einseitig war und die Literaturen der Nachbarvölker in Wien kaum beachtet wurden. Zum Schluss bemerkt aber der Autor, dass die vermeintliche Nicht-Rezeption, deren Hypothese er aufgestellt hat, genauer untersucht werden sollte.

Viele der Beiträge zeigen interkulturelle Beziehungen und Erscheinungen wie Kulturtransfer in ihrer Partikularität durch lokalbezogene Forschungen. Manche widmen sich unerforschten Facetten des kulturellen Lebens in den mitteleuropäischen Regionen, indem sie versuchen, dem deutschsprachigen Publikum kulturelle Produkte zu vermitteln oder Werke deutschsprachiger Autoren anderen Sprachgemeinschaften durch literarische Übersetzung zugänglich zu machen. Ein Beispiel für Letzteres ist der Beitrag von Delia Eşian zur Übertragung von Goethes *Faust* durch den Dichter, Übersetzer und Philosophen Lucian Blaga. Eşian untersucht unter anderem, wie die Ästhetik des verbotenen lyrischen, dramatischen und philosophischen Werkes Bla-

gas auf die Übersetzung Einfluss nahm. Dadurch gewinne die Übertragung von Goethes Werk zusätzlich an Bedeutung, denn sie habe die Möglichkeit der geistigen Freiheit gegenüber der repressiven politischen Macht geboten.

Detlef Haberland interpretiert Henry Benraths 1932 veröffentlichten Roman *Ball auf Schloss Kobolnow*, dessen Handlung in einem imaginären Ostpreußen spielt. In der peripher verorteten Zeitkritik werde die Region zu einem »diskursiv-politische[n] Experimentierfeld« (S. 53).

Die kulturwissenschaftliche Perspektive führt dazu, dass beliebte Klischees der Interpretationen literarischer Werke hinterfragt werden, wobei neue Interpretationspotenziale entstehen und belastete Begriffe neu definiert oder differenziert betrachtet werden. So stellt Christian Luckscheiter in seinem Beitrag zum Ort von Andrej Stasiuks Prosa die klassische Dichotomie Osten/Westen in den bisherigen Interpretationen des Werkes in Frage und betont stattdessen die Bedeutung(en) der Zwischenräume.

Ein ebenfalls problematisches Konzept reflektiert Gábor Kerekes, der in seiner Studie das Motiv der Heimat in der modernen ungarndeutschen Literatur untersucht; dabei geht er von der 1974 veröffentlichten Anthologie *Tiefe Wurzeln* aus und geht bis zu den Texten der 1990er-Jahre, in denen das Motiv der Heimat weniger explizit, aber öfters kritisch hinterfragt werde. In diesem und anderen, ähnlich angelegten Beiträgen erkennt man die Schwierigkeit der Abgrenzung des Textkorpus anhand geografischer, sprachlicher oder aber biografischer Maßstäbe. So bezieht sich hier »ungarndeutsche Literatur« auf »in deutscher Sprache verfasste Werke von in Ungarn aufgewachsenen, sozialisierten Autorinnen und Autoren [...], die sich selbst als Ungarndeutsche definieren und dazu bekennen« (S. 67). Welche Schwierigkeiten eine solche Klassifizierung mit sich bringt, aber auch welche neuen Perspektiven eine für die Forschung nötige Differenzierung eröffnen kann, zeigt Gabriella Rác in ihrer Arbeit zu Franz Liszt, in der unter anderem nach Universalismus vs. Nationalismus in Liszts Werk gefragt wird. Liszt steht aber vor allem als fiktionale Figur im Mittelpunkt der Interpretation von Markus Imbissweilers Roman *Die Erstürmung des Himmels. Franz Liszt auf Nonnenwerth*, der Liszts musikalische Interpretation von Raffais Gemälde *Die Verzückung der Heiligen Cäcilia* literarisch bearbeitet. Das Werk wird als »Dialog der Künste« analysiert, mit Einbeziehung weitgefaster (kunst)historischer Kontexte und intermedialer Transferprozesse (S. 117).

Ebenfalls über zeitgenössische Literatur schreibt Imre Kurdi in seiner Analyse zu Katja Petrowskajas Werk *Vielleicht Esther. Geschichten*, das er als Bestandteil deutscher und mitteleuropäischer Erinnerungskultur versteht; er plädiert für die Betrachtung literarischer Texte als Gestaltungsform erinnerungskultureller Diskurse.

Untersuchungen zu Dialekten in literarischen Texten sind die Beiträge von Henriett Lindner und László V. Szabó. Lindner bietet eine Lesart zu Alfred Döblins früher Erzählung *Ermordung einer Butterblume* unter Einbeziehung der Blumen- und Symbolsprache im Kontext folkloristischer Traditionen. László V. Szabó analysiert die poetische Rolle des märkisch-brandenburgischen Dialekts in Theodor Fontanes Roman *Der Stechlin*, dessen Anwendung er als Zeichen sprachlich-kultureller Regionalität interpretiert, eine Art poetischer Topografie, die der Autor des Beitrags auch historisch kontextualisiert.

Die sprachwissenschaftlichen Beiträge rücken unterschiedliche, regionspezifische Themen in den Vordergrund wie kulturell markierte Lexik aus den russi-

schen Linguokulturologie-Forschungen, Eigennamen im Kontext der konfessionellen Identitätsprägung oder lexikografische Traditionen des deutschen und ungarischen Sprachraums. Sigrid Haldenwang untersucht Beispiele für Lehnwörter und ihre Bedeutungen aus dem *Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch*, Anna Vargyas schreibt über das Rezipientenpassiv in hessischen Dialekten. Veronica Câmpian geht der Rolle der deutschsprachigen Presse in Rumänien in der Gestaltung der kulturellen Identität der Minderheit nach, und Agnese Dubova untersucht den Einfluss der deutschen Sprache auf die lettische Wissenschaftssprache der Zwischenkriegszeit.

Unter den Beiträgen finden wir auch weiter gefasste Fragestellungen, zum Beispiel zur phraseologischen Gebundenheit im Englischen und im Deutschen oder zur Epistemik sowie Faktizität in der Grammatikforschung und in der diskursorientierten Linguistik, ebenso zur arealen Sprachkonvergenz in Mitteleuropa.

Im dritten Teil, *Didaktik*, berichten Blaženka Filipan-Žignić und Mateja Mareković über eine spannende Untersuchung, die sie bei Siebenjährigen in Kroatien zu deren Verständnis von Germanismen durchgeführt haben. Katica Sobo und Sonja Eterović stellen einen Mangel der Regiolekte in Grundschul-lehrwerken und im Unterricht fest sowie eine plan- und regellose Vertretung der Soziolekte, Funktiolekte und Mediolekte im Gegensatz zur bundesdeutschen Standardsprache.

Cornelia Pătru fragt nach Möglichkeiten der Miteinbeziehung Studierender unterschiedlicher Sprachniveaus und präsentiert Praxisbeispiele zur Förderung der Sprachkenntnisse durch kooperative und kollaborative Methoden. Khrystyna Dyakiv bietet Anhaltspunkte für die erfolgreiche Vermittlung von landeskundlichen Besonderheiten anhand der

Analyse kommunikativer Misserfolge. Erika Kegyes untersucht Tendenzen des Wirtschaftsdeutsch-Unterrichts, indem sie Internationalismen und Regionalismen in traditionellen und Online-Wörterbüchern sowie in Lehrwerken und in der Unterrichtspraxis erforscht.

In den Aufsätzen zeigt sich das Engagement der beitragenden Germanisten, neueste Ergebnisse der Forschung in den Unterrichtsprozess einzubringen sowie didaktische Fragestellungen zu historischen Hintergründen und kulturwissenschaftlichen Annäherungsweisen zu formulieren.

Durch diesen Kongressband des Mitteleuropäischen Germanistenverbands wird die Germanistik als Disziplin gestärkt, indem kulturwissenschaftliche Fragestellungen gefördert und weiße Flecken in der Forschung sichtbar gemacht werden. Es wird deutlich, dass Mitteleuropa nicht nur ein geografischer Raum mit vielen Transfererscheinungen ist, sondern auch ein Konstrukt, dessen Deutungsunterschiede bewusst und konstant reflektiert werden.

Noémi Hegyi

Erika Hammer: Monströse Ordnungen und die Poetik der Liminalität. Terézia Moras Romantrilogie »Der einzige Mann auf dem Kontinent«, »Das Ungeheuer« und »Auf dem Seil«. Bielefeld: transcript Verlag 2020. 379 S.

Mit dem Roman *Auf dem Seil* (2019) hat Terézia Mora ihre Trilogie um die Figur von Darius Kopp zum Abschluss gebracht, die sie zehn Jahre zuvor mit der Niederschrift des Romans *Der einzige Mann auf dem Kontinent* begonnen hatte. Die Monografie von Erika Hammer ist eine tiefgreifende und umfangreiche Studie, in der Moras Trilogie unter den zentralen Aspekten des Monströsen und der Liminalität untersucht wird. Diese Kategorien verbinden in der Auffassung

der Autorin auch Fragen nach Grenzziehung und Grenzüberschreitung, Ordnung und Norm, Inklusion und Exklusion sowie Probleme der Narration und Intermedialität.

Die so konturierten philosophischen und kulturtheoretischen Grundlagen und Zielsetzungen am Anfang der Studie sind jedoch im Vergleich zu den nachfolgenden Ausführungen bescheiden formuliert, denn Hammer bleibt nicht nur bei dem umrissenen Forschungsgegenstand, sondern erweitert jedes Kapitel um neue theoretische Ansätze, wobei sich interessante Verknüpfungen ergeben. Dies entspricht einem methodologischen Vorgehen, das zuerst ein abstraktes Schema erarbeitet und die eigentliche Textanalyse anschließt. So demonstriert die Autorin, wie unterschiedliche Ansätze unter einem Aspekt zusammengefasst werden können, doch diese Vorgehensweise hat auch eine Kehrseite, denn bei diesem Umfang von hochkomplexen theoretischen Thesen kommt die eigentliche Textanalyse an manchen Stellen fast zu kurz. Ebenso sind gewisse Wiederholungen nicht zu vermeiden.

Im ersten Kapitel betrachtet die Autorin die Konzeptualisierungen von Grenze als zentrale Analyse-kategorie. Damit hängen Hammer zufolge das Fremde als das Andere der jeweiligen Ordnung, laut Bernhard Waldenfels' Fremdheitstheorien, und die Unterminierung von dichotomischen Denkstrukturen und festen Identitätskonzepten eng zusammen. Die Verfasserin unterstreicht den Setzungscharakter von Ordnung und Norm und formuliert als weiteres Forschungsziel die Erläuterung der unterschiedlichen Facetten des Begriffs Grenze auf inhaltlich-motivischer, narratologischer und medialer Ebene in Moras Trilogie.

Im zweiten theoretischen Kapitel erläutert Hammer die titelgebenden Begriffe ihrer Untersuchung: Liminalität und Monströsität. Sie bezieht sich auf

anthropologische und ethnologische Konzepte von Victor Turner und auf die Studie über die Übergangsriten von Arnold van Gennep, um Stufen des Übergangs wie Bruch, Transformation und Reintegration in Turners Modell gesellschaftlicher Dynamiken zu erläutern. Die Etappe der Bewältigung, von Turner Liminalität genannt, in der Schwellenfiguren in einem Schwellenraum agieren und räumliche und zeitliche Übergänge stark ritualisiert sind, fordert das Forschungsinteresse der Verfasserin besonders heraus. Noch geeigneter für die Untersuchung von Übergängen in posttraditionalen Gesellschaften findet Hammer das weiter entwickelte Konzept der Liminalität des Soziologen Árpád Szokolczai, weil es ein transdisziplinäres Herangehen ermöglicht und erfolgreich auch bei literaturwissenschaftlichen Studien angewendet werden kann. Eng damit zusammen hängt die Figur des Monströsen, die Erika Hammer in Bezug auf Achim Geisenhanslüke, Rasmus Overthun und Michael Toggweiler als paradigmatische Schwellenfigur, als »das Monster des diffus Ungreifbaren« (S. 28) beschreibt, das die Dekonstruktion und Abweichung von Verhaltensnormen und ästhetisch-kulturellen Konzepten beinhalten könnte.

Aus einer sprachkritischen und sprachreflexiven Perspektive befasst sich die Verfasserin im dritten Kapitel mit sprachlichen Monstrositäten, mit der Zerstörung fester Sprachstrukturen und mit der dadurch entstehenden semantischen Unschärfe, die für Sprachverwirrung sorgt und traditionelle Sprach- und Kulturcodes unterminiert. Hammer verzichtet auf eine biografische Lesart, die Moras Sprachsubversionen auf ihren Migrationshintergrund und auf interkulturelle Literatur zurückführt. In der Inszenierung von Multilingualität sieht die Verfasserin eine Ablehnung von Essentialisierung von Kultur, gleichzeitig

demonstrierte Mehrsprachigkeit die Performativität sprachlicher Äußerungen und damit die Dezentrierung des Subjekts. In diesem Sinne fungieren Hammer zufolge in Moras Texten die Figuren von Dolmetschern und Sprachlehrern als Personifizierungen von Schwelle und Liminalität, als »Inszenierung dessen, dass das Ich sich sprachlich entgleitet« (S. 61).

Die nachfolgenden Kapitel befassen sich chronologisch mit den Romanen von Moras Trilogie, wobei der Analyse von *Der einzige Mann auf dem Kontinent* ein großer theoretischer Exkurs über Raum und »die Infiltrationen von Raum und Subjekt« (S. 84) vorangestellt wird. Dabei fällt das Hauptaugenmerk auf Nicht-Orte »der Einsamkeit und der Entleerung der Individualität« (S. 96) im Sinne von Marc Augé. Als Grund für die Entortung von Darius Kopp sieht Hammer auch die Loslösung von der Zeit, die eng mit den neuen Medien und daher mit neuen Berufen und Arbeitsweisen zusammenhängt. Die Verfasserin untersucht scharfsinnig Moras narrative Darstellungen von ökonomischen Themen, exemplifiziert durch das Arbeitsleben von Darius Kopp. Diesem Arbeitsmodus bescheinigt Hammer eine ständige Liminalität und Instabilität, verursacht durch postfordistische Anforderungen an das arbeitende Subjekt. Sie untersucht auch die Beziehungen zwischen Literatur und Wirtschaft und bescheinigt den Texten von Mora eine ökonomische Poetik, da sie »die ökonomische Kultur, deren Teil sie sind, exponieren, beeinflussen, verbreiten und kritisieren« (S. 144). Hammer zufolge weisen neue ökonomische Phänomene enge Korrespondenzen zur Narration auf: Linearität sei von kaleidoskopischen Strukturen aufgelöst und tradierte literarische Formen seien von Grenzauflösung und liminalen Mustern geprägt.

Allen Teilen der Trilogie attestiert Erika Hammer ein Krisennarrativ. Besonders auffällig ist dies im Roman *Das*

Ungebeuer, in dem Darius Kopp arbeitslos ist und um seine verstorbene Frau Flora trauert. Für Hammer bietet der Roman die offensichtlichsten Beispiele für Grenzüberschreitungen und für das dauerhafte Verbleiben in einem Schwellenzustand. Mit den Konzepten von Turner und Waldenfels deutet Hammer Phänomene der Reise als Übergang und als Begegnung mit dem Fremden, Figurationen der Gastlichkeit als Schwellenraum zwischen Gast und Gastgeber und bescheinigt Mora eine »viatorische« (S. 170) Prosa. Besonders aufschlussreich sind Hammers Beobachtungen über Grenzbereiche wie Rausch, Traum und Wahn, die sie als zentrale Reflexionsfiguren des Romans bestimmt. Umfangreiche Teile der Studie sind der weiblichen Figur Flora gewidmet, deren Lebensgeschichte eine Erzählung des Schmerzes ist. Flora versucht, ihre Vergangenheit und Gegenwart durch Verschriftlichung, durch tagebuchartige Aufzeichnungen in elektronischen Dateien festzuhalten, wodurch dem Leser die Grenze zwischen dem Sagbaren und Unsagbaren des Erlebten vor Augen geführt wird. Gleichzeitig verwandelt sich der von Flora verfasste Text in ein Monster, da er Sprachordnungen zerstört und sich im Grenzenlosen auflöst. Hammer befasst sich auch mit den grafischen Besonderheiten des Romans und deutet die schwarze Linie, die die Textpassagen auf jeder Buchseite im *Ungebeuer* in ein Oben und Unten teilt (Flora ist dem unteren Bereich zugeordnet), als »metapoetische Selbstreflexion« (S. 183) und als Verweis auf Textzugriffe aus dem Bereich der digitalen Medien. So liest Hammer *Das Ungebeuer* als eine Manifestation von Intermedialität, denn »es imitiert zwischen zwei Buchdeckeln und durch die Schrift elektromagnetische Lese- und Schreibsysteme« (S. 264).

Floras Aufzeichnungen sind heterogen und chaotisch, Anfang und Ende

sind austauschbar, was Hammer als Auflösung und Verzerrung von Ordnungen und Textmonstrosität liest. Dies geschieht auch durch unterschiedliche intertextuelle Verweise, unter denen dem Bezug auf László Némeths Roman *Iszony* [Ekel] und Marlen Haushofers *Die Wand* eine besondere Rolle zukommt: Hammer verweist auf die Strukturhomologie der Figurenkonstellationen in den Romanen von Németh und Mora, jedoch auch auf Kollisionen und Bedeutungsverschiebungen, die sich aus der Intertextualität ergeben. Zu einer Mehrfachkodierung und Unterminierung der Gattung Robinsonade kommt es im *Ungebeuer* bei der Lektüre von *Die Wand*, wobei sich »ein Doppel von Verweis und Destruktion in einem ergibt« (S. 243).

In der Analyse des letzten Teils der Trilogie – *Auf dem Seil* – untersucht Hammer Konstellationen einer möglichen Normalisierung des Lebens des »ewigen Touristen« Darius Kopp, die sich jedoch als trügerisch erweist: Kopp fühlt sich in Sizilien zu Hause und arbeitet in einer Pizzeria. Doch auch da lebt er »auf dem Seil« über einem Abgrund: Der Ort befindet sich in der Nähe des Vulkans Ätna, der als Chiffre des Wandels und der Kontingenz gelesen wird. Auch im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen findet die Wiedereingliederung nicht statt: Familie und Verwandtschaft werden von Partnerschaften und unverbindlichen Bekanntschaften abgelöst. Zum Symbol der Unbehaustheit werden die Sofas, die nur ein wechselndes, unstetes Zuhause bieten.

Das letzte Kapitel, das ein ausführliches Fazit darstellt, befasst sich noch einmal mit dem triadischen Modell von van Gennep und Turner und ordnet die drei Romane den drei Phasen dieses Modells zu: *Der einzige Mann auf dem Kontinent* veranschaulicht eine scheinbare Ordnung, die durch die sich anbahnende Arbeitslosigkeit und den Tod Floras endgültig

zerstört wird. Im *Ungebeuer* befindet sich Kopp in einem schmerzhaften Schwellenzustand, bevor es in *Auf dem Seil* zu einer vermeintlichen Wiedereingliederung kommt. Hammer betont jedoch, dass sich Mora nicht so sehr für die Übergänge im Leben interessiert, sondern »vielmehr für narrative Konzepte, die diese Übergänge modellieren« (S. 333).

Hammers Monografie ist eine anspruchsvolle literaturwissenschaftliche Studie, die eine komplexe philosophische Grundlage mit feinsinnigen literarischen Textanalysen verbindet. Somit demonstriert sie *par excellence* die kulturwissenschaftliche Wende in der Germanistik und ist mit ihren fundierten Interpretationen des Liminalen und Monströsen auch anderen Forschern und Mora-Kennern zu empfehlen.

Svetlana Arnaudova

Mariana Hausleitner: Selbstbehauptung gegen staatliche Zwangsmaßnahmen. Juden und Deutsche in Rumänien seit 1830. Berlin: Frank & Timme 2020. 338 S.

Das neueste Buch der Historikerin Mariana Hausleitner schöpft offensichtlich aus einer ganzen Reihe ihrer langjährigen Forschungen im Bereich der rumänischen und südosteuropäischen Geschichte, von denen manche wichtige Beiträge zu Themen bilden, die aus verschiedenen Gründen in Rumänien bis weit in die 1990er-Jahre eher am Rande behandelt wurden. Als Meilenstein für den Versuch, eine Typologie des staatlichen Verhaltens gegenüber den Minderheiten nach der territorialen Erweiterung Rumäniens infolge des Ersten Weltkriegs festzulegen, galt die 2001 (bei Oldenbourg in München) veröffentlichte Habilitationsschrift *Die Rumänisierung der Bukowina*: eine umfangreiche Studie des aus heutiger Sicht problematischen Integrationsprozesses des ehemaligen

habsburgischen Kronlandes in Großrumänien, der mit den Ereignissen der Jahre 1940–1944 katastrophal endete. Seitdem konnte die Autorin ihren Ruf, in ihren Ausführungen immer »Klartext zu reden«, das heißt die Fakten und die Zusammenhänge, so unbequem für jedwelche ideologische Nachinterpretationen sie auch seien, ohne opportunistische Vorbehalte darzustellen, weiter stärken. Ein gutes Beispiel dafür bietet ihr Buch über die Umsiedlungsaktion der Deutschen aus der Nord- und Südbukowina ins Dritte Reich (*»Viel Mischmasch mitgenommen«*. *Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940*, Berlin 2018), wodurch die politische Indoktrinierung »auslandsdeutscher« Gruppen zugunsten egoistischer Kriegspläne des Hitler-Regimes instrumentalisiert wurde, mit der Folge eines riesigen Dramas auf kollektiver und individueller Ebene; das wissenschaftlich tadellose Buch hat der Faktenverschleierung durch die verzerrte, von den Funktionären der Landsmannschaften in die Welt gebrachte Version der ganzen Geschichte ein definitives Ende gesetzt. Ebenso deutlich im Diskurs und dokumentarisch überzeugend wurden von der Autorin auch die Schicksale der deutschstämmigen und jüdischen Bewohner Bessarabiens (*Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens*, München 2005) oder der schwäbischen Kolonisten und ihrer Nachkommen im Banat (*Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat*, Stuttgart 2014) rekonstruiert.

Diesmal widmet sich Mariana Hausleitner einer sowohl langen als auch komplizierten Zeitspanne in der modernen Existenz staatlicher Gebilde mit ausdrücklich beanspruchter rumänischer »Identität«: von 1830 bis 1859 in Bezug auf die Donaufürstentümer Moldau und Walachei und danach bis zum Ende des Ersten Weltkrieges auf

das aus deren Vereinigung resultierende »Altreich« (offiziell Königreich erst seit 1881), 1918–1940 auf das sogenannte, aufgrund der Anschlüsse Bessarabiens, der Bukowina, Siebenbürgens und des Banats entstandene, Großrumänien mit all den nachfolgenden Vorkommnissen bis 1947, schließlich auf die kommunistische und postkommunistische Republik. Der Spiegel, vor dem diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit betrieben wird und in dessen Perspektive ihre Eigenartigkeit liegt, ist jener der parallelen Schicksalsprüfung zweier Bevölkerungsgemeinschaften, die eng an der Gestaltung moderner Entwicklungen in diesem geografischen Raum beteiligt waren und gleichzeitig von ihren Missbildungen fatal betroffen wurden. Die Assoziierung der in der Gegend zusammen mit Rumänen, Ungarn, Ukrainern usw. lebenden Juden und Deutschen ist keinesfalls zufällig, denn die Vergleichbarkeit ihres wechselhaften Verhältnisses zu den hiesigen Staatsstrukturen lässt sich auch mit einer gesonderten, in den lokalen Zuständen tief eingebetteten Historie ihrer gegenseitigen, von Kontakt und Konflikt gezeichneten Beziehung ergänzen. Darüber wurde allerdings schon geforscht und veröffentlicht: siehe das wertvolle Buch von Hildrun Glass *Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938)*, München 1996, sowie auch den oben erwähnten Titel von Mariana Hausleitner in Bezug auf Bessarabien. Der gemeinsame Nenner der »Selbstbehauptung gegen staatliche Zwangsmaßnahmen«, der laut Titel die konfrontative Begegnung zwischen einer jungen, an der Kreuzung verschiedener Interessen situierten Staatsmacht, die gewillt war, sich mit allen Mitteln durchzusetzen, und festen, in ihren identitären Bekenntnissen wesentlich unterschiedlichen, jedoch in ihrem Widerstand gegenüber einer konstanten Homogenisierungspolitik ähnlich reaktiven Alteri-

täten, verweist letztendlich auch auf ein Scheitern: Heute bilden die Juden und die Deutschen zahlenmäßig irrelevante Minderheiten in Rumänien, nachdem jenseits der direkten Folgen des Zweiten Weltkriegs ihre Umsiedlung nach Israel und Deutschland jahrzehntelang im (finanziellen) Einvernehmen mit dem kommunistischen, sozial und national homogenisierend wirkenden Regime in Bukarest mit Erfolg durchgeführt wurde. In dem Sinne wird die doppelgleisige Beschäftigung mit dem Geschehen, das dazu geführt hatte, zu einer Art Lackmuestest für ein im Laufe des gräuelfhaften 20. Jahrhunderts fortlaufend raffinierter werdendes Verhaltensmuster national gefärbter (in diesem Fall rumänischer) Politik in Europa – und nicht nur.

Mariana Hausleitner versteht offensichtlich ihr diesmaliges Vorhaben, das nach eigenen Angaben auf »sieben vorangegangenen Büchern« fußt, vorwiegend im Hinblick auf ein deutsches Publikum, das eigentlich nicht in die Verwicklungen der rumänischen Geschichte letzter Jahrhunderte eingeweiht ist. Auch deswegen bemüht sich die Autorin, stets den allgemeinen Rahmen zu berücksichtigen, in den die gruppenbezogenen Zeitläufe faktisch eingegliedert sind – übrigens ein methodologisches Signal für die konzeptionelle Einstellung, laut der die Historiografie die Wege ersuchen und finden muss, die Illusion separater, national (oder konfessionell) existenter ›Lebenswelten‹ zu überwinden und somit die entsprechende diachrone Projektion in ihren zahlreichen und komplexen Verflechtungen darzustellen. Die Einteilung der Materie kann ebenso als Reflex dieser effektplanenden Zielsetzung angesehen werden: Von dem etwa 300 Seiten starken Band wird eine Hälfte (150 Seiten) der zeitlich näheren und von vielen Lesern noch erlebten Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg gewidmet, in der sich gerade das endgültige Ab-

schmelzen der zwei Sprach-, Kultur- und letztendlich Schicksalsgemeinschaften der auf dem rumänischen Territorium lebenden Juden beziehungsweise Deutschen abgespielt hatte. Die Gewichte der historischen Rekonstruktion liegen unterschiedlich, je nachdem wie die kollektive Präsenz der als »fremd« wahrgenommenen Menschen von den staatlichen Institutionen zum sozialen und politischen Problem des Gemeinwesens registriert und erklärt wurde. So steht die jüdische »Frage« erstmal im Mittelpunkt, denn die wachsende Anwesenheit der Juden im städtischen und ländlichen Umfeld (besonders in der Moldau) Mitte des 19. Jahrhunderts wurde zu einem sehr früh internationalisierten Konfliktherd, während die bis zum Ersten Weltkrieg zahlenmäßig wenigen Deutschen nur gelegentlich – positiv oder negativ, jedenfalls in Verbindung mit der Einsetzung 1866 der Dynastie von Hohenzollern-Sigmaringen – auffallen. Sie kommen erst nach 1918 in Betracht, als parallel zum Zuwachs der deutschsprachigen Bevölkerung innerhalb der neuen Staatsgrenzen Rumäniens auch ihre ökonomische und politische Bedeutung rasant steigt. Sonst werden die Zeitabschnitte in der Behandlung des Stoffes erwartungsgemäß bestimmt: ein großer Bogen von 1830 bis 1918 (ungefähr 50 Seiten) wie auch eine klar differenzierte Einteilung der Zwischenkriegszeit am Schwellenjahr 1933, das nicht nur bei Juden und Deutschen, sondern in die ganze rumänische Gesellschaft sich nachhaltig durch die brutalen Konsequenzen der politischen und militärischen Umwälzungen nach 1940 einprägte – darunter die vom Staat gelenkte Judenverfolgung und -vernichtung beziehungsweise die volle Zwangseingliederung der Deutschen in das NS-kontrollierte System der »Volksgruppe«, gefolgt von ihrer kollektiven Entrechtung in den ersten Nachkriegsjahren.

Die Autorin besitzt die bewundernswerte Gabe, eine riesige Anzahl von Daten und Fakten »erzählerisch« synthetisieren zu können, mit anderen Worten auch triftige Kausalitätsketten glaubwürdig zu entwerfen. Auch wenn dabei das Risiko der Komplexitätsreduktion besteht, kann der Gewinn an Transparenz den Nachvollzug historischer Prozesse seitens heutiger Leser nur fördern und erleichtern. So werden etwa die langfristigen sozialen Auswirkungen momentaner und konjunktureller politischer Entscheidungen wie jene hervorgehoben, die 1866 zur Durchsetzung des berühmten Artikels 7 in der neuen rumänischen Verfassung führten, laut dem die Nicht-Christen (vor allem die Juden) von der Erlangung der Staatsbürgerschaft ausgeschlossen wurden: Das Nachgeben der »Verfassungsväter« vor dem Druck gelegentlicher, mit antijudaistischen Klischees behafteter Proteste radikaler Agitatoren, das sich dann doktrinär in dem national-liberalen Projekt der Schaffung und Unterstützung eines vorsätzlich rumänisch-nationalen Mittelstandes untermauern ließ, schwächte auf lange Sicht die Fähigkeit der bürgerlichen Kräfte, zu denen das urbane Judentum »Altrumäniens« jedoch objektiv gehörte, eine strukturelle Modernisierung des Landes in allen Bereichen richtig anzupacken, mit entsprechend nachteiligen Folgen in der Wirtschaft und in der Gesellschaft. Ebenso einleuchtend wird – um ein anderes treffendes Beispiel zu nennen – der zeitweilige Erfolg der national-kommunistischen Wende in der rumänischen Politik dargestellt, die Anfang der 1960er-Jahre initiiert wurde und in den aberrierenden Überspitzungen des letzten Jahrzehnts vor 1989 gipfelte: Die Tatsache, dass laut Autorin jene »aus der Bauernschaft aufgestiegenen Schichten«, die, wie Nicolae Ceaușescu selbst, den Marxismus »nur aus den kurzen Lehrgängen mit den Schriften von Stalin«

kannten, über keine Praxiserfahrung inhaltlicher Debatten über ideologische Richtlinien verfügten, soll den Weg für die offizielle Uminterpretation der rumänischen Geschichte im Sinne der Aufwertung eines vermeintlichen »sozialistischen Patriotismus« (anstelle der bisher heraufbeschworenen »Klassenkämpfe«) geebnet haben – der symbolische Kurs der wirtschaftlichen und politischen Abgrenzung von der Sowjetunion sollte aber nicht nur eine neue Legitimierung des Regimes, sondern auch ausgerechnet desselben Machtapparats erlangen, der nach 1948 kontinuierlich die Kommunistische Partei und den Staat kontrollierte.

Mariana Hausleitner pflegt durchgehend diesen nüchtern-kritischen Blick, der ihr einerseits erlaubt, die richtigen Dimensionen von vielen in der »nationalen« Geschichtsschreibung propagandistisch aufgebauchten Ereignissen (wie etwa die »Revolution« in der Walachei des Jahres 1821, in der sie lediglich einen antiosmanischen »Aufstand« einiger Griechen aus Odessa sieht) »entzaubernd« wieder herzustellen, und sich andererseits verzwickten und manchmal »delikat« Angelegenheiten im Ablauf der Vorgänge souverän anzunähern. Sie dokumentiert beispielsweise sehr genau die Auseinandersetzungen um eine eventuelle Umsiedlung/Vertreibung aller Deutschen aus Rumänien, die nach dem Umsturz des Antonescu-Regimes und dem Eintritt Rumäniens an der Seite der Alliierten in den Krieg gegen Deutschland in den hohen politischen Kreisen in Bukarest stattfanden: Die Befürworter einer solchen Maßnahme, für die verschiedene Argumente (von den politischen, die sich auf die nazistische Indoktrinierung der deutschen Bevölkerung bezogen, bis zu den erwarteten ökonomischen Vorteilen, einschließlich bezüglich der geplanten Agrarreform, infolge der Nationalisierung des Eigentums der »Deutschen Volksgruppe« und der Enteignung je-

ner, die an den Kriegshandlungen in der Waffen-SS- oder Wehrmachtsuniform teilgenommen haben) neben den Beispielen der Tschechoslowakei und Polens ins Gespräch gebracht wurden, gehörten zu allen politischen Richtungen, von den Vertretern der bürgerlichen Parteien bis zu den Sozialdemokraten und Kommunisten; eine definitive Ablehnung des Projekts kam dennoch seitens der sowjetischen Führung und anscheinend von Stalin persönlich, die aus bestimmten Gründen an einem derartigen »Bevölkerungstransfer« oder »Austausch« (eventuell gegen Rumänen aus Bessarabien oder der Bukowina) nicht interessiert waren und eher die Deportation von deutschstämmigen Arbeitskräften in die Sowjetunion bevorzugten. Sehr offen thematisiert die Autorin auch u. a. die angebliche, in der rumänischen Historiografie umstrittene »Überrepräsentation« von Juden in der Kommunistischen Partei, ebenso in den staatlichen Verwaltungsorganen, im Propagandaapparat und im Sicherheitsdienst nach 1948 – ein Tatbestand, der die rumänische Parteiführung stets beschäftigte und den Mariana Hausleitner jenseits jedwelcher Emotionen zu erklären versucht: die Flut gegenseitiger Vorwürfe und Denunziationen der Kollaboration mit den Nazis seitens ehemaliger konservativer kirchlicher und politischer Würdenträger der Siebenbürger Sachsen in den Jahren nach 1944, die Indienstnahme von Oberrabbiner Moses Rosen für die Rechtfertigung der Minderheitenpolitik des kommunistischen Regimes in den USA und Israel, wogegen er das Ziel der Emigration der in Rumänien verbliebenen Juden hartnäckig verfolgte u. a. Polemische Töne kommen zusätzlich vor, wenn es sich um die systematische, lange ausgeübte Taktik der Landsmannschaften der aus Rumänien in die Bundesrepublik übersiedelten Deutschen handelt, belästigende Aspekte ihrer Geschichte zwischen 1933

und 1945 zu verschweigen oder selbst zu verdrehen.

Nicht unerwähnt sei hier ein eigentlich in solchen Werken nicht sehr üblicher Rekurs auf die Kurzbiografien vieler einzelner Akteure, die in diesem angehäufteten Faktenwissen auftauchen. Sie werden an bestimmten Stellen im Text eingefügt und helfen mehrmals zum besseren Verständnis der Gegebenheiten – ein Hinweis auf die Überzeugung der Historikerin, dass die Geschichte nicht bloß von einer gesellschaftlichen Mechanik, sondern von lebendigen Menschen getragen wird, die öfters im Strudel der von anderen Handelnden von nah und fern angezettelten Ereignisse untergegangen sind. Das kollektive Geschick der Juden und Deutschen in Rumänien kann ebenso in dem Sinne als exemplarisch angeführt werden. *Andrei Corbea-Hoisie*

Wilfried Heller: Rumänien. Bilder aus einer verlorenen Zeit. Eine fotografische Landeskunde Rumäniens vor und nach der Wende. Hermannstadt, Bonn: Schiller Verlag 2020. 256 S.

Der tschechische Kulturphilosoph Vilém Flusser hat einmal betont, dass Fotografien – in seiner Terminologie »technische Bilder« – keineswegs objektive Ebenbilder der Natur seien, sondern zum einen durch die technischen Möglichkeiten des sie erzeugenden Apparats, zum anderen durch die hinter den Bildern stehenden Ideen des Fotografierenden determiniert würden. Diese Erkenntnis gilt es auch bei dem hier zu besprechenden Band mit zu berücksichtigen. Der emeritierte Kultur- und Sozialgeograf Wilfried Heller, zweifelsohne in Deutschland einer der besten Kenner Rumäniens, seiner unterschiedlichen naturräumlichen Gegebenheiten und seiner Menschen, hat aus seinem privaten Bildarchiv 738 Fotografien zusammengestellt, von denen 570 auf Reisen in das Land vor dem Sturz des

Diktators Nicolae Ceaușescu, 1989 hinge- gen während der anschließenden Phase der politischen, ökonomischen und sozialen Transformation entstanden sind.

Daraus ist im Schiller Verlag eine an- sehnliche Publikation geworden, die weit mehr ist als die illustrierte Landeskunde Rumäniens in einer bewegten Zeit, die – anders als es der Titel suggeriert – kei- neswegs »verloren«, sondern im kollekti- ven Gedächtnis von Millionen Menschen nach wie vor präsent ist. Das Buch ist auch eine Art illustriertes Tagebuch einer sich über Jahrzehnte erstreckenden For- schertätigkeit, sicherlich zu dieser Zeit eine der intensivsten Befassungen eines Menschen mit Rumänien, dessen fami- liengeschichtliche Bezüge in einen an- deren Teil Zentraleuropas verweisen, in das westböhmische Egerland. Vielleicht war es die Erfahrung des »Andersseins«, die Heller als Kind einer Vertriebenenfam- ilie im Berchtesgadener Land gemacht hat, die bei ihm ein besonderes Interesse für das östliche Europa und speziell Ru- mänien geweckt hat?

Zwischen 1971 und 1989 hat der Göt- tinger Geografieprofessor vier persön- liche Forschungsreisen unternommen und drei studentische Exkursionen in alle Regionen Rumäniens begleitet, de- nen weitere in den Jahren 1991 bis 2000 folgten. Wenn man vor der Herausforde- rung steht, aus Tausenden Farbdiapositi- ven eine repräsentative Bildauswahl zu treffen, kommt endgültig die »Idee« als handlungsleitendes Motiv des Fotogra- fierens zum Tragen. Rumänien hat in der Vergangenheit schon immer Fotografen inspiriert und ist Gegenstand zahlreicher Bildbände. Häufig stehen dabei imposan- te Landschaften, malerische Dörfer und Städte sowie folkloristische Szenen im Mittelpunkt. Einige »klassische« An- sichten hat auch Wilfried Heller in seine Auswahl mit eingestreut, doch spricht uns in den meisten Bildern gerade der professionelle Blickwinkel des Geogra-

fen an, der zugleich wie ein Ethnologe auf ständiger Feldforschung unterwegs war. Der Übergang vom traditionellen Dorf zur »systematisierten« Agrarsied- lung, der Eingriff der rasch hochgezoge- nen Plattenbausiedlungen und politisch motivierten Repräsentationsbauten in die urbane Landschaft vieler rumänischer Städte, der Wandel der menschlichen Lebens- und Arbeitswelten, aber auch die ökologischen Rücksichtslosigkeiten, die das sozialistische Regime im Inter- esse der angestrebten wirtschaftlichen Autarkie in Kauf genommen hat – diese und viele weitere Aspekte finden sich auf den abgedruckten Fotografien wieder. Viele der Bilder veranschaulichen einen rapiden kulturellen Wandel: Im August 1972 dokumentierte Wilfried Heller einen festlichen Gottesdienstbesuch von Siebenbürger Sachsen in Kleinschelken (rum. Șeica Mică), der in dieser Grö- ße und generationellen Differenzier- heit heute kaum mehr vorstellbar wäre. Doch auch manche landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft oder Fabrik, die Heller »in Betrieb« festhielt, dürfte heute nur mehr ein Schatten ihrer selbst sein.

Gemäß dem Muster einer klassischen Landeskunde hat Heller sein Material nach den historischen Regionen Rumä- niens gegliedert, die sich in einer durch farbige Kopfzeilen eingängigen Kapitel- struktur widerspiegeln. Die Leser beglei- ten ihren Autor durch Siebenbürgen, das Banat, das Kreischgebiet, Sathmar, die Maramuresch, die Bukowina, die Mol- dau, Muntenien, Oltenien und die Dob- rudscha. Einfühlsam und kenntnisreich beschreiben die Einführungstexte die naturräumlichen Gegebenheiten, wich- tige Orte und Besonderheiten, aber auch die Geschichte jeder dieser Regionen. Die Fotografien stehen für die immense geografische und kulturelle Vielfalt des Landes, greifen unterschiedliche Einflü- se auf und zeigen zur Abwechslung auch

immer wieder reizvolle Landschafts- und Ortsansichten. Dann wieder gewähren sie Einblicke in den sozialistischen Alltag: In Wolfsberg (rum. Gârâna) und Temeswar (rum. Timișoara) fotografierte Heller 1982 Schlangen von wartenden Einkäufern vor Geschäften, in denen sie Brot und Milch zu erwerben hofften. In Sathmar (rum. Satu Mare) hielt er fest, wie Betonkolosse des Brutalismus das organisch gewachsene Stadtzentrum überbauten, in der Bukowina die sozialistische Kollektivierung des traditionellen Töpferhandwerks, den Bau von gleichförmigen Hochhäusern in Jassy (rum. Iași) und Bukarest (rum. București). Gerade bei den Straßenansichten aus der sozialistischen Zeit fällt die Leere der breit angelegten Boulevards auf, deren Gehwege zwar Passanten bevölkerten, deren Fahrbahnen aber kaum Autos befuhren. Solche Ansichten wirken aus heutiger Sicht beinahe gespenstisch, weil sie die Monumentalität der »Systematisierung« besonders unterstreichen. Es ist jedoch nicht nur der gestaltete Raum, den Heller durch sein Objektiv einfind, sondern es sind auch die dort lebenden Menschen. Einige hat er wohl bewusst in Szene gesetzt wie das gelassene Feierabend-Ehepaar in Balotești, jud. Ilfov (S. 188), oder Handwerker in der Maramuresch (S. 115). Bei anderen Menschenaufnahmen erahnt man, dass sie ohne das Wissen der Abgebildeten, quasi mit versteckter Kamera, gemacht worden sind. Schließlich entstanden sie zu einer Zeit, da Fotografieren nicht nur ein kostspieliges Hobby, sondern im sozialistischen Rumänien auch mit zahlreichen Einschränkungen und Verboten belegt war.

Häufig scheint sich weniger die »verlorene Zeit« auf den Bildern wiederzufinden als eine verlorene physische Welt. Dies lässt sich anhand einiger Aufnahmen aus der Dobrudscha exemplifizieren: 1974 bestieg Wilfried Heller das Minarett der König-Karol-Moschee

in der Innenstadt von Konstanza (rum. Constanța). Seine Kamera erfasste beim Rundumblick unter anderem noch eine repräsentative Häuserzeile am Ovid-Platz, die vor dem Ersten Weltkrieg der damalige Stadtbaumeister, der aus Kronstadt (rum. Brașov) stammende Adolf Linz, erbaut hatte (S. 234). Kurze Zeit später ist dieser Komplex ohne Not dem Modernisierungswahn Ceaușescus anheimgefallen, der es allerdings nicht schaffte, ihn durch einen Neubau zu ersetzen, weshalb an dieser Stelle bis heute eine empfindliche Lücke im Stadtbild klafft. Im selben Jahr reiste Heller auch in die nördliche Dobrudscha und hatte in dem Dorf Ciucurova, südwestlich von Tulcea, Gelegenheit, einen traditionellen Bauernhof zu besuchen. Man sieht ein lang gezogenes, frisch gekalktes und strohgedecktes Haus und den Brotbackofen im Hof (S. 236f.). In diesem Hof lebten bis zur nationalsozialistischen »Umsiedlung« im Herbst 1940 Deutsche, in enger Nachbarschaft zu ihren rumänischen, tatarischen und russischen Mitmenschen. Auch dieses materielle Erbe ist heute nur noch rudimentär existent, und insofern besitzen Hellers Aufnahmen nicht nur einen ästhetischen, sondern auch einen hohen dokumentarischen Wert.

Wer selbst in den 1970er- und 1980er-Jahren in Rumänien gelebt hat, wird sich beim Lesen und Betrachten dieses Bandes sicherlich atmosphärisch in die damaligen Verhältnisse zurückversetzt fühlen. Den Nachgeborenen sowie den »Quereinsteigern«, zu denen sich der Rezensent selbst zählt, kann das Buch helfen, die heutige Realität Rumäniens besser zu verstehen. Eine Qualität ist besonders hervorzuheben: Bei aller Kritik an Missständen, die in Wort und Bild bei Wilfried Heller zum Ausdruck kommen, überwiegt doch deutlich die Empathie. Und damit unterscheidet sich seine Publikation auf angenehme Weise von

vielen reißerischen Bildberichten, die Rumänien in einer schon fast kolonialistischen Art und Weise zu einem Dritte-Welt-Land am Rande der europäischen Zivilisation herabgewürdigt haben und deren Stereotypen bei vielen Menschen bis heute nachwirken. *Tobias Weger*

Hanna Zehschnetzler: Dimensionen der Heimat bei Herta Müller. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH 2021. 280 S.

Eine Buchbesprechung über eine Besprechung von Büchern, das ist nicht einmal Sekundär-, das ist nachgerade Tertiärliteratur. So geraten denn Literaten (der Reim trifft sich gut) und Literaturbemühte abseits der Wirklichkeit in einen Teufelskreis des Selbstbezugs, aber auch dieser Teufel hat sein Gutes. Gut ist, dass – wenngleich oft durcheinander und übereinander – auch miteinander geredet und so die manchmal entrückte Sagweise der Literatur auf gemeines Verständnis heruntergebrochen wird. Hier hat sich eine Literatin der Beschwernisse im Denken und Sprechen angenommen, die eine große andere sich auferlegt, und man darf sich als Dritter darüber freuen, dass selbst Herta Müller dabei auch über sich noch manches lernen kann, ganz zu schweigen von – hoffentlich vielen – Dritten.

Wer von wem lernt oder lernen mag, ist nicht ausgemacht, dennoch kann man an der Bibliografie dieser germanistischen Dissertation leicht ersehen, dass es eine Wahlverwandtschaft gibt zwischen der nunmehr berühmten Schriftstellerin Herta Müller und (jungen) Germanistinnen. Ihnen darf man nicht unterstellen, dass sie an irgendeiner Berühmtheit teilhaben wollen, vielmehr kann man ihnen schlicht glauben, dass es ihnen um die Teilhabe an der Intelligenz, Sensibilität und Gestaltungskraft der Autorin zu tun ist. Dieses Buch ist der gedruckte Beweis, dass das zu leisten ist, und die Leistung

macht Freude und gebietet Bewunderung. Von Hanna Zehschnetzler kann man lesen lernen, nicht nur Texte von Herta Müller.

Nun ist der Betrieb Literatur heutzutage so beschaffen, dass man von Literaturbetrieb platterdings kaum mehr reden kann, zumindest nicht von einem »normalen«. Es ist nicht mehr nur ein Schreiben und Schreibenlassen, Lesen und Gelesenwerden, sondern ein Treiben und Getriebenwerden, und eine deutsche Nobelpreisträgerin aus Rumänien kann – wiewohl sie es wahrscheinlich nicht möchte – ein Lied davon singen. Deshalb ist auch diese fundierte Arbeit eine Melange aus Textdeutung und Dokumentation der zahlreichen außerliterarischen Selbstaussagen einer öffentlichen Person, zu der eine Schriftstellerin heutzutage gemacht wird.

Eine Herta Müller bringt man beileibe nicht mit dem – im Verhältnis zu ihrer stilistischen Selbstdisziplin – urtümlich anmutenden Wort im Titel dieser Arbeit in Verbindung. »Ich mag das Wort ›Heimat‹ nicht«, dieser schlichte Satz der Schriftstellerin flattert dem Buch denn auch als Motto voran. Doch es ist ein bewährter Trick bewährter Schriftsteller, nicht zu benennen, worüber sie schreiben, also kann Hanna Zehschnetzler mit Fug und Recht in der Gesamtschau über das Müllersche Werk feststellen: »[...] aufgrund ihrer sprachkritischen Haltung ist die ›Heimat‹ zwar begrifflich selten zu finden, aber dennoch motivisch und strukturell präsent« (S. 73f.). Um dann den Motiven und Strukturen so trittsicher nachzugehen, dass man ihr vertrauensvoll folgt.

Es ist ein Gang über ein »weites Feld«, denn Herta Müllers Sicht der Dinge und die Eigentümlichkeit ihrer Darstellung ist stets eine Herausforderung, die anzunehmen bedeutet: Man kann nicht alles nachvollziehen, aber verstehen, begreifen, ja greifen kann man umso mehr.

Zuvörderst begreift man, dass jeder Satz dieser Erzählerin eine Absage ist – an jegliche Beliebigkeit. Ihr ist es, unliterarisch gesprochen, stets bitterernst, und an den stärksten Stellen ist ihre Literatur in der Tat unliterarisch im besten Sinn. Hier schreibt eine nicht, um zu leben, sondern um nicht zu sterben.

Derlei enthusiasmierten Befindlichkeiten mag man sich besinnungslos hingeben, aber Sache germanistischer Urteilskraft ist das gerade nicht, und in diesem Buch wird systematisch vorexerziert, dass wohlfeile Begeisterung einer solchen Schriftstellerin nicht im Entferntesten gerecht wird. Schließlich macht sie vor, dass man es sich nicht einfach machen soll, denn nie sind die Hintergründe zur Genüge bedacht: »Auch wenn sie der ›Heimat‹ unter den Voraussetzungen von Vertrauen und Identifikation, Sicherheit und Frieden eine gewisse (individuelle) Berechtigung einräumt, steht der Begriff bei Müller in enger Nähe zu dem ihr Werk ›beherrschenden‹ Themenfeld der Diktatur.« (S. 3). Und Diktatur schließt jegliche Illusion von Zugehörigkeit oder Geborgenheit, vulgo »Heimat«, ein für allemal aus.

Doch gerade Unzugehörigkeit hat Herta Müller immer erlebt und gelebt, schon von Kindheit an im Dorf, jenem kulturellen »Residualraum, in dem die provinzielle, archaische Lebensform trotz geschichtlicher Veränderungen der Lebensbedingungen über einen langen Zeitraum konstant aufrechterhalten wird und stets von anderen Kulturen differenziert und abgegrenzt wird [...]«. (S. 118) So etwas wie Heimatqualität bietet ein solcher Raum nicht, und so wurde ihre Schreibkunst zwingend zum Zeugnis der Fremdheit und zu deren scharfsinniger Reflexion. »Besonders im Hinblick auf den isolierten Minderheitenstatus innerhalb der rumänischen Kultur werden die Veränderungen der Lebensbedingungen als bedrohlich wahrgenommen und

durch die Hinwendung zur ›Heimat‹ vermeintlich kompensiert, was Müller [...] als Trugschluss entlarvt und stattdessen den kulturellen und moralischen Verfall des Dorfes sowie die Engstirnigkeit, die Rückständigkeit und den Provinzialismus der banatschwäbischen Gemeinschaft in den Vordergrund rückt.« (S. 129).

Mitnichten jedoch findet nun diese beengende »Dorfheimat« eine Entgrenzung in der weitläufigeren »Staatsheimat«, am allerwenigsten in der sozialistischen Diktatur Rumäniens, aber auch nicht nach der fluchtartigen Ausreise, deren Umstände und widersprüchliche Folgen Herta Müller in ihrer lakonisch drastischen Art umreißt: »›Heimweh‹ war mir verhaßt, ich weigerte mich, den Schmerz so zu benennen. Ich konnte das Wort immer von mir fernhalten. Den Zustand nicht. Zurückdenken, es kam mir oft wehleidig vor. Wußte ich doch, daß ich auf eigenen Wunsch gegangen war. Aber was heißt das schon, wenn der Grund für den eigenen Wunsch fremde Bedrohung war. In die Enge getrieben von der Securitate, hab ich zuletzt das Weite gesucht. Nichts war beendet, nur zu Ende, weil abgebrochen.« (S. 256).

Die Welt ist ein Ort, wo der Mensch seinen Ort nicht zu finden vermag: »Die kollektive Identität der ›Dorf-‹ sowie der ›Staatsheimat‹ wird [...] weniger gestiftet als vielmehr verordnet und durch Kontrolle, Überwachung und Repression durchgesetzt, wobei der Druck zur Anpassung und Unterordnung keinen Freiraum für Individualität jenseits gesellschaftlicher Normen lässt.« (S. 57) In der Diktatur wird selbst Heimat zum Diktat. So bleibt dem Individuum nur, sich den Ort selbst zu erschaffen, und das tut Herta Müller dezidiert dichtend. Dabei verbietet sie sich jedes Schielen nach allfälligen Sympathien eines allfälligen Lesepublikums, ebenso gibt sie der klaren, ja harten Aussage den Vorrang gegenüber subtilen Ausdifferenzierungen.

So geraten ihre Bilder bisweilen holzschnittartig und ihre mediale Präsenz nicht selten provozierend. Es gab und gibt deshalb naturgemäß Reaktionen des Unverständnisses und der Missbilligung zumal von Seiten der Landsleute oder Kollegen, die nicht samt und sonders unbegründet oder deplatziert sind. Hanna Zehschnetzer genießt den Vorzug, sich nicht mit historischen, biografischen Hintergründen, ja gar in Feuilletons, Leserbriefen oder Anekdoten kolportierter zweifelhafter Nachrede abgeben zu müssen. Gegenstand ihrer Forschung ist das von Herta Müller geschriebene Wort, da mag es noch so viele Einwände geben, die gegen ihre geradezu monolithischen Vorstellungen vom Dorf, vom Staat, vom sozialistischen Rumänien und den besagten »Landsleuten« dort wie hier vorgebracht werden können und worden sind. Umso erfrischender und erhellender ist ihre freie Sicht, ihre »unverwandte« Einsicht in das Werk einer Autorin, deren Anspruch zumindest dahin geht, das Leben klarer zu verstehen und zu erzählen, als es ist. Jene gesteht dieser zu Recht das Recht auf äußerste Subjektivität zu, im berechtigten Vertrauen auf deren Lauterkeit: Man kann und muss gegen etwas sein und reden, wenn es einem bedrängend nahe ist, wenn man es nicht nur kennengelernt, sondern empfunden hat – wie es im Buche steht.

Dass die Person und die Schriftstellerin Herta Müller allgemein als gleichsam deckungsgleich erlebt und »erlesen« werden, ist für ihre Exegetin ein Beweis für die Eindringlichkeit ihrer Prosa, und sie folgt ihr – nicht ergriffen, sondern begreifend: »Die Rekonstruktion des Erlebten im Erinnern ist [...] intensiver, offensiver und aggressiver als das Erleben der Tatsachen selbst. Durch das Aufschreiben der zwanghaft erinnerten vergangenen Tatsachen wird das Erlebte darüber hinaus schließlich dop-

pelt rekonstruiert: im Erinnern und im Schreiben.« (S. 81). Und so findet statt, was sich dem arglos Lesenden nicht ohne weiteres erschließt – was aber diese Arbeit aufschließt: »Wahrheit und empirische Realität rücken in den Hintergrund, stattdessen steht der Prozess der autonomen »erfundene[n] Wahrnehmung« im Vordergrund. Zugleich dekonstruiert sie dadurch eben auch die Vorstellung von (narrativer) Objektivität.« (S. 86).

»Dichtung und Wahrheit« hat ein ferner Vorfahr der Herta Müller einst in einem Titel zusammengespannt – und dann seine Wahrheit gedichtet. Die Nachfahrin eifert ihm nach, nicht ohne Zorn und Eifer: »Sowohl die erinnerte als auch die wahrgenommene Lebenswelt sind bei Müller schließlich stets nur ein individueller Entwurf der Welt, ohne jeglichen Wahrheits- oder Authentizitätsanspruch.« (S. 88).

Noch weiter greift Hanna Zehschnetzer aus auf Begrifflichkeiten, mit denen weder Vorfahr noch Nachfahrin je Umgang gepflegt haben dürften, die aber ahnen lassen, dass Authentizität und Wahrheit in der Literatur genauso wenig gewährleistet sind wie in der Wirklichkeit, die wir so bedenkenlos wie gedankenlos als »das richtige Leben« apostrophieren: »Müllers Werk kann darüber hinaus nicht nur als autofiktional verstanden werden, sondern weist auch eine Nähe zur *Surfiction* im Sinne des amerikanischen Autors und Literaturkritikers Raymond Federman auf, die Paula Bozzi dargelegt hat. Der Begriff *Surfiction* [...] bezieht sich dabei auf eine Art von Literatur, die eben nicht nur die Fiktionalität des Geschriebenen, sondern zugleich auch die Fiktionalität des Lebens an sich thematisiert. [...] Auslassen und Detailgenauigkeit schließen sich bei Müller [...] nicht aus: Gerade durch die Kombination sprachlicher Verknappung und metaphorischer Verdichtung entsteht in ihren Texten eine größtmögliche Nähe

zu dem Unsagbaren, was ihre individuelle Wortwahl wiederum so schonungslos macht.« (S. 99).

Dabei bleibt die Wissenschaftlerin stets auf dem Boden auch der historischen, zumal zeitgeschichtlichen Tatsachen, das »Unsagbare« ist nicht ihr erster und letzter Schluss. Vielmehr begibt sie sich auf die Suche nach den etymologischen Ursprüngen des Begriffs Heimat, kundschaftet seine Spuren aus in der deutschen Literaturgeschichte bei Schiller oder Eichendorff und folgt ihnen in der Zeitgeschichte, ein Lächeln ist da nicht unstatthaft, bis zu – *terribile dictu* – Horst Seehofer. Spezifische und speziell rumänische Mythen und Mythologien rund um die »vatră«, den »heimischen Herd«, zu beschwören, die Herta Müller nicht fremd sein dürften, das muss Hanna Zehschnetzer natürlich einschlägig Vorbelasteten überlassen, denen dazu manches aufgehen dürfte. Sie kann nur im Vollbesitz einer umsichtigen Recherche Herta Müllers »Dimensionen der Heimat« im Koordinatensystem des 20. Jahrhunderts vermessen: »Trotz unterschiedlicher ideologischer Grund-

positionen erfüllten schließlich sowohl der nationalsozialistische als auch der sozialistische »Heimat«-Begriff gesellschaftspolitisch eine übereinstimmende Funktion, nämlich die Übertragung der emotionalen Verbundenheit mit der »Heimat« auf den gesamten Staat sowie die Instrumentalisierung der staatlich heraufbeschworenen Loyalität für politische Zwecke.« (S. 37).

Mit drei Büchern der Erzählerin bringt sie drei Beispiele für Müllers epische Auseinandersetzung mit »Dorfheimat«, »Staatsheimat« und der Welt, in der sie mittlerweile lebt und schreibt, um ihr in »Schlussbetrachtung und Ausblick« noch einmal die gebotene Reverenz zu erweisen: »[...] durch ihre unkonventionelle, hybride Schreibweise sprengt die Autorin die Idee einer kohärenten Nationalliteratur« (S. 264). Hanna Zehschnetzers Buch sprengt zumindest die Idee, dass man sich eine solche überhaupt wünschen sollte. Wünschenswert ist vielmehr, dass sich auch in der Literatur, ob primär oder sekundär, weiterhin solch eigenwillig kluge Köpfe begegnen.

Georg Aesch

Berichte

»Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft im südöstlichen Europa«

Eindrücke aus der vierteiligen Video-Konferenzreihe

Wer über die Wechselbeziehungen von Zivilgesellschaft und Religionsgemeinschaften in Südosteuropa sprechen möchte, muss im Voraus einige wichtige Fragen beantworten: Soll das Verhältnis der in der Region häufig nationalreligiös orientierten Mehrheitskirchen im Fokus stehen oder das Thema aus der Perspektive der zahlreichen Minderheitenkirchen und Minderheitenreligionen betrachtet werden? Gibt es eine Möglichkeit, beide Perspektiven sinnvoll miteinander zu verknüpfen? Und wie ist »Zivilgesellschaft« zu verstehen? Ist sie an progressiv-emanzipatorische Werte gebunden, oder kann es so etwas wie »zivilgesellschaftliche« Akteure traditionellen oder gar autoritären Zuschnitts geben? Es ist wichtig, diese Fragen bei der Betrachtung der Beiträge in der vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, der Stiftung Pro Oriente sowie dem Zentrum für Südosteuropastudien der Universität Graz organisierten vierteiligen internationalen Videokonferenz »Mit- und Nebeneinander. Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft im südöstlichen Europa« stets im Hinterkopf zu behalten.

Mit Blick auf die Mehrheitskirchen wurde in den vier Diskussionsveranstaltungen, die im Zeitraum zwischen April und Mai 2021 stattfanden, ein weiteres Mal ersichtlich, wie sehr sich diese Kirchen im Unterschied zu ihren westeuropäischen Schwestern als nationale und auf gewisse Weise nationalstaatsanaloge Akteure begreifen und skeptisch auf das blicken, was »Zivilgesellschaft« genannt wird. Für die in Teilen noch vormodern ausgerichtete Orthodoxie ist dies nicht verwunderlich, wie in den Ausführungen des Münsteraner Theologen und Ostkirchenexperten Thomas Bremer im vierten Teil der Reihe deutlich wurde. Die den zivilgesellschaftlichen Prozessen tatsächlich innewohnenden Phänomene der De-Nationalisierung und Spielarten eines radikalen Säkularismus nehmen viele ostkirchliche Kirchenoberen als bedeutende Gefahr wahr. Nationalreligiös konturierte Verfassungsverständnisse (wie zum Beispiel im Falle Griechenlands) werden von zivilgesellschaftlichen Akteuren auch tatsächlich unter Druck gesetzt, und die Mehrheitskirchen scheinen immer mehr nur noch als »zivilgesellschaftliche Beiträger unter Vielen« verstanden zu werden.

Als sozialer Körper ist die Orthodoxie zudem stark inwendig auf die Formen der Lobpreisung Gottes und die spirituelle Erfahrung fokussiert. Weltliches Engagement lässt sich hieraus immer auch als

etwas verstehen, womit sich Kirche auch selbst gefährden kann. Dies deutete zum Beispiel der junge orthodoxe Theologe Mihai Iordache (Bukarest) in seinen Ausführungen im ersten Teil der Reihe an. Dennoch plädierte Iordache dafür, dass sich seine Kirche dem, was »zivilgesellschaftlicher Raum« genannt werden kann, öffne. Er warb für ein Engagement, das vor allem im Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen den Dialog aktiv suchen sollte und erklärte, wie sehr interreligiöse Erfahrungen der rumänischen Diaspora-Kirche bereichernd auf die Heimatkirche zurückwirkten. Auf indirekte Weise wurde im Vortrag deutlich, wie zivilgesellschaftliche Dynamiken auch für eine Re-Evangelisierung und Reaktivierung von Gläubigkeit, Spiritualität und Sinnerfüllung in modernisierten Gesellschaften genutzt werden könnten.

Wenden sich die orthodoxen Kirchen tatsächlich bloß von den gesellschaftlichen Realitäten ab, oder begeben sie sich nicht auch in eine moderne Welt hinein, in der sich auch die südosteuropäischen Gesellschaften zunehmend bewegen, indem sie sich auf Grundlage einer »säkularen Option« mit den Kirchen neu zu verständigen suchen. Neben Iordaches Ausführungen spannend und aufschlussreich war in dieser Hinsicht vor allem der Beitrag des auf Feldforschung spezialisierten Politikwissenschaftlers und Südosteuropaexperten Jochen Töpfer (FU Berlin) im dritten Teil der Videoreihe. Er gab erfahrungsgesättigt Auskunft, dass orthodoxe Gruppen »im Kleinen« ihren gesellschaftspolitischen Auftrag tatsächlich weniger im Nationalismus oder ausschließlich in der Bewahrung konservativer Werte, sondern auch im interreligiösen Dialog, einer damit einhergehenden Friedensmotivation, im sozialen Engagement oder gar im Einsatz für universale Teilhabe und Solidarität, insofern auch in Pluralität und Freiheit, verorten und

sie dies alles als Teil ihres christlichen Selbstverständnisses betrachten.

Setzte sich unter Orthodoxen tatsächlich die Einsicht durch, dass es mehr Offenheit bräuchte, so hätte das natürlich auch merkliche Folgen für das Verhältnis zu den Minderheitenkirchen und islamischen Religionsgemeinschaften. Dies allein könnte bereits den gesellschaftlichen Zusammenhalt in den ethnisch fragmentierten Teilen der Westbalkanstaaten stärken. Freilich hängt dies davon ab, ob dieser Prozess der Öffnung von den Mehrheitskirchen auch auf höchster Ebene vertreten wird, wie der protestantische Inhaber des UNESCO-Lehrstuhls für Interreligiöse Studien in Bukarest, Martin Heuser, im ersten Teil der Reihe betonte. Hier allerdings bestätigte eine Reihe von weiteren Vorträgen (zum Beispiel von Angela Ilić, Religionswissenschaftlerin und Historikerin am IGKS, und Wolfgang Benedek, Völkerrechtler an der Universität Graz) die eher gegensätzlichen Beobachtungen, die sich wie folgt zusammenfassen lassen: Auf lokaler Ebene mag sich einiges tun, insgesamt aber sind die Ostkirchen nicht sehr intensiv am interreligiösen Dialog mit den Minderheitskirchen interessiert.

Und dennoch bleibt bemerkenswert, wie im Kleinen Potenziale der Öffnung reichlich vorhanden zu sein scheinen, was auch Marijana Ajzenkol, Gründerin des interreligiösen Zentrums Belgrad, im ersten Teil der Videoreihe und der Sozialethiker Leopold Neuhold von der Universität Graz im dritten Teil illustrieren konnten. Zugleich berichtete Töpfer aus nächster Nähe, dass die real vorhandenen friedens- und sozialpolitischen Potenziale religiöser Akteure der Region von vielen nicht-kirchengebundenen, zumeist vom Ausland gesteuerten zivilgesellschaftlichen Akteuren gänzlich übersehen würden. In seiner deutlichen Kritik daran, dass die Nichtregierungsorganisationen damit ihren eigenen An-

liegen vor Ort schadeten, schloss sich Töpfer dem Urteil der Religions- und Gesellschaftswissenschaftlerin Zilka Spahić-Šiljak (Universitäten Stanford und Zenica) im zweiten Video an.

Das alles heißt auf der anderen Seite natürlich noch lange nicht, dass das zivilgesellschaftliche und auch zwischenreligiöse Engagement von Ostkirchen im Ganzen betrachtet liberal sei. Schließlich ist Osteuropa dafür bekannt, dass eine vitale »Zivilgesellschaft von rechts« dort viel stärker existent ist als in einem Land wie beispielsweise Deutschland. Orthodoxe Kirchen engagieren sich in diesem Kontext zivilgesellschaftlich gerade auch, wenn sie für ethno-nationalistische oder traditional-konservative Positionen streiten. Sie stehen damit zugleich, wie Benedek hervorhob, in einem diametralen Verhältnis zu den Werten einer Reihe von westlich finanzierten und geförderten zivilgesellschaftlichen Akteuren. Freilich stellt sich die Frage, wie Zivilgesellschaft definiert wird, und hier unterschieden sich die Ansätze der Vortragenden zum Teil stark voneinander. Begreift man den Begriff »Zivilgesellschaft« wertfrei, was einen Begriff wie »bad civil society«, wie ihn der Grazer Soziologe Manfred Prisching im vierten Video ins Gespräch brachte, zumindest sozialwissenschaftlich als fragwürdig erscheinen lässt, so könnte gesagt werden, dass zivilgesellschaftliche Räume in Südosteuropa insofern auch als Räume der Spaltung und Polarisierung verstanden werden können. Der tiefere Grund dafür liegt darin, dass sich zivilgesellschaftliche Räume in Südosteuropa nicht endemisch entwickeln. Bremer traf diesen wichtigen Punkt, als er betonte, dass ein eigenständig gewachsenes (statt importiert aufgesetztes) bürgerschaftliches Engagement, welches ein auch integrierendes Sozialkapital generieren würde, in südosteuropäischen Gesellschaften historisch wie gesellschaftlich nun mal schwach ausge-

prägt sei, was sich freilich schon aus ökonomischen Gründen erklären ließe, wie wiederum Benedek klarstellte.

Erschwerend komme hinzu, so Benedek weiter, dass tendenziell autoritäre politische Eliten in der Region zivilgesellschaftlichen Initiativen aus eigennützligen Motiven skeptisch gegenüberstünden und deren Arbeit zu unterminieren versuchten. Die Gefahr für die Kirchen besteht dann darin, dass sie sich aus ihrer skeptischen Haltung gegen »liberale« westliche zivilgesellschaftliche Organisationen heraus zu eng mit solchen politischen Eliten verbünden und dann Gefahr laufen, mit korrupten Strukturen in Verbindung gebracht zu werden. Sie würden dann plötzlich zu einer Partei. Dies könnte für sie umso gefährlicher sein, je dynamischer sich ein allseits anzutreffendes zivilgesellschaftliches Protestgeschehen in Südosteuropa in Zukunft entwickeln würde. Im vierten Teil der Videoreihe entwarf der Wiener Politikwissenschaftler Vedran Džihić in dieser Hinsicht zwei relativ dramatische Szenarien: Entweder würden in Südosteuropa serielle, tiefgreifende politische Umwandlungsprozesse in Gang kommen, was vermeintlich auch gegenwärtigen autoritären Tendenzen Einhalt gebieten würde, oder eine wachsende zivilgesellschaftlich bewirtschaftete Wut frustrierter junger Bevölkerungsschichten könnte sich schlagartig auf eine auch gewaltsame Weise gegen korrupte Eliten entladen.

»Partei« würden orthodoxe Kirchen in solchen Szenarien freilich nur dann, wenn sie das auch wirklich mit sich machen ließen. Doch hat sich die Situation im Vergleich zu den neunziger Jahren durchaus gewandelt. Sehr interessant in dieser Hinsicht ist der von Džihić leider nur angerissene Fall Montenegro. Der historische Sturz der dortigen Regierung von Milo Đukanović im Jahr 2020 erfolgte im Unterschied zu einem anderen von Džihić erwähnten und wichtigen

Beispiel (Nordmazedonien) nicht infolge einer wütenden Antikorruptionsbewegung, sondern aufgrund der beharrlichen Proteste der Serbisch-Orthodoxen Kirche gegen ein rechtlich unhaltbares Religionsgesetz, das die Kirche kalt enteignet hätte, und aufgrund des damit einhergehenden Versuchs der damaligen DPS-Regierung, der sich seit 1993 (bisher erfolglos) um Autozephalie strebende und nationalistisch instrumentalisierte »Orthodoxen Kirche von Montenegro« ihre volle Unterstützung zu geben. Der zivilgesellschaftliche Widerstand hiergegen ging von einer dem Serbischen Patriarchat zugehörigen, gesellschaftspolitisch durchaus sehr konservativen, in diesem Fall aber von einer breiten Mehrheit auch moderner Bevölkerungsteile getragenen und mit den Zielen einer säkularen Antikorruptionsbewegung sich glücklich fügenden Metropolitankirche aus. Mit dem Ergebnis, dass es 2020 zu einer historischen Ablösung einer über dreißig Jahre währenden, immer korrupteren und autoritäreren Regentschaft Đukanovićs kam.

Dies zeigt, welche auch befreiende Kraft die Orthodoxe Kirche zivilgesellschaftlich entfalten kann. Freilich haben die Angriffe auf die Serbische Kirche in

Montenegro seitdem eher zu- statt abgenommen, da Đukanović als Oppositionspolitiker erst recht auf die nationalistische Karte zu setzen scheint. Fortlaufend behauptet er eine glatte Abhängigkeit der gegenwärtigen technokratischen Regierung Krivokapić und der serbisch-orthodoxen Metropolitankirche Montenegros von den Machthabern in Belgrad, von Russland und einer autoritären Russischen Kirche. Wobei weder das eine noch andere heute einfach so zutrifft – zumal unter der Führung des neuen Belgrader Patriarchen Porfirije (Perić).

Allein dieser besondere Fall zeigt: Das Thema ist mit den vier Videos längst nicht an sein Ende gelangt. Was bei diesem breit angelegten Zugang aber auch nicht verwundert, so dass auf jeden Fall gesagt werden kann, dass die Reihe nicht nur anregend und wichtig war, sondern Anlass zu weiteren innerkirchlichen Feldforschungen bieten sollte und eigentlich mit der Vorstellung konkreter Fall- und Länderstudien fortgeführt werden müsste.

Lazaros Miliopoulos

*Die Aufzeichnungen aller vier Paneldiskussionen lassen sich auf dem YouTube-Kanal des IKGs aufrufen.
(Die Redaktion)*

Seelenschnee. Paul Celan oder M: eine Lesebiografie »Schnee«

Von José F. A. Oliver

I

aber / der »wahr-gestammelte mund«¹ / im nach-gestammelten m:und auf-
gewacht / erw:achtsam ... denn der Vorurteile waren genug, die ich als Kind, als
Gastarbeiterkind ... als ich auf die Welt kam. Im Juli 1961 lag das Datum 8. Mai
1945 ...

Vielleicht so? Genau. Für ein paar Augenblicke geborgen im Verweh-
enden. In der Nichtdauer 1 WEH. Auch
die Dauer des Begreifens. Celan
öffnete mir schon früh in meiner Jugend Seelen-
fenster. Nach außen. Nacht-
inneres wie Schneeflocken auf die lesende Hand gelegt, die umblättert und alle Seiten
hält. Bisweilen ohne es zu ahnen. So f:
ort plötzlich. Und doch. Präsent. Gleichzeitig. Als wäre
diese Zustandsbewegung die einzige Möglichkeit zu schreiben. In allen Zeiten gleich-
zeitig schreibend. Kein Ausweg. Nirgends. Nur Weiterweg, bis ... Ich las ihn, *erstlas*
ihn weder als Juden noch als Dichter. Die Gefahr also, ihn zu »überjüdisieren« oder
ihn zu »überdichterisieren«, war nicht gegeben.

Ich wusste zu wenig. Aber die Ab-
LEHNUNG war mir gegeben, indem *es* mir, das Erbe, begegnete. Einmal im grin-
senden Vorwurf »Du alder Judd un Fuggerer!« und einmal d:ort, im Mauerwort
»HEIMATDICHTER«. (Jüngster Ausdruck unlängst, bevor ich sch:reiben sollte
»HEIMATDICHT_er«)

1 John Felstiner: Paul Celan. Eine Biographie. München 1997, S. 17.

Als die Zeitungsnotizen, Berichte, Nachrufe veröffentlicht wurden – ich gehe davon aus, dass es so gewesen sein muss und dies im »Geiste der 70er Jahre« –, war ich (fast) 9 Jahre alt. Und doch migrationsälter, als es die Kindheit eigentlich erlaubt haben sollte.

Manchen Vers Celans habe ich in den letzten 50 Jahren gelesen, als sei's ein Wunder in Sprache, besser gesagt ein Wund-ERSames in W: orten, Wort-Medizin zur Linderung der Wunden, die mich JETZTGEHOLT haben w:erden. Immer ins Heutige. Auch des künftig Vergangenen. Ich bin

davon überzeugt, dass der Titel meines 2018 publizierten Lyrikbandes »wundgewähr« ohne Paul Celan nicht denkbar wäre. Ja, in gewisser Weise habe ich das Celan-Erbe angetreten. Habe oder *bin* ich es angetreten? ¡Ay! – selbst die Grammatik versagt, die (grammatischen Zeiten) sowieso.

II

Erstes Fragment:

»An Ingeborg Bachmann, Paris, 20.8.1949

Meine liebe Ingeborg,

Du kommst also erst in zwei Monaten – warum? Du sagst es nicht, Du sagst auch nicht, für wie lange, sagst nicht, ob Du Dein Stipendium bekommst. Inzwischen können wir ja, schlägst Du vor, »Briefe wechseln«. Weißt Du, Ingeborg, warum ich Dir während des letzten Jahres so selten schrieb? Nicht allein, weil Paris mich in ein furchtbares Schweigen gedrängt hatte, aus dem ich nicht wieder freikam; sondern auch deshalb, weil ich nicht wusste, was Du über jene kurzen Wochen in Wien denkst. Was konnte ich aus Deinen ersten, flüchtig hingeworfenen Zeilen schließen, Ingeborg?

Vielleicht täusche ich mich, vielleicht ist es so, dass wir einander gerade da ausweichen, wo wir einander so gerne begegnen möchten, vielleicht liegt die Schuld an uns beiden. Nur sage ich mir manchmal, dass mein Schweigen vielleicht verständlicher ist als das Deine, weil das Dunkel, das es mir auferlegt, älter ist. [...]«²

Zweites Fragment:

»An Hans Magnus Enzensberger, Paris, 4.6.1958

Lieber Hans Magnus Enzensberger,
eben kam Ihr Brief.

Vous êtes und frère. Ich habe nicht viele Briefe bekommen in diesen düsteren Tagen.

² »etwas ganz und gar Persönliches«. Paul Celan. Briefe 1934–1970. Herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann. Berlin 2019, S. 53.

Wie es an Ort und Stelle aussah und aussieht? Bedrohlich, ja, bei aller Lautlosigkeit. Bei aller von Hup-Signalen des kabriolettfahrenden Geckengesindels des Seizième (in dem ich zu wohnen die Ehre habe) unterbrochenen Lautlosigkeit. Machen Sie sich keine Illusionen, in keiner Hinsicht. Die Matrosen der *Aurora*, die das Winterpalais beschossen, haben nicht von Sputniks geträumt. Das ist jedoch längst vergessen, wie so manches andere, das man rechtzeitig *abgewürgt* hat. Zu den Totengräbern der französischen Republik gehören ein paar Burschen, die immer noch von ihren Sockeln herabblicken.

Bös war das Alleinsein [...]«³

Drittes Fragment:

»An Jean-Paul Sartre, wohl am oder nach dem 17. Juli 1962 (Entwurf)

Lieber Jean-Paul Sartre, / ich erlaube mir mich an Sie zu wenden, obwohl ich Ihre derzeitige Inanspruchnahme kenne. / Ich schreibe, – ich schreibe Gedichte, deutsche. Und ich bin Jude. / Seit einigen Jahren und vor allem seit dem letzten Jahr, bin ich Objekt einer Verleumdungskampagne, deren Umfang und Verzweigungen bei weitem das überschreiten, was man auf den ersten Blick eine literarische Intrige nennen würde. Es erstaunt Sie sicherlich, wenn ich Ihnen sage, dass es sich hier um eine richtige Dreyfuss-Affäre handelt – *sui generis* natürlich, aber gut ausgeprägt. Sie ist ein wahrer Spiegel Deutschlands. Die *neuen Wege*, die der Nazismus zu nehmen weiß – in diesem Fall wohl in Zusammenarbeit mit einer gewissen *Linken* national-bolschewistischen Tendenz, und ebenso, wie oft in derartigen Fällen, mit einer beträchtlichen Anzahl von *Juden* – treten dabei deutlich ans Licht. All das überschreitet nebenbei die deutschen Grenzen [...]«⁴

Viertes Fragment:

»An Ilana Schmueli, Paris, 11.12.1969

Ilana, Liebe,

Dein *Tatsachen*-Brief heute morgen. Dann, um zwölf, im Radio die sehr alarmierend aufgemachte Meldung, israelische Flieger hätten Damaskus bombardiert. Erst am Nachmittag erwies sich die Meldung als übertrieben; bombardiert, so *Le Monde*, wurden militärische Ziele in Syrien. Ich denke alle diese Dinge immer mit, wenn ich denke, wenn ich an Dich, wenn ich an Euch alle in Israel denke [...]«⁵

3 Ebenda, S. 305.

4 Ebenda, S. 602.

5 Ebenda, S. 873.

III

Heimat, 1 wundgewähr

Prolog

M: ein Reisefieber hat Hunger. 1 immerwährendes Präsens des Ankommens. Auch körperlich: Koffer & Körperhaft. Ist Körper Heimat?

Ich ist immer auch s: ein Ander-Ich.

1 Nomadentum als Stütze der Vergänglichkeit.

Die einen lehrten mich »Sing! Sing: *Wir sind nur Gast auf Erden!*« Sie sprachen Alemannisch-Deutsch. Ich sang. Die anderen erklärten mir ganz unverblümt, wer ich letzten Endes sei: »¡Eres andaluz!«. Sie wiederum auf Andalusisch-Spanisch. Mir blieb nur wenig übrig. 1 Meeresdesaster & Hohe Tannen. Ich verwortete meinen *Wunderfitz* in Sprache aus der Notwendigkeit ins Überleben. Nicht dazwischen, sondern aufgewühlt. Davor, dahinter, mittendrin: 1 grünes Meer. 1 blaues Meer. 1 buntes Mehr.

Bald erreichte mich der Tod. Per Telefon, im Amt des Totengräbers oder aus den Schweineställen. Eines unverhofften Tages sogar herab von satt beladenen Langholzlasteren. Am *Kinzigstrand*, so nannten wir das Flussvorland, lag plötzlich ein altes Rad und begraben unter Schwarzwaldfichten eine unbekannte Frau. Ein Augenblick, der innehielt. Gevatter *Unvermeidbar* hatte angeklopft. Im Deutschen männlich. Im Spanischen ein Mantilla-Sensenweib. Kein Neutrum. Wenngleich grammatische Geschlechter mich nach und nach bestürzten. Die Zuversicht der Kindertage musste mit ihm erwachsen werden. Auf einen Schlag.

Kurz danach waren die Brückenstreben leichenstarrer auf ein Neues nachgezimmert. In Stand gesetzt. Lebensstabiler. Als wäre nichts gewesen. Die Geländehälften mutierten sich ins Scheinvergessen. Geranienrot geschmückt. Blutblumenkästenweise. Für die nächsten Toten aus Tod & Tödin. So bekehrte mich das fahle Paar und zog mich an. Ein Hemd aus Holz und Wundgeranien. Später las ich bei Johann Peter Hebel den Pfad der Würmer auf. Und Lorcás Frauen tanzten monoton. Trauerflorverschleiert. Notschwarz fremd- und nahverhüllte Stummgesichter. Masken. Fratzen.

I

Kann 1 Unterwegssein »Heimat« fluchten? Zu- und zungenzugespitzt: Das Herz hat 1 Zunge. Auch unter Schädeldecken hausen Zungen. Ich spreche vor und spreche nach. Misch mich ein. Ausgesprochen: Wortgehöfte und Nicht-Gesagtes. Kontinuierlich Stabenschwebe. Bücher. Ich webe. Auch das. Gedankensprünge im Herzgefähren. Herzgefähr wie in Hauch & ungefähr.

Wie nennt man 1 Werden in Gefühlen & Gedanken? Ist das Herz 1 Bündel Hirnfunktionen? Das Hirn 1 hersinniertes Herzgeviert? Fühlvernunft? Gedächtnisleichtentücher mangelnd? Herztotenhemdchen bügelnd?

Im Leichten dunkelt Schwere. Im Schweren schimmert Leichtes. 1 Lichtvergleiten. 1 Mundverströmen in die Worte. Und keine Föhren, die Oliven leibten. Nur Muschelgrund der Wälder und weiße Nadelunterhaut der Gischt.

Großmutter zeigte mir die Fächersprache. Dennoch verriet sie nichts. Nicht einen Weg aus ihrer Welt. Seither ist Zeit Fiktion und Fremde leuchtet Nähe aus. Sie verstehen? Ich verstehe es bis heute nicht. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann und wo ich zum ersten Mal um all die Nächte wissend zu mir sagte: »Ich verstehe (es) nicht.« So begriff ich, dass *Beg:reifen* lernen und verlernen übersetzt.

Der Beginn allen Begreifens ist Erfahrungswürde. Akzeptanz. Ich akzeptierte, dass ich nicht verstand und nahm (mich) deshalb an.

Annehmen. Schieres Nachbegreifen & Doppelw:ort im Deutschen! Als Hoffnung zeitsprengende Vision.

(Regieanmerkung: **Auchwundersames** Deutschwort: HEIMAT. Wie zeichne ich mir »Heimat« her, und welche Farben hat sie vorgegeben? Welche geben wir ihr? Und ich? Wo beginnen meine Skizzen?

Nehmen sie Buntstifte, bitte! Wenn Ihnen das zu viel Verantwortung aufbürdet, nehmen Sie bitte einen schlichten Bleistift. Grau ist nicht Schwarz. Käme aber den Zuständen näher.)

II

Ist Heimat:*ich* ein Zustand? Oder Bewegung? Unterwegssein? Im Zustand der Bewegung?

(Regieanmerkung: »Heimath // Und niemand weiß // Indessen lass mich wandeln / Und wilde Beeren pflücken / Zu löschen die Liebe zu dir / An deinen Pfaden, o Erd / Hier wo – —« *Friedr:ich* Hölderlin)

III

(Regieanweisung: *Flashback*) Ich reise nach Pakistan. Das ist keine Fiktion. Aber vielleicht sind Zeit- und Zeitverschiebungen willkommen Wahrgelogenes. Wirklichkeiten, die *Warbeiten* schaffen. (Regieanmerkung: *Auch wenn es strenggenommen keinen Plural gibt, von Wahrheit, meine ich*). Und damit doch Fiktion. Reisen als Fiktion und Wirklichkeit zugleich. Besonders im Hinblick auf das Surreal im Interkontinentalgefieder: *miles&morereal*. Und des Erzählens. Dem Ich & Ich hinterher – oder vorausgewartet. Auch ein Ziel. Ankünftig abschiedsnah verkommen.

(Regieanweisung: *Kleiner Rhythmenwechsel. Immer noch zeitverschoben.*) Eingeladen zum (internationalen) Literaturfestival in Karatschi werde ich als »German Spanish Author« angekündigt. Ich füge mich. Die Zuteilung stimmt und stimmt doch nicht. Was »Spanisch« *ist*, war mir schon immer ein und 1 Fragwürdiges, wenn nicht gar suspekt. Was Deutsch *ist*, nicht minder.

Was, wenn ein Grenzbeamter dich aufforderte: »Sei«? Sänge ich? Spräche ich vom Amt des Totengräbers?

(*Regieanweisung: Zwischenlandung in Doha*) Die Waschbecken auf der Toilette im Transitbereich sind von Duravit. Die Firma hat ihren Sitz in Hornberg. Wenigstens was die Produktion sanitärer Schüsseln und sonstiger Becken anbelangt ist der Handel mit der Schwarzwald-Marke nicht ausgegangen wie das sprichwörtliche »Hornberger Schießen«. Ich denke an Arbeiterhände. An die der spanischen Gastarbeiter, beispielsweise. Für viele ein Leben lang Duravithände. Duravitschweiß. (*Regieanmerkung: Pathos mit inbegriffen*) Duravit könnte frech-salopp ins Deutsche lauten: »Hält ein Leben lang.«

Katar ist nichts anderes als ein dreistündiger Zwischenstopp. Ein Kurzaufenthalt. Ohne größere Vorkommnisse. Oder doch? Vielleicht dies noch: Die Aufmerksamkeit des Bodenpersonals im Flughafengebäude *ist* eine initiierte Form der Kontrolle. Das ernste Spiel mit Reisepässen & *Identity Cards* an Marionettenschnüren. (*Regieanmerkung: Altgediente Kleist-Parabel*)

Ich denke an »Heimat«. Wer kontrolliert den Heimatbegriff? Ist »Heimat« Schutz? Hilflosigkeit? Und was heißt »heimisch«?

(*Regieanmerkung: Spielen Sie die Wörter durch: Einheimisch versus Ausheimisch; hineinheimisch, herausheimisch usw.*)

Fremdheit ist eine Schattenbegleitung, ein Vertrautes. Vorsorglich, nachsorgend. Ich nahm mich zurück. Die Toiletten waren schnell vergessen. Die Arbeiterhände bald im Handgepäck. Verstaut.

»Erinnerungen schmuggeln« könnte ein schön-illegales Bild für »Heimat« sein. Kein Scanner, der die eingewirkten Gedächtnisfetzen erfasste.

»Was haben Sie zu verzollen?« – »Einen Alpt:raum!«

IV

Dieser Text trägt keine Botschaft. Er *verzengt* sich. Wie in Züngeln. Nach Sprache züngeln. Die Farben des Zockens reichen nicht aus, um zu überleben. Aber die Politik – ja, **aber** (*Regieanweisung: Absatz und Leerzeile*)

die Politiker. Und die Biografien. Eine Käfighaltung. Unsichtbare Gitterstäbe. Das Verdrängen gelebt, verlebt.

Dieser Text ist nutzlos, wie ein Gedicht nicht auf Nutzen aus ist. Nur die Wörter zeichnen weiter Wunden auf. Erfahrene Leiber. Narben. Besprochene Rebellen.

Wörter st:erben, wenn sie verlassen werden. Manche als Opfer. Manche als Täter. Niemand bittet um Vergebung. Nicht der Schrank, nicht der Stuhl. Auch der Tisch bittet vergebens um den Menschen. »Bitte nehmen Sie nicht Platz!«

(Regieanmerkung: *Zwischenbild*) Mitunter versteckten Heuballen 1 Spätsommerglück. Dort reichten ein paar Pinienkerne in der Hand, um unterzuschlupfen. In einen Geschmack. In einen Geruch.

Niemand fragte meine Nase *woher kommst du?*

Das aufmerksame Ohr folgt keinen Anweisungen. Wer »man« ist, weiß ich nicht. Genau so wenig, wie ich weiß, was Spanisch *ist*, was Deutsch. Wie definiert der Philosoph »Gehorsam«. Die Zugehörigkeit meiner Finger war nie zu zähmen. Nur die Daumen machten sich eines Tages selbständig. (Regieanweisung: *nach oben nach unten nach oben etc.*). Wie viele Daumen anderer gehören zu meinen Daumen? Hören meinem Daumen zu?

V

Ein Schüler meinte bei einer Schreibwerkstatt in Essen (ich paraphrasiere): »Die perfekte Mischung aus Russen und Libanesen in unserem Viertel sorgt für ein perfektes Miteinander.«

Wenn Grenzbalken Vorhängeschlösser werden, streiken die Türen, rufen Fenster den Aufstand aus. Nachts schlafen sie. Manchmal. Ich stelle mir vor: Bullaugen und Luken. Kurz vor dem Ertrinken. An den Grenzbalken ertrinken.

VI

A. liest keine Tageszeitung. Könnte folgende Antwort eines Heimatministers auf eine Interviewfrage Grundlage für eine Schreibaufgabe für Schüler*innen sein? Ein Schreibenanlass?

»Heimat ist für mich Ingolstadt und Bayern. In Ingolstadt bin ich aufgewachsen und zur Schule gegangen. Und Bayern ist für mich der Teil des Vaterlandes, wo ich Halt verspüre. Das braucht jeder. Da muss auch der Staat mithelfen. Heimat ist aber nicht notwendigerweise die Region, wo jemand geboren ist. Menschen können auch eine zweite Heimat haben, wo sie hingezogen sind, wo es ihnen gefällt, wo sie Freunde haben. Ganz nach dem bayerischen Lebensmotto: Leben und leben lassen!«⁶

VII

Der Annäherungen wären gar viele. Ich habe mich für 1 Münden entschieden. Ein Sprech- und Sprachmünden. Poesie. Danach erst wären, nein, sind Gaumen & Garten. Gaumengarten. Nicht nur weil sprichwörtlich die große Unbekannte X, die Liebfährtin, *durch den Magen ... und manch bittersüße Erfahrung auf den Magen ...*, aber das haben Sie ja wahrscheinlich selber schon erlebt; und wenn nicht, dann könnten Sie sich dereinst daran erinnern, dass ein Herzbauchgefühl Worte gebiert *oder/ und* mitunter sprachlos macht. Auf die schönste oder bitterste Art und Weise. Die liebende nämlich. Mir hingegen schenkt das Nicht-Sagbare meist 1 Wörterneu. Auch dort, wo Begriffe weit in Traditionen und Bräuche weisen und aus dem Heutigen ins Überlieferte zurückklagen, sich beugen. Mögen *wir* uns einfach wieder darüber klarer werden, dass »kerd« und »heart«, »corazón« und »Herz« Nachgeborene sind.

⁶ Marc Röhlig: Seehofer überlegt, die Grenzen dicht zu machen. In: Der Spiegel, 18.3.2018

Abkömmlinge eines W:ortes, das (sich) aus dem Sanskrit Wege (er)find. Grammatik hin, Grammatik her.

Die Grammatik der unübersichtlichen Tage schafft neue Überschaubarkeiten. Vielleicht eine derjenigen über-

schau BAR keiten, die unaufhaltsam in *be WEG ung* denken machen. (*Regieanweisung: Spalten Sie die Wörter, schneiden Sie Wörter in den Wörtern aus! Der andere Blick schenkt andere T:räume!*)

Sprache dehnt sich oder zieht sich zusammen. Am Herzschlag entlang. Gedankenströme paddelnd. Luftruder. Die Hände Luftruder. Eine Frage der gesellschaftlichen Witterungsverhältnisse. Im Augenblick scheint manches tiefgefroren, was einst offenherz:*ich* die Türen nicht verschloss.

VIII

Bahnfrei Kartoffelbrei un e Stickle Wurscht dabei – so hatten wir als Kinder vor den Abfahrten gerufen; die Schlitten hand- oder fußklammerfest im Griff. Bisweilen auch nicht. Vor allem dann nicht, wenn wir auf dem Bauch lagen und eine verbunden offene Kette bildeten. Als mutige Scharniere für angehakte, nachkommende Schlitten. Je länger die Schlange, um so freudenreicher die Schwarzwaldbuckelabenteuer. Wer den Anfang machen durfte, war schneegekrönter Pistenkönig. Eine Art natürlicher Heimatminister.

IX

Früh waren die Sprachreviere abgesteckt. Oder waren es Jagdreviere. Ich gebe zu, das Wort »Revier« verführt. Was mundete, mündete. Nicht umgekehrt. Und Fragen schienen wichtiger als Antworten. Sch:einen bedeutender. Immer noch. Was folgt nach der Schonzeit?

X

Was de Buur nit kennt, fríft r nit. Aber: das Bauernbrot. *Pan cateto.* Und grenzwertig, die Vorurteile. Die sichtbaren. Insgeheim war Bauernbrot das Schmackhafteste auf dem Tisch. Zumindest für meinen entdeckenden Kindsgaumen. Im Mund trafen sich die Welten, versöhnten sich am Appetit auf MEHR. Kann man von einem »Gaumen der Zeit« sprechen? Von dem, was unter bestimmten Umständen und noch bestimmteren Jahren eins wurde oder sich entzweite. Vielleicht ist Entzweiung eine der Voraussetzungen, um eins zu w:erden. *E Honigstricher* ist kein *pan con tomate*. Knoblauch und *Onkebutter* sprachen meine Lust heran und aus. Sprechen, ohne sich beweisen zu müssen.

Musste ich Spanisch können, um Deutsch zu verstehen? Und wo lag das Andalusische? Wo das Alemannische? Auf welcher Karte meiner Fantasie? Ich stelle mir 1 Mehr vor. Und frage mich: Wer kann mich des *Mehres* verweisen?

XI

Irgendwann war ich mehrsprachig, aß ich mehrsprachig. Lernte, lachte, liebte; lernte. Mehrsprachig. Sich ein Wort auf der Zunge zergehen lassen ist ein Geschenk. Herz-

hirnzungen. Ein körperliches *Seelencadeau. Du coeur*. Fühlbar. »Brotwärme« war ein Wort, das mir in jungen Jahren wurde und ins Offene der Sehnsucht schmeckte. Worte. Gaumenw:orte wie bedingungslose Zärtlichkeiten.

XII

Vielleicht fragen Sie sich jetzt, geneigte Leserin, geneigter Leser, wohin dieser Text mäandern wollte oder noch auswandern und was verändern möchte? Ich kann es Ihnen nicht genau sagen. Und das ist gut so. Der Text selber schreibt ungefragt mit, wo ich mich auf die Suche begeben, dem Wort zu begegnen, auch den W:orten, die mir eines der schönsten der deutschen Sprache herahnen, hernahen: »Heimat«. In aller Hilflosigkeit unheimlich heimisch.

XIII

Ist »Heimat« ein Gütesiegel? Wenn ja, wer verleiht es? Eine erinnerte Schlittenfahrt? Ein Langholzlaster, ein Verw:orten? Oder das Amt des Totengräbers?

Epilog

Die richtenden Daumen sind zurück. Ob m:einer dabei ist, der ...? *Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so ...*

JOSÉ F. A. OLIVER geboren 1961 in Hausach, Schwarzwald. Andalusischer Herkunft. Lyriker, Essayist, Übersetzer. Ausgezeichnet unter anderem mit dem Basler Lyrikpreis (2015) und dem Heinrich-Böll-Preis 2021. Jüngste Publikation: *wundgewähr. Gedichte*. Matthes & Seitz, Berlin 2018. Oliver ist Kurator des von ihm initiierten Literaturfestivals Hausacher Leselenz (www.leselenz.eu) und hat am Literaturhaus Stuttgart die Schreibwerkstätten für Schülerinnen und Schüler und das dortige Literaturpädagogische Zentrum (LpZ) mitentwickelt. Näheres: www.oliverjose.com.

Mama, wann kommst du

(Fragmente aus einer Briefnovelle)

Von Evelina Jecker Lambreva

3

LIEBE OMA, BITTE UNBEDINGT LESEN, WENN DU DIESE NACHT BEI MIR VORBEISCHAUST!

Oma, ich mache mir große Sorgen um Mama. Etwas stimmt mit ihr nicht. Ich glaube, sie ist sehr krank. Seit einiger Zeit raucht sie nicht mehr. Sie steht am Morgen auf, trinkt rasch ihren Kaffee (ohne Zigarette!), nimmt den Bus und fährt in die Stadt ins Krankenhaus. Sie müsse sich gründlich untersuchen lassen, das werde mehrere Wochen dauern, erklärte sie mir. Ich habe sie gefragt, was ihr denn fehle. Sie sagte, nichts fehle ihr, sie wolle einfach nur wissen, wie es um ihren Körper stehe. Irgendwie glaube ich ihr aber nicht. Wenn sie zu Hause ist, ist sie wie nicht da, telefoniert viel herum mit irgendwelchen unbekanntem Leuten. Sie ist aufgeregt und kommandiert mich und Anton nur noch herum. Wenn wir etwas vergessen oder nicht richtig machen, wird sie unausstehlich. So war Mama noch nie. Da sie nun fast den ganzen Tag weg ist, muss ich auf Anton aufpassen, muss die Hennen füttern, die Gänse, den Hund und die Katzen. Ich muss dem Gemüse im Garten Wasser geben, die Wäsche aufhängen und für den Abend etwas kochen. Es sind Sommerferien, und alle Kinder aus dem Dorf sind am Strand. Ich aber muss zu Hause bleiben. Das Meer kann ich nur noch von Weitem sehen, wenn Anton und ich am Nachmittag mit dem Hund auf den Hügel steigen.

Gestern Nacht hatte ich schon wieder einen furchtbaren Traum. Mama ist weg. Ich weiß, sie ist im Krankenhaus und ist am Abend nicht nach Hause gekommen. Da steht plötzlich Papa hinter mir und sagt: »Sie stirbt heute Nacht. Sie hat Krebs.« Ich schaue im Schrank nach ihren Kleidern und Taschen. Alles ist tatsächlich weg. Bis auf eine schwarze Handtasche aus Plüsch. Ich greife hinein, sie ist total leer: kein Lippenstift, keine Schminke, kein Parfum, keine Pinzette, kein Portemonnaie. Ich drehe mich um und sehe Mama. Sie sieht aus wie eine Elfe, so klein, dünn und zart, dass der Wind sie davonträgt. Da höre ich Vater sagen: »Ich habe es dir gesagt, diese Nacht wird sie sterben. Das habe ich von den Ärzten gehört.«

Oma, bitte, wenn du Papa irgendwo im Himmel antriffst, bitte frage ihn, was ist wahr an diesem Traum? Ich konnte es nicht. Es war so ein Horror, dass ich den Mund nicht aufmachen konnte. Dann war ich auf einmal erwacht, und alles war weg. Ich lag ganz gelähmt da und nass vor Schweiß, und der Mond leuchtete vor dem Fenster, es war richtig gespenstisch. Anton wälzte sich in seinem Bett herum und redete im Schlaf etwas, das ich nicht verstand. Irgendwann stand ich auf und schlich mich in Mamas Zimmer. Ich wollte schauen, ob sie da war oder ob Papa sie mitgenommen hatte. Sie schlief und atmete laut. Ich schlüpfte zu ihr ins Bett und klammerte mich fest an sie. Da erschrak Mama. Was denn los sei, rief sie aus. »Ich habe schlecht geträumt«, sagte ich und kuschelte mich in ihren Arm. »Es wird alles gut«, seufzte sie und zog die Decke über uns beide. Sie roch sanft und beruhigend. Sie war warm und weich. Trotzdem konnte ich nicht einschlafen und blieb wach bis zum Morgen. Ich passte auf, ob sie noch immer atmete. Vom Traum habe ich ihr nichts gesagt. So einen Traum kann ich ihr nicht erzählen.

Was meinst du dazu, Oma?

Ich küsse dich!

Deine Nadja

4

Liebe Oma,

ich bin sicher, Mama hat ein Loch im Bauch. Wie die Mutter von Julia, die jetzt tot ist. Erinnerst du dich an meine Freundin Julia? Die große Blonde mit den Sommersprossen und der ewig laufenden Nase, die hinter dem Schulhaus wohnt? Sie ist drei Jahre älter als ich, geht nun aufs Gymnasium in der Stadt und hat keine Rotznase mehr. Ich habe gestern Julia getroffen. Sie hat viel geweint und gesagt, die Chemiefabrik hat meine Mama getötet, die Chemikalien haben sie so verätzt, bis sie ein Loch in den Bauch bekam. Ich fragte Julia, woher weißt du denn, dass die Chemikalien sie verätzt haben? Vom Papa, brüllte Julia. Und woher weißt du, dass deine Mutter an einem Loch im Bauch gestorben ist, fragte ich weiter. Die Ärzte haben es vor einem halben Jahr herausgefunden, erwiderte Julia, als ihre Mama immer blasser wurde und alles erbrach. Ich erschrak. Denn, wie du weißt, haben meine Mama und Julias Mama einige Jahre in der Chemiefabrik gearbeitet. Sie sind ja jeden Morgen gemeinsam mit dem Bus zur Arbeit gefahren. Als du gestorben bist, hat Mama die Stelle aufgegeben, denn es war niemand mehr da, der auf Anton und mich aufpassen könnte. Da blieb Mama daheim. Aber ich denke, sie hat zu spät bei dieser Scheißfabrik aufgehört. Ich weiß noch, wie ihr euch damals alle gefreut habt, als die Engländer die Fabrik gekauft haben. Geld wird nun in unserem Dorf fließen, so habt ihr alle geredet. Überall konnte man es hören, beim Bäcker, auf dem Markt, beim Metzger, in den beiden Dorfläden. Ich aber habe nie Geld fließen sehen. Nirgendwo. Auch Julia nicht. Und meine anderen Freunde auch nicht. Das haben wir nun von diesen Engländern, meint Julia, sie machen unsere Landsleute in ihrer Fabrik kaputt. Oma, Mama ist ganz sicher auch verätzt wie Julias Mutter! Sie erbricht jetzt auch jeden Morgen, mag kaum essen, ist kreideweiß und setzt sich nicht mehr mit Anton und mir an den Tisch. Logisch, sagte Julia, als sie das hörte, so macht man das, wenn man ein Loch im Bauch hat.

Oma, ich will aber nicht, dass jetzt auch noch Mama stirbt. Bitte rette sie, wenn du kannst!

Deine Nadja

5

Liebe Oma,

ich kann es einfach nicht fassen! So geil! Megageil, was da heute passiert ist! Den ganzen Tag habe ich mich gekniffen. Ich wollte ganz sicher sein, dass ich nicht träume. Es ist nicht zu glauben, Oma, echt!

Stell dir vor, heute Morgen stehe ich auf, und was sehe ich da – das ganze Zimmer voll mit neuen Sachen! Ich musste eine ganze Weile meine Augen reiben. Was ist bloß in der Nacht mit diesem Zimmer geschehen? Auf einmal liegen auf dem Pult ein Laptop und ein Tablet. Neben ihnen große Schachteln mit Farbstiften, Wasserfarben, Ölfarben und Malblöcken. Zwischen den Schachteln lächeln Schokolademännchen und ganze Tafeln Schokolade. Am Stuhl hängen zwei fantastische bunte Schulranzen, ein größerer und ein kleinerer. Am Boden stehen zwei Paar Markenturnschuhe. Nike! Wahnsinn! Eins für Anton und eins für mich. Neben Antons Bett ein riesiger Karton mit Lego. Zwei nagelneue Regenjacken liegen auf dem Tisch, zwischen ihnen sind Bonbons verstreut. Es riecht alles so wunderschön neu und süß!

Zuerst meinte ich, dass du es gewesen bist, Oma, die uns all die Sachen gebracht hat. Aber dann dachte ich, ach, Quatsch, Oma ist doch so geizig, sie gibt nie so viel Geld aus. Und im Himmel hat sie sicher kein Geld.

Dann weckte ich Anton. Der war aber baff, sag ich dir! »Eine gute Fee ist gekommen, ganz sicher eine gute Fee, eine gute Fee«, rief er und stürzte sich auf die riesige Legoschachtel.

Da kam Mama ins Zimmer hinein und lachte: »Guten Morgen, Kinder!« Auch sie war kaum wiederzuerkennen. Frisch frisiert, fein geschminkt und in einem neuen Kleid. Sie hat sich die langen blonden Locken schneiden lassen und hat jetzt eine vornehme Pagenfrisur. Ich verstand die Welt nicht mehr.

»Kommt jetzt frühstücken«, sagte sie.

»Woher ist das alles? Fließt jetzt endlich Geld im Dorf von den Engländern?«, fragte ich sie dann in der Küche.

»Wir sprechen darüber heute Abend, wenn Anton schläft«, sagte sie.

Jetzt ist sie wieder meine Freundin, Oma, wenn sie so zu mir spricht! Bin gespannt, was ich gleich von ihr hören werde. Ich muss nun zu ihr gehen. Anton schläft schon.

Deine Nadja

6

Liebe Oma,

jetzt weiß ich alles! Entwarnung, Oma: Mama ist nicht krank! Mama ist SCHWAN-GER! Sie hat nun einen neuen Job. Sie arbeitet als Leihmutter. Sie hat mich soeben über alles aufgeklärt. Auch darüber, wie Kinder genau entstehen und so. Sie wird Babys für Eltern aus dem Westen gebären, die kein Kind kriegen können. Sie verkauft auch ihre Eizellen. Für all das wird sie megagut bezahlt. Nun hat sie ihren ersten Lohn bekommen. Daher das Geld für die super Geschenke, die Anton und ich bekommen haben.

Mama hat gesagt, jetzt haben wir auch genug Geld, um unsere Geburtstage nachzufeiern. Und das machen wir in einem Restaurant! Direkt am Meer! Das hat sie mir versprochen. Am Wochenende, bevor die Schule beginnt. Cool! Das ist ja ganz bald. Ich darf alle meine Freunde einladen. Noch morgen mache ich eine Liste, wer alles kommen soll.

Ich habe Mama gefragt, wie sie denn das alles mit der Schwangerschaft und so geschafft hat. Sie hat mir erklärt, dass sie sich zuerst bei einem sehr bekannten Krankenhaus in der Stadt gemeldet hat. Dann wurde sie dort gründlich untersucht. Alles stimmte mit ihr, deshalb wurde ihr Bild in einen internationalen Katalog für Leihmütter gesetzt. Und du weißt ja, wie hübsch Mama ist, mit ihren goldenen Locken und ihren meerblauen Augen. Sofort fand sich ein Ehepaar aus Frankreich, das Mama gewählt hat. Denn die Leihmutter muss wie die zukünftige Mutter des Kindes aussehen. Das sei nun bei ihr der Fall, hat Mama gesagt.

Aber Mama war immer sehr klug. Sie hat mir soeben über ihren Traum erzählt, den sie unbedingt verwirklichen möchte. Mit dem vielen Geld, das sie bekommen wird, wenn sie ein gesundes Kind auf die Welt bringt, will sie einen zweiten Stock in unserem Haus bauen. »Da hätten wir Meersicht«, sagte sie, »Und mit Meerblick können wir Zimmer an Touristen vermieten. Von diesem Geld können wir dann immer ganz gut leben. Deshalb müssen wir jetzt alles dransetzen, dass das Kind gesund kommt.«

Ich finde es spannend. Das Baby kommt nächsten Frühling zur Welt, und dann beginnt sofort der Bau vom zweiten Stock.

Jetzt fallen mir die Augen zu, und ich muss schlafen gehen. Mitternacht ist schon lange vorbei.

Gute Nacht, Oma!

Deine Nadja

7

Liebe Oma,

du hast keine Ahnung, was das für ein verdammt tolles Geburtstagsfest geworden ist! Eine echt coole Party, sage ich dir! Schade, dass du nicht dabei warst. Oder hast du uns etwa vom Himmel gesehen? Keine Ahnung, was ihr da oben von der Erde mitbekommt. Darum erzähle ich dir jetzt ein bisschen vom Fest. Und wenn du Papa irgendwo begegnet, kannst du es ihm weitererzählen. Schade, dass auch er gefehlt hat.

Die Party war in einem italienischen Restaurant in der Stadt, direkt am Meer. Die ganze Terrasse war nur für uns. Mama hatte sie reserviert. Wir wurden empfangen wie in einem Märchenfilm. Mama war die Königin. Sie trug ein Plissee-Abendkleid aus blauer Seide. Ich war die Prinzessin. Ich hatte ein neues, ärmelloses Kleid an. Meins ist auch aus Seide und auch lang wie Mamas Kleid, aber in pfirsichrot. Anton war der kleine Prinz. Er trug einen neuen Anzug in Weiß mit einer schwarzen Fliege. Als wir zur Terrasse aufstiegen, stockte mir der Atem. Vor unseren Augen lag das echte Meer, blaugrau, wie du es auch kennst, aber um uns herum – ein zweites Meer! Ein Meer aus farbigen Luftballons, verstreuten Rosenblättern überall und vielen Vasen mit Gladiolen zwischen den Tischen. Zwei Kellner standen auf beiden Seiten der Treppe und begrüßten die Gäste. Jeder Gast wurde persönlich zu seinem Tisch gebracht. Alle Tische und Stühle waren in Weiß ausgekleidet, wie in einem Schloss. Tante Elvira, Onkel Milo und Cousin Leo kamen als erste. Mamas Arbeitskolleginnen aus der Chemiefabrik waren da, alle Nachbarn, alle aus meiner Klasse, die nicht in die Ferien verreist sind, und auch Julia mit ihrem Vater und ihren zwei jüngeren Brüdern. Es gab ein echtes Orchester mit Tanzmusik, viele bunte Lichter und am Schluss zwei riesige Torten. Die Kellner haben Wunderkerzen entzündet. Wie zwei kleine Feuerwerke sahen sie aus. Alle staunten und sagten: »Ein solches Fest gab es

noch nie. Noch nie hat jemand im Dorf so eine Party gegeben.« Mama und ich waren so stolz!

Nur am Schluss passierte etwas, was ich nicht verstand, aber Mama hat es mir dann erklärt.

Ich ging aufs Klo und traf dort Julia. »Sag mal, woher habt ihr jetzt plötzlich so viel Geld? Habt ihr vielleicht von einem reichen Onkel aus Amerika geerbt?« Ich konnte es nicht lassen und erzählte ihr von Mamas neuem Job. Mama hat mir ja nicht gesagt, dass ich es nicht erzählen darf. »Was? Deine Mutter, eine Leihmutter?« Julia glotzte mich entsetzt an. Als hätte ich etwas ganz Schreckliches gesagt. Als hätte ich dreckig geflucht, wie das Papa früher oft tat. Ich nickte nur und sagte nichts. »Wie lustig!«, lachte Julia. »Deine Mama legt nun Eier wie eure Hühner, verkauft sie aber wie goldene. Nicht so schrecklich billig, wie wir alle unsere Hühnereier dem Eiermann aus der Stadt verkaufen. Deine Mama, wie eine Glucke, die brütet? So witzig!« »Wieso denn witzig?«, fragte ich. »Einfach so«, sagte Julia. »Willst du eines Tages auch Leihmutter werden?« »Ja, warum nicht?«, erwiderte ich. »Ihr habt wohl beide nicht alle Tassen im Schrank«, meinte Julia. Danach ist sie ganz schnell mit ihrem Vater weggegangen. Sie waren die ersten, die gingen.

»Sie ist nur neidisch«, sagte Mama und umarmte mich, als ich ihr das erzählte. »Wir werden wohl lernen müssen, mit dem Neid der Leute zu leben.«

Neid ist aber schlecht, nicht wahr, Oma?

Deine Nadja

EVELINA JECKER LAMBREVA, 1963 im bulgarischen Stara Zagora geboren, lebt seit 1996 in der Schweiz. Sie arbeitet als niedergelassene Psychiaterin und Psychotherapeutin in Luzern und ist als klinische Dozentin an der Universität Zürich tätig. Sie schreibt in bulgarischer und in deutscher Sprache. Auf Deutsch liegen die Gedichtbände *Sammele mich ...* und *Niemandes Spiegel*, die Erzählbände *Unerwartet* und *Bulgarischer Reigen* sowie die Romane *Vaters Land*, *Nicht mehr* und *Entscheidung* vor. In ihrer Briefnovelle *Mama, wann kommst du*, der die hier abgedruckten Texte entnommen sind, befasst sie sich mit dem nicht nur in Südosteuropa nach wie vor brisanten Thema der Leihmutterschaft und deren psychosozialen Auswirkungen.

Zwei Antworten auf Pedro Rosa Mendes' Erinnerungen an Wolf Böwig

Von Marko Dinić

1

Die Rebellen ließen ihn nach seinem Vater suchen, setzten ihn, als er ihn gefunden hatte, auf dessen Leichnam und erklärten ihn zum »Fürsten der Toten«.¹

Im selben Jahr, da der Junge namens Morie seinen Thron bestieg und zum Fürsten der Toten erkoren wurde, war ich vierzehn Jahre alt geworden.

Einige Jahre zuvor hatte die Erde noch gebebt. Bomben waren auf meine Heimatstadt gefallen. Ich verstand nichts davon, und die Erwachsenen mögen grimmig in sich hineingelacht haben – die Zeiten waren rau. Das Kind dachte, eine Welt vorgefunden zu haben in ihrem natürlichen Trott. Wir und Sie waren keine Konzepte, sondern Wörter. Und bis jemand sich erbarmte, uns die Wörter zu erklären, blieben wir stumm gegenüber unsern Nachbarn, den Totmachern. Mit vierzehn Jahren – wir waren gerade in den Westen gezogen – kannte ich bereits alle Wörter auswendig. Doch es fand sich niemand, mich vor ihnen zu warnen. Wörter nämlich sind kontaminierte Körperschaften, fähig, die Erde beben zu lassen – meinen Nachbarn totzuschlagen. Wörter lassen auf Menschen schließen.

Morie – der Junge auf dem grausamen Thron, der früher sein Vater gewesen war – wusste, so stelle ich es mir heute vor, heute, da ich versuche, Wörter zum Schweigen zu bringen mit jedem geschriebenen Wort – Morie wusste um die Eigenschaften der Wörter, noch bevor sich jemand fand, sie ihm zu erklären. Er hatte früh genug den Menschen kennengelernt, den Horror, mit dem er seine Wörter aufwiegt: »Fürst der Toten« – nur ein weiterer Beitrag zur unermesslichen Niedertracht jener, die unsere Eltern morden und mit ihnen ihre Geschichten, ihre Gesichter, Kulturen.

Oder tragen nicht unsere Eltern die Gesichter der Schlächter?

¹ Der in kursiver Schrift gefasste Text ist folgendem Artikel entnommen: Pedro Rosa Mendes: Wahrhaftig sein, Auge in Auge. FAZ, 19.1.2018, <https://www.faz.net/aktuell/reise/wolf-boewig-ist-fotograf-kriegsreporter-weltreisender-15383148.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2>, 26.5.2021.

2

Mein Dolmetscher hatte sechs Kinder. Von einem neugeborenen bis hin zu erwachsenen, wie Orgelpfeifen. Als wir ins Dorf kamen, konnte man immer noch erkennen, wo Dostums Leute die Köpfe der Kinder zerschmettert hatten. Ein Fleck ... Es sah so aus, als hätten sie die Opfer an den Fußgelenken gepackt oder so ähnlich, denn an den Beinen der Säuglinge waren immer noch die bläulichen Abdrücke von Händen zu sehen. Die Köpfe ... Einfach so. Junge Schädel sind weich. Ich ging in eines der Häuser, und da lag die Leiche eines Mädchens. Ich konnte nicht genau erkennen, was mit ihr geschehen war, denn ihr Kleid war hochgezogen und bedeckte ihren Kopf. Ich meine die Stelle, wo ihr Kopf sein musste. Mein Dolmetscher schrie auf. Er schrie und schrie und schrie. Ich ging hinaus und hob die Hände: Wie? Wie? ...²

Wie? ist eine Kernfrage der Kunst. Bei der Suche nach Form stellt sich der Künstler zwangsläufig die Frage nach dem Wie. Wie? ist der natürliche Vorgänger von Form. Die Form als solche ist kalt. Sie allein ist lediglich Experiment. Die Form mit Inhalt aufzuwiegen ist daher eine weitere Ebene künstlerischen Schaffens. Eine universelle Sprache gefunden zu haben ist bereits Kultur.

Beispiel: Kinder sind keine Form, sie sind Teil einer Geschichte. In ihnen kulminieren Menschen, Orte, Ereignisse, fröhliche oder traurige – je nachdem, ob diese Ereignisse fröhlich oder traurig gewesen waren. Kinder können also als Teil eines wie auch immer gearteten Inhalts betrachtet werden.

Köpfe und Schädel sind Formen. In ihnen versucht die Natur, der Frage Wie? beizukommen, ohne sie laut aussprechen zu müssen. Genauso ist ein Kleid eine Form, eine Orgelpfeife, die Zahl 6 oder ein Schrei, ein Schrei, ein Schrei.

Die Form hält den Inhalt zusammen wie eine eigens für ihn gezimmerte Passform. Der Künstler ist ein Zimmerer und Sammler. Alle Geschichten werden gesammelt, reiben aneinander, werden abgewogen – das Kunstwerk lernt von sich selbst über sich selbst. Das Kunstwerk ist schlauer als jener, der die Passform zimmert. Zerbricht die Form, zerbrechen auch unsere Geschichten. Kultur – nirgendwo.

MARKO DINIĆ wurde 1988 in Wien geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend in Belgrad. Er studierte in Salzburg Germanistik und Jüdische Kulturgeschichte und veröffentlichte Prosa und Lyrik in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien. Sein erster Roman *Die guten Tage* erschien 2019 im Zsolnay Verlag. In den beiden hier abgedruckten Texten befasst er sich mit zwei aktuellen Konfliktregionen: Westafrika und Afghanistan.

² Ebenda.

Alternative kleinteufliche Miszellen

Von Josef Balazs

I. WISSENSWERTES

Alternativ oder nicht, man muss doch wissen, wer Brukenthal war: ein Siebenbürger, aus dem Stamme der Sachsen, der dank seines Wissens und Wesens zum Protegé der österreichischen Monarchin Maria Theresia avancierte. Als einziger seines Volkes und seiner Konfession – er war und blieb weiterhin Protestant – bekleidete er ein hohes Amt: Er war Gubernator Siebenbürgens. Die Unstimmigkeiten zwischen dem Sohn der verstorbenen Monarchin – Joseph II. – und Samuel von Brukenthal, der auch schon 65 Jahre alt war, führten 1787 zu seiner Entlassung aus dem Dienst. Er starb 1803 in Hermannstadt in seinem Palais am Großen Ring.

II. ZWISCHEN TAL UND BRÜCKE BZW. BRÜCKE UND TAL

Sein Vorfahr schon war ein großer Erzähler, so dass man nicht immer wusste, pasierte es auf der Brücke oder unten im Tal. So hielt er es auch mit den Religionen. Alle waren ihm lieb. Als der Vater geadelt wurde, suchte man nicht lange nach einem Namen; zum Adelsprädikat kam der Rufname: Bruckenthal.

III. BRUKENTHAL BEIM KÖNIG

Als Brukenthal in Berlin war, traf er auch den Preußenkönig Friedrich II., berichten alle seriösen Historiker. Da er mit dem Monarchen nicht französisch sprechen wollte, dieser aber nicht einmal mit seinen Windspielen deutsch sprach, beschloss Brukenthal, den Souverän in seiner siebenbürgisch-sächsischen Mundart anzusprechen.

Gewöhnt mit seinen Siedlern zu parlieren, dachte der König, er habe es mit einem holländischen Bauern zu tun, griff in die Rocktasche und schenkte ihm drei Kartoffeln mit den Worten: Diese sind Gold wert.

IV. PALUKES STATT KARTOFFELN

Es wird erzählt, Brukenthal habe die drei Knollen, die er vom großen Preußenkönig bekommen, nicht sonderlich beachtet und in eine Ecke seiner Kammer geworfen, wo sie vertrockneten.

Es wird auch erzählt, dass die arme Bevölkerung Transsylvaniens, sogar seine Landsleute, eine andere Speise, die zusammen mit der französischen Krankheit aus

dem Land der Indianer von Kolumbus gebracht wurde, nämlich türkisches Korn, den sie Palukes taufte, sehr mochten.

V. BRUKENTHALS LIST

Als Brukenthal noch in Berlin war und die drei Kartoffeln, die er von Friedrich II. bekommen hatte, in seiner Jackentasche steckten, las er eine kuriose Meldung in der Zeitung. Ein preußischer Edelmann offerierte seine Tochter als Frau demjenigen, der sie im Wettrennen besiegen würde. Allzu hochnäsiger und stolz war das Edelfräulein, so dass der Vater aus Verzweiflung diesen letzten Ausweg wählte, um sie zu verheiraten. Da der junge Brukenthal keiner Herausforderung aus dem Wege ging, meldete er sich an.

Am besagten Tage stellte er jedoch fest, dass außer ihm kein anderer Freier anwesend, da die Schnelligkeit des Fräuleins allgemein bekannt war. Nun, der Startschuss fiel, sie rannten los. Brukenthal lag vorne. Als er erkannte, dass der Abstand zwischen ihnen immer kleiner wurde, griff er in die Tasche und ließ eine Kartoffel fallen. Atalanta, das edle Fräulein, war erstaunt, bückte sich und hob die unbekannte Frucht auf. Gleich danach folgten die zweite und dritte Kartoffel, die sie alle aufhob und dabei nicht merkte, dass sie immer langsamer geworden und Brukenthal schon längst als Erster im Ziel war.

VI. VORFALL VOM 7. MÄRZ 1743

Mit großem Pomp fand die Initiation statt. Er war nun Eingeweihter. An einem einzigen Abend vom Profanen zum Lehrling aufgenommen und gleich danach zum Freimaurer-Meister erhoben!

Wenige Tage danach fand abermals ein Logenabend statt. Pünktlich klopfte er an die Logenpforte, sagte auch pflichtgemäß das Passwort, das von ihm am Eingang gefordert wurde. In der großen Halle erblickte er eine weibliche Person, die, hinter einer Säule versteckt, ihm Zeichen machte. Er ging hin. »Katharina mein Name«, sagte sie, »ich bin hier bei der Herrschaft im Dienst. Habe gehört, dass der Herr aus Leschkirch kommen. Ich hingegen aus Agnetheln. Kommen Sie doch mit mir in die Küche und erzählen mir Neuigkeiten aus der Heimat.« Sie öffnete eine geheime Tür, und beide verschwanden.

Am gleichen Abend wurde die Loge auf Maria Theresias Befehl von Soldaten überfallen und sämtliche Freimaurer verhaftet. Brukenthal war nicht dabei.

VII. DAS FESTESSEN

Abermals waren viele Gäste an Brukentals Tafel im Frecker Schloss zugegen. Sein französischer Koch dagegen befand sich in Wien, wo er auf Befehl seiner Exzellenz die neuesten Pastetenrezepte erlernen sollte. Den Hauptkochlöffel führte indes die böhmische Großköchin Libusa. Die vielfältigen Vorspeisen wurden mit größter Bewunderung goutiert, der edle Tokajer mundete auch sehr. Gute Stimmung stellte sich ein, man wechselte aus dem Ungarischen ins Deutsche und umgekehrt.

Im Türrahmen erschien der Tafeldecker Seiner Exzellenz und kündigte den ersten Hauptgang an: Rehrücken. Jedem Gast wurde von der weißhandschuhten Dienerschaft ein großer Silberteller vorgesetzt. Die Damen holten sogleich ihre Lorgnonns hervor, um den unbekanntem Brei, der neben dem edlen Fleisch kredenzt wurde, zu begutachten. Die Herren schwitzten unter der Perücke beim Betrachten der unbekanntem Masse auf ihren Tellern. Leicht hüstelnd versuchte eine Dame zu kosten,

verschluckte sich aber dabei. »Das ist doch ungenießbar«, sagte sie dem Baron Brukenthal, der gegenüber saß. Exzellenz war auch ganz verduzt und sprachlos, da er die Speise noch nie gesehen, geschweige denn gegessen. Der freiherrliche Tafel-decker musste sodann die Großköchin herbeizitieren. Eine Zumutung sei das, sagte der Baron und lief rot an. »Ja«, sagte die Großköchin Libusa, »das mutet Seine Exzellenz seinen Bauern wohl zu. Das ist die von Seiner Exzellenz vielgepriesene Kartoffel. Diesmal als Püree zubereitet, das kenne ich noch von meiner Mutter. Schmeckt gut!«

JOSEF BALAZS studierte Germanistik und Romanistik an der Universität in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben). Er ist u. a. Mitherausgeber des Fotobandes *Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen* (2018). Seine Beiträge erschienen in den *Spiegelungen*, *MATRIX*, *Humanität*, *TAU*, der *Siebenbürgischen Zeitung* sowie in der *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien*.

Tomáš Janovic

Auswahl aus frühen Anekdoten

Von klein auf im Wind

Als ich sieben war
ging ich mit Mutter und Vater die beide um vieles jünger waren
als ich es jetzt bin
aus Banská Bystrica in die Berge hinauf
zu meinem ersten richtigen Ausflug
rundum Schnee und plötzlich befahl Vater flüsternd »Hinlegen«
unweit von uns gingen
Deutsche mit Hunden
sie gingen vorüber
und Vater fragte kurz darauf »Wisst ihr warum die Hunde versagten?
Der Wind blies
aus ihrer Richtung zu uns.«

Seither lerne ich immer wieder von neuem
wie wichtig es ist
zu wissen
woher der Wind weht

Und es wird mir zunehmend
speiübel

Drei Kirchen

für Pavel Vilikovský

Vielleicht wird Rabbi Löw
 einmal einen ökumenischen Festtag erleben
 wenn die evangelische Kirche
 an das Tor der katholischen
 klopft
 oder umgekehrt
 die katholische Kirche
 an das Tor der evangelischen anklopft
 und eine Kirche in die andere Kirche hineingeht
 und sich dann
 beide Kirchen
 vor dem Altar
 schwarze Hüte aufsetzen
 und sich aufmachen
 um ans Tor der Synagoge zu klopfen
 oder umgekehrt
 die Synagoge setzt sich
 einen schwarzen Hut auf
 und macht sich auf
 um zuerst an das eine Tor
 dann an das andere Tor zu klopfen
 worauf die evangelische Glocke und die katholische Glocke
 zu Mittag läuten
 und die Synagoge fragt:
 »In welchem Ohr läutet es nun?«
 und alle drei Gotteshäuser
 gehen dann
 in die Dorfkneipe
 auf ein Glas
 nicht geweihten Wein
 und erzählen sich Anekdoten –
 wer von den Kirchen die
 traurigste zum Besten gibt
 muss die nächste Runde
 ausgeben

Aus: Dostal rozum [Endlich vernünftig]. Levice 2001.

Meine zehn Gebote: IV.

Begehre nicht deines Nächsten
Energie

Andererseits – wenn du deinem Nächsten keine Energie raubst, wirst du lediglich traurige Anekdoten wie diese schreiben:

Unsere Vorstellungen
vom Leben:
ein bisschen geboren werden
ein bisschen leben
und dann
ein bisschen sterben

Verwendungszweck

Für bedeutende Schweinereien
benutzt man bedeutungslose Schweine

Beständigkeit

Die russische Seele ist ein Fels
der beständig den Abhang
hinabstürzt
auch wenn er in der Ebene ruht

Meinung

Am einfachsten ändert man seine Meinung
wenn man keine hat

Abmachung

Wenn man einfach so mit
dem Leben
eine Abmachung treffen könnte
dass man es zunächst einmal
ins Unreine lebte

Kontakt

Neue Technologien ermöglichen es uns
mit Menschen
in unmittelbaren Kontakt zu treten
ohne dass
wir mit ihnen in unmittelbaren Kontakt
treten

Aufrichtig

Er brach in Tränen aus
und bekannte aufrichtig
»Wie kann ich hier leben
unter lauter
Schweinen
wie ich eins bin«

Seelenverwandtschaft

für Vladimír Holan

Wie lässt sich
zu einer anderen Seele
eine Beziehung herstellen
wenn wir ihr weder über die Wange streichen
noch sie in den Hintern treten können

Werbung

Vielleicht ließen sich die Zehn Gebote
leichter durchsetzen
wenn sich die Werbeagentur von Coca-Cola
ihrer annähme

Aus: Nikoho nezabije [Das bringt keinen um]. Levice 2003.

Unverzeiblich

Europa wird es
Amerika
nie verzeihen
dass Europa
der Vater des Faschismus und
die Mutter des Kommunismus ist

Einsturzgefahr

Ein Kartenhaus fällt immer in sich zusammen
selbst wenn alle Karten aus
Jokern bestehen

Schwierige Kindheit

»Kain erschlug Abel
weil er eine schwierige Kindheit hatte«
»Aber hatte denn Abel keine schwierige?«
»Doch, aber
Kain war sensibler«

Selbsterhaltungstrieb

Jeder Mensch verfügt über
den Selbsterhaltungstrieb
eine Ausnahme bildet nur
die Menschheit

Ein Gedanke

Ein Gedanke sollte niemals so groß sein
um nicht in einem Kopf Platz zu finden

*Durchhaltevermögen oder
Bei der Lektüre von Gogol'*

Russland
hält alles aus
nur keine Demokratie

Pragmatismus

Was heißt eigentlich Pragmatismus?
Wenn sich die Juden
trotz allem
arabischer Zahlen
bedienen

Nicht abzulegen

Du kannst die Kleider
deines Vaters nicht ablegen
selbst wenn du nackt gingst

Aus: Je taký [So ist er nun mal]. Levice 2004.

Bei der Lektüre der slowakischen Geschichte

Unser slowakisches Gedächtnis lässt sich nicht einmal
als Schnürsenkel für Schuhe gebrauchen –
so kurz ist es

Ein Einziges

Ein Gott
ein Volk
eine Partei
ein Führer –
und für all dies
hattest du nur ein Leben

Ein ideales Leben

Es gibt weder ein ideales Leben
noch einen idealen Menschen
es gibt nur ideale Ideale

Das Messer im Rücken

Das Messer in den Rücken steckt dir jener
der dir in den Hintern kriecht –
denn es liegt auf seinem Weg

Jajkele bei der Lektüre der Zehn Gebote

Herr, hast du für mich keinen
besseren Job
als Mensch zu sein?

Die freie Welt

Die freie Welt ermöglicht es jedem
freiheitlich Gedanken zu verbreiten
die sich auch gegen die freie Welt richten

Ein kompliziertes Problem

Nicht einmal für ein äußerst kompliziertes Problem
solltest du mehr als zehn Sätze verschwenden
denn welches Problem ist komplizierter
als das Leben
und dafür müssen uns die Zehn Gebote genügen

Aus dem Slowakischen von Renata SakoHoess

TOMÁŠ JANOVIC wurde 1937 in eine jüdische Familie in Bratislava geboren, wo er auch heute noch lebt. Er begann nach dem Studium als Redakteur der humoristischen Zeitschrift *Roháč* [Der Hirschkäfer]. Seit den 1990er-Jahren ist er freiberuflich tätig. Ab 1962 brachte er seine auch als Anekdoten bezeichneten Aphorismen in mehreren Publikationen heraus und wurde durch seine Kinderbücher bekannt. Janovic ist mit seinen nicht selten gesellschaftskritisch angehauchten Mikrotexten auch in den führenden slowakischen Tageszeitungen präsent.

RENATA SAKOHOESS, 1961 in Bratislava (dt. Pressburg) geboren, kam im Herbst 1968 nach Deutschland und lebt in München. Nach ihrem Germanistik- und Slawistikstudium arbeitete sie zunächst für das Münchner Kulturreferat und begann literarisch aus dem Slowakischen zu übersetzen. Ihre erste publizistische Arbeit war der *DUMONT-Reiseführer Slowakei*, der seit 2001 sechs Auflagen erlebte. Für die Neuausgabe von Kindlers LiteraturLexikon 2009 verfasste sie etwa 20 Beiträge über bedeutende slowakische Werke. In ihrer jüngsten Veröffentlichung *Literarischer Reiseführer Pressburg/Bratislava* (2017) übernahm sie die Mehrzahl der slowakischen Übersetzungen.

Kristiane Kondrat

EIN GEIGER hat
den Sturm in den
Bergen ausgelöst
nicht zu hören im Tal
in abgetöteten Räumen
bewegen sich nachts
eingerahmt in Fenstern
einzelne Sterne
ganz langsam
während
die Bäume heimlich
zueinander finden
aus Wunden
tasten die Wurzeln
die Wege ab
bis das Gras
hochschießt

Himmelwärts tauchen
im Morgengrauen
ein in den Nebel
Arme baumschwarz
greifen Krallen
nach dem Licht

VOR EINER WOCHEN ERST

kam ein violetter Schrei vom Berg.

Kommt heute wieder
rollt den Hang herunter, zerbricht
wird Splitter, wird Ufersand
wird ein Schrei vom Ufer her
nicht einmal als Inschrift im Stein wird er überleben

Die Frist für die Trauer ist so kurz
dass wir in ihr keinen Platz haben
und unsere Finger und Zehen nach außen lugen

Ein Flugsaurier kreist über der Schneedecke, ohne sie zu berühren
Vor dem Eingang zur Hütte liegt ein alter Lumpen
Noch Frost in den Gesichtern
ganz andere Wesen
unten im Tal
die Schatten
keine Wurzeln schlagen

EIN ZOTTIGER HUND

treibt die Wolken ein
die abgefallen sind
vom Himmel
der jetzt leer ist
und von oben seine Wolken beobachtet
die über die Wiese laufen
getrieben von einem zottigen Hund
sodass die ganze Wiese bellt und blökt
die angrenzt an das Waldhaus
das sich die Frau des Waldhüters
aus der Landschaft herausgeschnitten hat
zwei Bäume dazu und ein Stück See
mit etwas Ufer
Sie öffnet alle Fenster
und ruft nach dem zottigen Hund
dessen Bellen sie nicht abstellen kann
das jetzt ein Quaken ist
Auf ihre Rufe
meldet sich ein Frosch
der im Tümpel
unter dem Fenster
aufgewacht ist

JEMAND HAT die Zeit
eingerissen einer wie du und
ich vor meiner Haustür stehe:
Was soll ich glauben
mir selbst nicht mehr
auch dann
wenn die
Adresse stimmt
der Schlüssel
passt nicht
ins Schloss
in dieser Stadt
nicht in der anderen
lagen gestern in einem
schattenlosen Park
abgelegte Wege
mit Bänken im Mittag
Eine Sonnenbrille sah
mich nichtssagend an
ich sagte auch nichts

Ich gehe zwanzig Minuten vor
an grauen Bahnhöfen mit grellen Augen
komme ich früher an als gedacht
dass mein linker
und mein rechter Schuh
in einen Streit verwickelt sind
Ich kenne niemanden
in Hamburg
auch nicht in Berlin
kein großer Bahnhof
mit beiden Schuhen
die ewig streiten
sich hassen auch
in anderen noch
fremderen Gassen
um mein Guthaben
auf dem Handy
das ich verbrauchen sollte
So ich es wollte
könnte ich das tun
irgendwann
Ich kenne aber
niemanden in Hamburg
auch nicht in Berlin
und die ich kenne
rufe ich nicht an

Aus dem Unlicht kam er
aus dem ungewissen Ort
ohne Spiegel im Haus
mit verhängten Fenstern
aus irgendeinem Tag gefallen
aus einem irgendwann gefallenen Tag
kam er immer wieder aus einer anderen Richtung
er hatte Freunde
die ihn lobten
sie traten für ihn auf
als Schattenzeugen
in den Vorhöfen der Richtstätten

Die Kastanien tragen jetzt
die Blätter der Buchen
und alle Bänke sind weg
die Landschaft ist umgezogen
vielleicht aber hat sie sich nur verkleidet
in der Umkleidekabine im Kaufhaus
vielleicht gefielen ihr die alten Kleider
nicht mehr seit der Nacht
als der Schornstein auf dem Schindeldach
den Vollmond auffangen wollte
dieser abzustürzen drohte
dessen Absturz unser Haus zerstört hätte
das mein Großvater gebaut
und die Blätter der Äste
einzeln an die Bäume geklebt hat
die dann abgefallen sind
sodass sie mein Großvater
wieder ankleben musste im Frühjahr
das jedes Mal kam
wenn ich ohne Jacke
in den Garten gehen durfte
in einem blauen Kleid
das jedes Mal flatterte
wenn der Wind durch den Garten zog
der auch da war
wenn ich rannte
so schnell ich konnte
Vor etwas war ich davongerannt
und mein Großvater sagte:
Unser Haus gleitet langsam talab
Aber du wirst nichts spüren

Als wir über den Bach gesprungen sind
 in der Kindheit, hatten wir
 Zahlen übersprungen
 hatten wir einige Worte übersprungen
 die unnötig waren
 Als wir Mühlsteine aufessen mussten
 konnten wir nicht mehr über den Bach springen
 Gedenktage nicht beim Namen nennen
 konnten wir noch

Heute sehe ich mein altes Lächeln
 im Spiegel mit der Erinnerung:
 Es wird wieder Gras
 wenn das Wetter kommt
 mit einigen Sommersprossen
 schon im März
 es Lichtungen ohne Sonne
 gibt mitten im Wald
 mit violetten Schatten im Unterholz
 bevor der Löwenzahn leicht wird
 und fliegt

KRISTIANE KONDRAT, geboren 1938 in Reschitza (rum. Reșița) im Banater Bergland, studierte Germanistik und Rumänistik in Temeswar (rum. Timișoara) und arbeitete anschließend als Kulturredakteurin. Seit 1973 lebt sie in Deutschland und war als freie Journalistin tätig. Ihre literarischen Veröffentlichungen finden sich unter anderem in Anthologien, Literaturzeitschriften und Feuilletons. Kristiane Kondrats erster Gedichtband *Regenbogen* erschien 1968 im Jugendverlag Bukarest. 2019 veröffentlichte sie den Roman *Abstufung dreier Nuancen von Grau* in 2. Auflage beim danube books Verlag in Ulm, ebenda erschien 2021 eine leicht überarbeitete 2. Auflage der *Vogelkirschen* unter dem Titel *Bild mit Sprung*. In Vorbereitung ist im gleichen Verlag ein Lyrikbuch mit dem Titel *Wer tanzt im Niemandsland?*, das Anfang 2023 erscheinen soll. Zu ihren Auszeichnungen gehören der Förderpreis für Lyrik 2011 der Cité der Friedenskulturen (Lugano) sowie der *Spiegelungen*-Preis für Lyrik (Publikumspreis) im Jahr 2017.

Sigrid Katharina Eismann

Römische Haikus

*Für die Andersreisende Ilse Hehn**

Marmorgemurmeln
Blumengebüsch
aus tätowierten
Hinterhöfen
Tagliatelle takten
unaufgerechter
Spaghetti ohne Träger

ins Gewirr der Stradas
jagen raue Taxifahrer
im Mini-Blech
über poetische Kloaken
nella bocca de la verità

in Sandalen
über Engelsbrücken
am Grab gezärtelt

Mäzene rütteln an
Wäscheleinen
schlafende Fassaden
zersungene Dolden
baden im Fresko-Frascati
nicht leicht gefundenes
Touristenfressen

zwischen Schmutzhüllen
und Kratern
rafaellen Dichter
ohne Stadtplan

barocke Mäuler
verspeisen Literaturen
der Bibliothekar
ein Ungeheuer

verheizte Artisten
schnurrende Ruinen
jenseits der Touristen-
adern
isola diva
römische Haikus
ungesüßt

April 2020

** Antwort auf Roms Flair in Flagranti, Ilse Hehn*

*Phoenix – in die Freiheit, verschachtelt**

Taub und blind
Eisblumen im Radar
Temeswar

Lyren klirren
fluchen
verduften

im Hürdenlauf
in die Dschanga gestiegen
sie rumpelte lustlos
mit Volk und Familie
aus der Inneren
ins Betongras

im Hinterhof versackt
in der Sommerküche
Sarmale gegessen &
Schnaps getrunken
Spürhunde am Fenster
die Koffer gepackt?

du musst mir helfen
du musst etwas festhalten
mit deinen Gitarrenhänden
die Spürhemden starren ins Fenster
zieh ordentlich dran, es muss halten

schwarze Kisten eingeparkt
groß genug, den Bassisten zu verstecken
die Musen steigen ein
ohne Soundcheck
ohne *Ceau*

hinter Molton-Gardinen
Atem vertaut
der schwarze Vorhang fällt ohne Publikum
den großen Bären
die grünen Elfen
kann man nicht verstecken

in jeder Kiste
ein Herzschlag
die Sprache verschachtelt

geschwind *erl*te die Band
in Jethro-Tull-Sandalen
den transsilvanischen Wind
im Genick
er war noch ein Kind

Hand rutschte aus
die Menschenfracht
in der Kiste verstummt
weckt sie nicht auf
Spürhunde und Grenzler

der Campingbus wurzelt
unterm Baum im anderen Land
die Musen purzeln heraus
taub vor Freiheit
sie ist kein Picknick
das Publikum bleibt daheim

es war einmal eine schwarze Box
groß genug, einen Menschen zu verstecken
der Traum vom Rockpalast mit weißen Lettern
Frei sein
 im Sound verschachtelt

Wald und Knospe
Muttersprache ins Archiv, ne Heimatlose

**1977 flob die rumänische Band Phoenix in Marshall-Boxen in den Westen.*

SIGRID KATHARINA EISMANN, 1964 in Temeswar (rum. Timișoara) geboren, ist Schriftstellerin und Übersetzerin. Zu ihrem künstlerischen Repertoire gehören ebenso Text-Klang-Experimente mit Welt- und Jazzmusikern, Auftritte auf Kleinkunsth Bühnen oder Ausstellungen. Neben Veröffentlichungen in Anthologien legte sie 2017 den Gedichtband *Reise durch die Heimat – Von Offenbach nach Temeswar* vor. Ende 2020 erschien der Kurzroman *Das Paprikaraumschiff* bei danube books.

Edith Ottshofski

l'chaim

holprig stolpert gramvolles
in den sonnigmilden sonntag
und der stein und die baracke
und

kindheit vergangenheit

nah

da stehst du
perlendes nass in der hand

auf das leben

heut traf ich dich

heut traf ich dich am nachmittag
viel dummes zeug hast du geredet
doch dies eine mal schautest du
unendlich traurigfroh

bevor ich ging
viel dummes zeug hab ich geredet
doch dies eine mal trennte ich mich
unendlich traurigfroh

langos

sagte meine mama stets
sind schnell gmacht

holst etwas hefe
setzt sie mit warmer milch
und zucker an
gibst mehl derzu
eine prise salz
riehrst einen teig an
knetst ihn durch
lasst ihn gehn
walkst ihn aus
schneidst rechtecke
ritzst sie zweimal ein
lasst sie nochmal gehn
und backst sie aus
in der heißen pfannen

langos
frage ich meine mutter
heute
wie geht das nochmal?

ich weiß nicht

EDITH OTTSCHOFSKI, 1964 in Temeswar (rum. Timișoara) geboren, reiste nach dem Studium an der Universität Temeswar 1990 nach Deutschland aus und lebt seit 1995 unter anderem als Publizistin und Übersetzerin in Berlin. Sie verfasste Literaturfeatures über Ion Luca Caragiale, Gellu Naum oder Oskar Pastior und publizierte die Gedichtbände *der schaum der wörter*, 2010, *im wohlklang unverhohlen*, 2018, *Clipe. Augenblicke. Clins d'oeil*, 2021. Im Jahr 2016 erschien ihr Roman *Luftwurzeln*. Zudem veröffentlichte sie zahlreiche Rezensionen über rumänische und rumäniendeutsche Literatur und darüber hinaus.

Rolf-Bossert-Gedächtnispreis 2021

Bleiben wir Dichter?

Neue Prolegomena zum Rolf-Bossert-Gedächtnispreis –
Reschitza, 29. August 2021

VORBEMERKUNG »ZUM PREIS EINER NACHSILBE« – ZU UNSEREM FREUNDES- UND FÖRDERKREIS

Dieser Kreis vereint mittlerweile gut sechzig Mitglieder. Es sind – alte und neue – Kennerinnen und Bewunderer von Rolf Bosserts Schaffen. Zum Ziel gesetzt hat er sich, den Umgang mit dem Andenken an ihn sowie die Beschäftigung mit seinem Werk zu fördern. Darum heißt er *Förder-* und nicht *Förderer*kreis; nicht versehentlich oder um eine Silbe zu sparen. Förderer kann Rolf leider keine mehr haben. Noch zu Lebzeiten aber hätten sie ihm gutgetan.

DIE ENTSTEHUNG

Dieser Preis verdankt seine Entstehung einer Verkettung glücklicher Umstände: Aus einem anfangs ganz kleinen Kreis von alten Freunden Rolf Bosserts heraus formulierte einer 2018 anlässlich einer Literaturtagung in Deutschland das Bedürfnis, dem dichten Nebel des Vergessens, der Rolf Bosserts Leben und Werk deutlich zu umfassen angefangen hatte, etwas wie einen Erinnerungsansatz entgegenzusetzen. Einen Preis vielleicht? Nachdem es in seiner Heimatstadt einen, genaugenommen sogar zwei beherzte Gastgeber dafür gab und gibt, nahm dieses Gedenken bald konkrete Gestalt an. Und der Kreis jener, die dieses Ansinnen befürworteten und unterstützten, wuchs – und wächst weiterhin – erstaunlich schnell.

Seit seinem denkbar unfreien Tod sind nicht sehr viele Tage vergangen, an denen ich seiner nicht wenigstens für einige Augenblicke gedacht hätte. Im Verlauf zahlreicher Begegnungen sind Gemeinsamkeiten entstanden, die ich – je länger sie zurückliegen, desto mehr – für mich für unverzichtbar halte.

»Ich biete der Dummheit die Stirn.
Wer bietet mehr?«

stammt von Rolf. Als er mir dieses Juwel vorlas – es war gerade entstanden –, bin ich ihm um den Hals gefallen. Gern zitierte er bei unseren Treffen eingangs »trau/schau/wau« aus meinem Ach wie ist mir so blau; das gehörte mit zu unserem Warmlauf-Ritual. Nicht immer kamen unsere Begegnungen aus literarischem Anlass zustande; literaturzentriert war unsere Beziehung aber schon. Wenn ich rückblickend die Orte

der gut zehnjährigen Jahre unserer Begegnungen in Gedanken überschlage, bin ich immer wieder überrascht, welch unterschiedliche Gelegenheiten uns zusammengeführt haben: Literaturkreise, Poesie-Festivals, Preisverleihungen, Abschiedsfeiern, Buchprojektbesprechung, eine Hochzeit, die einwöchige Begleitung von fünf »bundesdeutschen« Schriftstellern, vielfache Privatbesuche, die bedrückende Silvesterparty in einem Bukarest der Untergangsstimmung 1984/85.

Zur Unzeit – und es ist immer »zur Unzeit« – hat Rolf hat sich entschieden, seinen unausgesprochenen Sehnsüchten, den tiefsitzenden Enttäuschungen, seinem unbändigen, unstillbaren Lebenshunger und, vor allem, dem erlittenen Unrecht ein Ende zu bereiten. Dabei musste er das Wenige aufgeben, das er besaß: sein Leben.

Dem Radikalsten und Kompromisslosesten von uns, dem zur Zweifellosigkeit und Gleichgültigkeit Unfähigsten widmen wir jetzt hier diesen Preis; selber unfähig, ihm in seine letzte freie Entscheidung zu folgen: den freien Fall. Und wir erschauern erneut vor dessen Gewalt.

Wir verleihen diesen Preis im Gedenken an einen ganz ungewöhnlichen Mann und großen Dichter. Natürlich ist – unter diesen Auspizien – unser Standpunkt denkbar elitär, hoch anspruchsvoll und exklusivistisch. Was mich betrifft, bin ich – in einem deutlich post-sokratischen und anti-plebsokratischen Ansatz – nicht bereit, auch nur einen Deut davon abzuweichen. An diesem werden auch die künftigen Preisträger sich messen lassen müssen. Denn die Tiefe und das Chiffrehafte vor allem seiner späten Gedichte werden häufig unterschätzt, wenn nicht gar verkannt, so sinnlich sind sie auf der anderen Seite, und Rolf selber so ins Leben vernarrt gewesen. »Bookish«, »livresque«, also gelehrsam oder »verkopft« aber sind sie nie: Gedichte, die alle Sinne ansprechen, die man riechen, schmecken, hören konnte und kann, Gedichte zum Anfassen, aber nur scheinbar zum Greifen nah. Gleichzeitig aber auch welche, bei denen einem Hören und Sehen vergehen konnte; weil nämlich das Nachdenken darüber anfängt. Möge dieses so bald nicht aufhören.

HELLMUT SEILER, geboren 1953 im siebenbürgischen Reps (rum. Rupea), arbeitete zunächst als Lehrer. Erste schriftstellerische Arbeiten entstanden in den frühen 1970er-Jahren (Gedichte, Aphorismen, Satiren, Kurzprosa, Literaturkritiken u. a.). 1984 erhielt er den Adam-Müller-Gutenbrunn-Preis. Von 1985 bis zu seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland 1988 hatte er Berufs- und Publikationsverbot. Für seine literarischen Werke wurde Seiler mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Preis der Künstlergilde Esslingen (1998 und 1999), dem Würth-Preis der Tübinger Poetik-Dozentur (2000) und 2001 dem Irseer Pegasus. Seit 2014 ist er Generalsekretär des Exil-P.E.N.-Clubs.

Dankesrede anlässlich der Verleihung des Rolf-Bossert-Gedächtnispreises 2021

Von Britta Lübbers

Ich möchte meiner Dankesrede ein Gedicht voranstellen, das ich über Rolf Bossert geschrieben habe:

Gespräch mit einem toten Dichter

Wie kamst du rüber
Über die Milchstraße
Mit deiner halbwildem Carpați
Dieser hellblonden Freundin

Du schnipptest die Asche
Von den Treppen des Winds
Fielst aus dem Fenster
Jetzt will es keiner gewesen sein

Die Sonne war hohl
Und Lieblosigkeit zog auf
Aus der Zukunft

Eine Klinge, leicht zu übersehen
Inmitten von Nägeln und Nietem
Für alles, das neu war

Du drehtest Worte in Tabakpapier
Jetzt gehst du umher
Als Bleistiftsilhouette
Dein Beat ist Grafit, hör mal
Dass etwas so Schmales
So rocken kann

»Die Treppen des Winds«, »Lieblosigkeit zog auf aus der Zukunft« – das sind Rolf Bossert-Worte; ich habe sie mir geliehen für ein Gespräch, das ich nur in meinem Kopf führen kann. Rolf Bossert nahm sich 1986 mit 33 Jahren das Leben, kurz nachdem er in den Westen gegangen war. Oder sagen wir so: Der Selbstmord ist eine Lesart seines Fenstersturzes aus dem Übersiedler-Wohnheim in Frankfurt am Main. Von den »ungeklärten Umständen seines Todes« ist in vielen Texten über ihn die Rede.

Ich war damals 26 und in meinem Abschluss-Semester an der Universität. Von Bossert hörte ich das erste Mal 1987 in einem Interview, das Herta Müller dem *Spiegel* gab. Sie war mit ihrer Mutter und ihrem Mann nach Deutschland ausgereist: »24 Stunden mit dem Zug« – aber es waren »Jahrhunderte«, sagte sie.¹ Und angesprochen auf Rumänien: »daß ich in diesem Land nicht mehr leben wollte und nicht mehr leben konnte«.² Im *Spiegel* sagte sie über Bossert und sich: »Für uns war der Tod von Rolf ein schwerer Schlag [...]. In Rumänien hat man ihn ganz übel schikaniert. Als man ihm den Pass zurückgab, hat er nicht mehr begriffen, daß er dieses Land loswird. Er hat nicht mehr an seine Ausreise geglaubt, er ist in den Zug gestiegen und hat nicht geglaubt, daß er wirklich wegfährt.«³

Bossert fuhr also in eine Zukunft, in der er nicht ankam. Geradezu seherisch muten diese Zeilen von ihm an: »Ich stürze aufs Pflaster und fall auf die Welt.«

Ich wusste nicht viel vom kommunistischen Rumänien, über die deutsche Minderheit dort nahezu nichts. An der Hochschule war ich in einer linken Gruppe engagiert. Die linken Uni-Gruppen legten ihren Fokus lieber auf die Militär-Diktaturen in Südamerika. Willkür und Terror in den Staaten des Warschauer Pakts wurden von Linken in Deutschland nicht gerne thematisiert. Man wollte die Idee des Kommunismus nicht diskreditieren.

Herta Müller aber ging mir nicht aus dem Kopf. Ich fand ihre Texte verstörend und brillant und kam über sie zu den Gedichten von Richard Wagner, Oskar Pastior und von Rolf Bossert. Von ihm las ich den Band *Auf der Milchstraße wieder kein Licht*, den der Rotbuch Verlag herausgegeben hatte. Ich war elektrisiert. Keiner der deutschsprachigen Lyriker, die damals in Westdeutschland angesagt waren, hatte einen solchen Sound. Nicht der zu Kitsch neigende Erich Fried, nicht der rotzige Rolf Dieter Brinkmann, auch nicht der wütende Wolf Wondratschek.

Wer war dieser Bossert? Unter welchen Bedingungen schuf er diese intensive Literatur?

»Wie es gewesen sein mag, im Rumänien Ceausescus die Existenz eines Schriftstellers zu führen, von der Zensur entmündigt, ständig von der allgegenwärtigen Securitate und dem Berufsverbot bedroht zu werden – es lässt sich wohl im Freiraum eines heutigen Arbeitszimmers [...] kaum nachvollziehen«,⁴ sagt der Lyriker und Büchner-Preisträger Jan Wagner über Bosserts Situation. Man könne sie höchstens erahnen, zumal Bossert einer sprachlichen und kulturellen Minderheit angehörte, deren Leserschaft im Inland klein und im Ausland schwer zu erreichen war.

Und ich, wie näherte ich mich diesem Schriftsteller? Mit Respekt. Mit Bewunderung. Mit Zuneigung. Rolf Bossert spricht zu mir aus dem Gestern ins Heute, er spricht vernehmlich in einem lichten Raum, ich muss nur hineingehen.

1 Es hätte so geschehen können. In: taz am Wochenende, 18.2.89, S. 29.

2 Ebenda.

3 »Jetzt hoffen die Rumänen auf Gorbatschow«. Die Schriftsteller Herta Müller und Richard Wagner über die deutsche Minderheit im Ceausescu-Staat. In: Spiegel, 3.5.1987.

4 Jan Wagner: Hey Jonas, heute ist's sonnig im Wal. In: Frankfurter Rundschau, 16.8.2006.

Für die Teilnahme am Rolf-Bossert-Gedächtnispreis habe ich mir den Lyrikband *Ich steh auf den Treppen des Winds* gekauft. Eines Tages lag das Buch vor mir.

Es ist Winter, ich sitze in meiner kleinen Wohnung und vertiefe mich in die Seiten, die fast die gesamte Bossert-Lyrik enthalten. Ich koche mir Tee, draußen fällt Schnee wie in Bosserts frühen Gedichten, ich lese und lese: »mein bestes wollen sie alle / trostwerte / schneien herab.« Der junge Bossert vertraut mir an, dass er noch nicht aufs Ganze gegangen ist. »hab immer nur das vorletzte Geld versoffen, daraus ein lied mir gemacht / mit roten augen.« Der junge Bossert, der Groll hatte, Angst und Lust, ist ein Lumpenpoet wie Francois Villon: »he du schöne / du mädchen mit dem regenbogen / über dem kopf / komm her / wärm deine nassen füße / in den taschen / meines löchrigen rocks«. Er ist ein Sänger und Liedermacher, seine Noten sind Buchstaben, seine Rhythmik ist die Metrik. Er ist auf der Höhe der Zeit. »Da kommt die Janis / die sirrenden Schnitte vom Herz unterm Arm / Sie klappert dem Gaumen die Nacht ab / Hohes Gift, das sie frisst.«

Ich lausche diesem jungen Mann, der ein bisschen Macho ist, der mir verrät, dass er seine Gedichte auf verschiedene Papierbögen schreibt und jene Seite, auf der der erste Entwurf steht, ist sein Wolkenblatt. Ich lausche dem Mann, der den Neuntöter kennt im zerrissenen Maul des Poeten, ich lausche dem Mann, der das Gift frisst.

Ich lese und lese. Am zweiten Tag zwingt mich, langsamer zu werden. Ich habe Angst, dass das Buch zu schnell zu Ende geht. Es erinnert mich an eine Pralinen-schachtel, ich nehme täglich zwei, drei Gedichtpralinen heraus und lasse sie als etwas Kostbares auf der Zunge zergehen. Zum Schluss sind die Pralinen bitter geworden. »aus dem steinfremden Brunnen / dem Schädel / versuch ich: die Farben von Siena / noch immer / die zärtliche Faust / die Tränen finden den Weg / durch die Schläfe.«

Ich war noch nie in Siena, aber ich hätte jederzeit hinreisen können. Rolf Bossert nicht. Ich gehe ins Internet und finde Fotos aus den 1980er-Jahren. Rolf Bossert und Herta Müller vertieft ins Gespräch, um sie herum stehen Gläser und Aschenbecher. Auch ich saß mit Freundinnen und Freunden an solchen Tischen. Auch wir haben diskutiert. Über die Nachrüstung, zum Beispiel, die wir für falsch hielten. Über den Faschismus. Über Rumänien eher nicht.

Erst als ich mich mit meinen eigenen Wurzeln beschäftigte, wurde ich offen für Nachrichten von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.

Meine Mutter war als junges Mädchen vor der Roten Armee aus Ostpreußen geflohen; ich wuchs auf mit Buttermilchsuppe und Elchschaufelbildern, mit Schwarzsauer, Bärenfang und einer zärtlichen Sprache – wenn die masurische Verwandtschaft anreiste, erklangen Heimatlieder in Moll. Es gab schlimme Geschichten, sie hatten kein Happy End. Ich kenne Ursache und Wirkung. Ich weiß, dass es ohne den von Hitler-Deutschland entfesselten Vernichtungskrieg weder Flucht noch Vertreibung aus den Ostgebieten gegeben hätte. Ich brauchte lange, um anzuerkennen, wie weit der Krieg in die Nachkriegszeit – auch in meine Zeit – hineinwirkte. Meine Oma und meine Tanten waren Spätaussiedlerinnen; sie kamen erst in den 1960er-Jahren von Polen nach Deutschland. Sie hatten eine Diktatur überlebt – als fromme Zentrums-Katholiken haben sie die Nazis gehasst – und wollten als deutsche Minderheit nicht in einer zweiten leben müssen. Aber die neue Heimat im Westen blieb ihnen fremd. Sie richteten sich ein zwischen den Welten und gehörten zu keiner dazu. Dieses Unbehaustsein finde ich auch in Bosserts Gedichten.

Lange nachdem die Ostverträge unterzeichnet waren, fuhr ich mit meiner Mutter nach Masuren. Fremde lebten jetzt in ihrem Elternhaus. Sie führten uns herum, zeig-

ten uns das Gemüse im Garten – in jenem Garten, den mein später in Sibirien verhungertes Großvater angelegt hatte. Sie luden uns ein zu Kaffee und Schnaps. Vertriebene waren auch sie, Menschen mit einem großen Herzen.

Eine Freundin war zeitgleich nach Rumänien gereist und brachte Carpați mit – die schlimmsten Zigaretten, die ich je geraucht habe. Wir tauschten Kippen und Geschichten aus, über Menschenrechtsverletzungen sprachen wir nicht. Als ich nach dem Sturz Ceaușescus die Berichte über die Kinder von Cighid im Fernsehen sah, war ich fassungslos. Ich schämte mich meiner Ignoranz, dieser bequemen Bereitschaft, nicht alles wissen zu wollen, was ich hätte wissen können.

Rolf Bossert gehörte zu jenen, denen der Luxus der Gleichgültigkeit verwehrt geblieben war.

Er war in seinem kurzen Leben unglaublich kreativ und schrieb Gedichte, die gültig sind, weil Wahrhaftigkeit kein Verfallsdatum kennt. Sie handeln von dem – auch verzweifelt geführten – Kampf, in einem fremdbestimmten Leben selbstbestimmt zu sein. Sie zeigen, dass Worte, die ungesagt bleiben sollten, ein totalitäres System überleben können. Das macht sie hochaktuell. Herta Müller sagte über Bosserts Lyrik: »In seinen Gedichten stehen die Bilder erst richtig, wenn sie umgestoßen sind. Er fährt durch die Ordnung der Sprache, bis die Scherben funkeln.«

Diese Scherben funkeln noch immer, sie haben nicht einen Millimeter Patina angesetzt.

Ich möchte enden, wie ich begonnen habe, mit einem Gedicht:

Was Schweres

Da kommt der vergessene Dichter
 Sirrende Seiten im Arm
 Auf den Lippen ein Lied
 Von der Joplin

Blinzelt mit Winterwimpern
 Richtet sich ein
 Am Rande der Wolken
 Gräbt sich ein Bett in Beton
 Liebe & Wut & was Schweres
 Pocht mit der Stechuhr im Takt

Graues Gesicht macht Notizen
 Auf einem grauen Karton
Krokus, die Schönheit, Karpaten
 Mitten im Kopfstand des Bären
 Zottelt sein halbwilliger Bart

Veilchen im Mund geht er seitwärts
Über die Gleise zum Joch
Reschitza calling
Die achtziger Jahre
Rollen die Schienen, das Rückgrat hinunter
Spürst du's, sie brennen ja noch

Ich fühle mich sehr geehrt, heute einen Preis im Namen dieses Dichters annehmen zu dürfen. Haben Sie vielen Dank dafür!

Britta Lübbers

Carpați

Du bist schlafgewandelt in Bukarest
Auf der Balkonbrüstung hast du gestanden
Über den Straßen dunkel und still
Kein Grund aufzuwachen

Zigaretten brachtest du mit
Aus Temeswar
Als wir bei böhmischen Bieren saßen
Und über russische Kernkraft sprachen

Im Fernsehen schwebte ein Mädchen
Über den Stufenbarren
Das hatte kein Knöchelchen in sich
So biegsam ist es gewesen

Du legtest Schmuggelware
Auf den Plattenteller, nachts um drei
Timpuri Noi, wir rauchten krasses Kraut
Es schmeckte nach Heu und nach Katzenstreu

Jetzt sitzen wir rittlings
Zwischen Gestern und Heute
In Wacken rocken Htetthemeth
Die Bühne, die neuen Metaller

Es gibt einen Stempel für jeden
Zwischen den Fingern die Stelle
Wo die Carpați steckte
Als wär sie ein Schornstein aus Reschitza

Cowboy

Sinkt die Sonne
Hinter die Schlote
Raucht mein Nachbar
Auf dem Balkon

Steht da wie Liberty Valance
Vor dem Ritt
Durch die Rinderherde
Spult den Blick bis zum Parkplatz
Diese kahle Prärie

Sattelt das Fahrrad
Reitet zur Nachtschicht
Neonröhren sind seine Sterne
Sehnen und Fasern

Legt er zur Seite
Die besseren Teile
Packt er in Wannen
Wo sie verklumpen
Die Tage und Stunden

Samstags ist frei
Dann geht er zu Lidl
Greift aus der Truhe
Was er zerlegt hat
Für so'n kleinen Preis

Handtaschenarchiv

In der Handtasche meiner Mutter
Waren Nadel und Faden
Für fast alles
Durch das damals ein Riss ging

In der Handtasche meiner Mutter
Trug der Heilige Christophorus
Das irdische Kind durch Polyesternächte
Mit Sternen aus Pfefferminz

In der Handtasche meiner Mutter
Wuchsen Dünen im Innenfutter
Die Fingerspur Sand
Von der Kurischen Nehrung

In der Handtasche meiner Mutter
Schwammen Adressen
In Danziger Goldwasser
Wie in Formaldehyd

In der U-Bahn

Hades ohne Publikum
Die Linie 1 passiert den Styx

Silberfische wischen
Über Nostalgiefliesen
Plakate werben für Opern
Die niemand sehen wird

Die Frau ohne Eigenschaften
Steigt in ein leeres Abteil
Zupft ihren Mundschutz zurecht
Der Frühling treibt Kirschblüten
Aus Wuhan

Ein Panda-Pärchen liebt sich
Das erste Mal körperlich
Die Untersee holt sich
Ihre blauen Kacheln zurück

Könnten wir

Wir könnten an der Auffahrt
Zur Milchstraße warten
Und Satelliten anhalten
(Ausrichtung 19,2 Grad Ost)
Mit verbundener Pfote
Hochgereckt wie ein Tramper-Daumen

Wir könnten Muscheln
Aus der Konserve fischen
Mit Knoblauch
Mit Fingern
Mit Nikotin
Unser Kippencollier
Klapperte am Hals

Wir könnten Speck
Von den Fenstern kratzen
Wie eine Tulpe aus Frost

Wir könnten mit Ahnen
Straßenbahn fahren
Über Bling-Bling-Werbetafeln
Spannte der Mond seinen Ringernacken

Wir könnten am 27. September
Ein Herbstgedicht schreiben
Und es den armen Verwandten zeigen
In ihren hässlichen Trainingsjacken

Mragowo

Über uns
 Verblasste der Agnes-Miegel-Himmel
 Mit seinem Mondsichel-Schmiss

Ich fragte mich
 Was für Geräusche Panzer machen
 Wenn sie die Spuren
 Von Mädchenstiefeln löschen
 Im Schnee

Das Haus stand wie auf dem Foto
 Im Garten hockten Punks
 Und hörten Marusha

Der Taxifahrer lehnte am Wagen
 Wir wechselten Floskeln
 Aber nichts, das schwerer wog
 Als ein Heiligenbild

Am Abend aßen wir Barszcz czerwony
 Das fremde, das traute Wurzelgemüse

Sowjetisches Ehrenmal Treptow

Mit Sonnennachholaugen
Die Insel der Jugend umrundet
Genossen, Genossen

Ruft der Mann mit der Mütze
Dem Walrosshaar über den Lippen
Auf jedem Posten ein Baum

Und Knochenmehl unter den Sträuchern
Zwei spielen Tennis, die Sonne zerbricht sich
Keinen der vieltausend Köpfe

Sie scheint grade so vor sich hin
Dreht sich der schwarze Propeller
Summt wie damals die Stuka

Eine Foto-Drohne hebt ab, *Holy Stone*
Macht zweihundert Bilder, verfälscht sie
Im Duplexmodus durch Sepia-Farben

Jeder zweite Baum ist geschwärzt
Und Berija nur noch ein Löschblatt
In den Archiven der Stalin-Allee

BRITTA LÜBBERS, geboren 1960 in Meppen, ist Sozialwissenschaftlerin und Redakteurin. Sie lebt und arbeitet als freie Journalistin und Autorin in Oldenburg. Ihre Gedichte erschienen in verschiedenen Anthologien, u. a. im *Jahrbuch der Lyrik* und in den Zeitschriften *Das Gedicht* und *Poesiealbum neu*.

Ein König aus Neapel für Visegrád

Europäische Verflechtungen des Mittelalters

Der Visegrád-Bund ist im öffentlichen Bewusstsein inzwischen ein Begriff, auch wenn die Meldungen von dort schon mal Sand ins europäische Getriebe streuen. Diese Länder, vom Westen auf der inneren Landkarte gern ostwärts verschoben, begreifen sich dennoch als zentraleuropäisch und durchaus zum Okzident gehörig. Bei der Frage nach der Bezeichnung der auch schlicht V₄ genannten Gruppe weiß man kaum, dass sie auf einen vormaligen ungarischen König zurückgeht. Er hatte im Mittelalter an seinem Regierungssitz in Visegrád mit seinen »Amtskollegen« aus Polen und Böhmen, heute Tschechien, ein »Gipfeltreffen« anberaumt – die Slowakei war damals ein Teil Ungarns und bedingt nun das vierte Mitglied. Die dynastischen Hintergründe dieses Königs gehören dann schon zum Expertenwissen. Karl I. von Ungarn, dort eigentlich Károly I., wird zwar gleichzeitig auch als Karl Robert von Anjou bezeichnet, doch dass er nicht direkt aus dem westfranzösischen Stammsitz berufen wurde, gerät meist aus dem Blickfeld.

Charles Robert d'Anjou (in französischer Lautung) kam 1288 in Neapel (it. Napoli) zur Welt, und man nennt ihn dort bis heute italienisch liebevoll Caroberto, abgeleitet aus der lateinischen Namensverkürzung Carobert(us). Die sprachlichen Namensvarianten sind bei der Beschäftigung mit dieser Familie allgegenwärtig und machen den Reiz dabei aus. In die süditalienische Stadt wurde er hineingeboren, weil seine Vorfahren erst gut 20 Jahre zuvor das Königreich Sizilien übernommen hatten und es *ad modum Franciæ*, nach französischer Art, umzugestalten begannen. Forciert durch den Aufstand der Sizilianischen Vesper 1282, die ihnen in der Folge die geografische Namensgrundlage entzog, sah sich schon der Dynastiebegründer als Abkömmling des französischen Königshauses, Charles I. d'Anjou, gezwungen, seine Residenz von Palermo aufs Festland zu verlegen. Das von seinem Vorgänger Friedrich II. von Hohenstaufen genutzte Castel dell'Ovo genügte trotz Umbauten nicht mehr. Es musste eine »neue« Königsburg her – ein Château Neuf beziehungsweise das Castel Nuovo. Abseits des in der Antike angelegten Stadtkerns in seiner typisch geometrisch ausgerichteten Struktur mit umgebender Stadtmauer wählte er am Hafen eine Stelle mit direktem Meerzugang. Als Baumeister beauftragte er Pierre de Chaule, einen französischen Landsmann.

Es ist anzunehmen, dass Carobert in diesen Gemäuern aufwuchs, die man sich jedoch um einiges reduzierter vorstellen muss. Das heute noch nach den Anjou

benannte Maschio Angioino erhielt seine gegenwärtige, mächtige Gestalt dann von den auch hier nachrückenden Spaniern. Doch nach seiner Fertigstellung 1284 diente es vor allem Caroberts Vater Charles Martell als Wohnstätte. Ab da wurde jener als Erstgeborener immer wieder als Statthalter des eigenen Vaters König Charles II. eingesetzt und hatte mit seiner deutsch sprechenden Ehefrau Klemenzia von Habsburg eine Familie gegründet. Die Linie der Anwärter auf den sizilianischen Thron schien bis zu Charles Robert gesichert; auf diese Rolle wurde der jüngste Spross durch fürstliche Erziehung vorbereitet.

Beim Versuch, seiner neapolitanischen Kindheit nachzuspüren, lässt uns die Geschichtsschreibung der jüngeren Zeit leider weitgehend im Stich, denn sie stößt rasch an archivalische Grenzen. Die im Mittelalter so vorbildlich geführten Staatsakten überdauerten unversehrt etliche Jahrhunderte. Schließlich genügte ein Bombenangriff der deutschen Wehrmacht am 30. September 1943, um die sogenannten *registri* der Angevinen zu Asche zerrieben zu lassen. Die Wissenschaftler sind fortan auf meist selektive beziehungsweise auch manipulierte Abschriften vormaliger Forscher angewiesen. Die frühen Jahre Caroberts liegen somit im Ungewissen. Gut 700 Jahre später bleiben uns als womöglich nachvollziehbare, direkte Eindrücke auf diesen heranwachsenden Menschen einige Monumente der Stadt, von der Kunstgeschichte auf kulturelle Einflussnahmen bestens beleuchtet.

Die Lebenswelt von Charles Robert wurde von einem ritterlichen Hof bestimmt, der nicht nur überwiegend französisch sprach, sondern sich jenen in Paris zum Vorbild nahm – in allen seinen Ausprägungen, bis hin zur Grablege; hatte doch sein Urgroßvater vor allem französische und provenzalische Adlige mit vorteilhaften Lehnsangeboten in den Mezzogiorno gelockt – allerdings unter unerbittlichen Bedingungen für Abtrünnige, falls sie meinten, sich nach Abschöpfung der Privilegien wieder in die alte Heimat aufmachen zu können. Die südfranzösische Grafschaft war ein weiteres Herrschaftsgebiet der Anjou, vom Stammvater durch Heirat mit Béatrice de Provence erworben.

In Neapel nun versuchten die Angevinen sich gebührend herrscherlich zu behaupten, indem sie in hochmittelalterlicher Frömmigkeit vor allem in religiöse Bauten investierten. Hatte Carlo Primo von Sizilien zunächst die Zisterzienser nach Unteritalien geholt, so setzten er und seine Nachfolger zunehmend auf die im Aufschwung begriffenen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Der Kirchenbau Sant’Eligio Maggiore an der Piazza Mercato zählt laut der Kunsthistorikerin Caroline Bruzelius zu den »reinsten französischen Architekturstrukturen des 13. Jh. in Neapel«. Und ja, wenn man vor dem auf 1282 datierten Portal steht, weht einen sofort Frankreich an – allerdings noch nicht in majestätischen Ausmaßen. Charles I. reflektiere hier aufs Trefflichste das von seinem königlichen Bruder Ludwig IX. oder besser Saint Louis nach Europa exportierte *opus francigenum*. Carobert muss es von Messfeiern gekannt haben, schließlich war man als Herrscherfamilie gewiss stolz auf das Gotteshaus nach eigener Mode, noch dazu unweit des neuen Domizils.

Die Kathedrale und San Domenico Maggiore, die unter Karl II. als Ausbaukonzepte folgten, genügten bereits königlichem Anspruch. Beide jedoch sind heute größtenteils barock beziehungsweise anderweitig überformt. Ein authentisches Erlebnis der von den Mendikanten auch architektonisch vertretenen Bescheidenheit bietet gegenwärtig am ehesten San Lorenzo, errichtet im Herzen der Stadt und über der antiken Agora. Der Kirchenraum besticht durch ein geräumiges, klares Langhaus, an



San Lorenzo in Neapel mit Blick durch den Triumphbogen auf Querhaus und Apsis © Renata SakoHoess

dessen seitlichen Rändern sich einfach gehaltene Familienkapellen aneinanderreihen. Sie schließen zum Innenraum mit gestaffelt sanft bearbeiteten Spitzbögen und werden von den Experten schon als italienisch beeinflusst angesehen. Dem Querhaus ist ein Triumphbogen vorgelagert, der durch seine beachtliche Spannweite, aber in schlichter Würde die Bedeutsamkeit der Apsis auf undramatische Art vorbereitet. Mit dem Gebäudeabschluss folgt ein unerwarteter Kontrast, präsentiert in bezaubernder Zergliederung und Verspieltheit: Den Altarraum umgibt ein für die französische Hochgotik charakteristischer Kapellenkranz mit Wandelgang. Die dicht strukturierte Säulengruppe ist eher zierlich gearbeitet; die Säulen stellen nicht selten direktes Recycling antiken Baumaterials dar und tragen kompakte Knospenkapitelle. Die école de Paris gelangt zu einer überzeugenden Anwendung. Im Zusammenspiel der

genannten Bauteile gilt San Lorenzo als Prototyp der Anjou-Architektur, die eine gelungene Verschmelzung französischer und süditalienischer Bauens herbeiführte. Sie ist die bedeutendste Franziskanerkirche des ehemaligen Regno und eines der beliebtesten Gotteshäuser Neapels.

Doch zurück zu Charles Robert. Laut den Baudaten kann er die Anfänge der Kirche in ihren groben Zügen durchaus gekannt haben; ihm können in zunehmendem Alter die Planungen nicht entgangen sein, auch die beabsichtigte Grablege seiner Familie nicht. Die wurde allerdings auf mehrere Kirchen aufgeteilt und ist größtenteils leider nicht mehr vorhanden.

So wie wir an dieser Stelle die Betrachtung über die angevinische Architektur abbrechen, erfolgte wohl der Einschnitt im Leben des Anwärter auf den neapolitanischen Thron. Nach der Mutter verstarb 1295 auch sein Vater sehr jung; Carobert war mit sieben Jahren Vollwaise und stand hauptsächlich unter der Obhut seiner Großmutter, der sizilianischen Königin Maria von Ungarn, hier natürlich als Maria d'Ungheria geführt. Nachdem ihr Bruder Ladislaus IV. ohne Nachkommen verstorben war, gelang es ihr als selbstbewusster Arpadin, den ungarischen Thronanspruch zunächst für ihren Sohn Charles Martell zu erwirken. Als Titularkönig hatte er jedoch nie einen Fuß in sein Land gesetzt. Nun wurde beschlossen, den Enkel ins Rennen um die ungarische Thronfolge zu schicken. Es war kein leichtes und zudem kostspieliges Unterfangen – man nahm Kredite bei Florentiner Bankiers auf –, gab es doch in der mitteleuropäischen Region genügend andere Aspiranten, die um Gefolgschaft wetteiferten. Und die Thronfolge in Neapel wurde kurzerhand auf einen jüngeren Bruder von Caroberts Vater übertragen.

So stach der Zwölfjährige mit einigen Getreuen in See, um im August 1300 an der kroatischen Küste in Spalato, heute Split, vom Anführer der Anjou-Partei in Ungarn, dem Grafen Juraj Šubić, an Land geleitet zu werden. Wie es ab da für ihn weiterging, soll hier nicht weiter interessieren. Das erfassen die ungarischen Geschichtswerke äußerst genau. Nach einem holprigen Anfang mit drei Krönungen, bis er 1310 als ungarischer König Károly I. anerkannt war, gäbe es jedoch eine schöne Erfolgsgeschichte zu erzählen. Die Historiker bescheinigen ihm einen Zivilisationsschub für sein Reich, der mit dieser von Neapel aus arrangierten Mission verbunden bleibt.

Nachspiel: Zu Beginn des Jahres 1333 macht sich der 45-jährige Carobert zum ersten Mal wieder in seine erste Heimat auf. Robert der Weise von Anjou steht einem der glänzenden Höfe Europas vor, wofür es genügt, die Namen der illustren Dichter Petrarca und Boccaccio fallen zu lassen, die dort zeitweise anzutreffen sind. Doch der nunmehrige ungarische König kommt, um dem Onkel das Versprechen abzurufen, seinen Zweitgeborenen Andreas mit der neapolitanischen Thronprätendentin Johanna, Roberts Enkelin zu verbinden. Sozusagen um die seitwärts verschobene Abstammungslinie wieder gerade zu rücken. Die Vermählung selbst kann er leider nicht mehr erleben; im Jahr davor stirbt Károly I. 1342 in Ungarn. Mit der selbstgewählten Verlegung seines Königshofs nach Visegrád wirkt sein Vermächtnis bis in unsere Tagesnachrichten fort.

Renata SakoHoess

Renata SakoHoess, 1961 in Bratislava (dt. Pressburg) geboren, kam im Herbst 1968 nach Deutschland; sie studierte Germanistik und Slawistik an der LMU München und lebt hier als Autorin.

Der Berg, sein Fehlen und seine Ersetzung – Fiktion und Gegenfiktion im Illiberalismus

Szabolcs KissPál – Bildender Künstler – im Gespräch mit Mónika Dánél

Du bist in Neumarkt am Mieresch (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely), einer mehrsprachigen Stadt, geboren und aufgewachsen; 1993 bis du nach Budapest übersiedelt. Warum hast du dich für den Ortswechsel entschieden?

'93, das war drei Jahre nach '89, nach der Wende in Rumänien. '89 waren wir ganz enthusiastisch: Jetzt würde ein neues Leben beginnen, wir könnten alles ändern; in den zwei, drei Jahren danach musste ich feststellen, dass diese Veränderung unheimlich langsam, in winzigen Schrittschritten vor sich ging, weil die politische Restauration sehr stark war. Das hat mich vollkommen verbittert. Es gab auch einen existenziellen Grund: Ich hatte Familie, ein kleines Kind, aber vor allem wollte ich endlich so richtig irgendwohin weg – nach dem eingeschlossenen Leben in der Diktatur. Das primäre Ziel war nicht Ungarn, ich habe es auch in alle möglichen anderen Richtungen versucht.

Wenn du dich zurückerinnerst – wie leicht war es, in einem neuen Land ein neues Zuhause und deinen Platz zu finden: Wie gastfreundlich war das Umfeld, in das du gekommen bist?

Leicht war es überhaupt nicht, es war sogar sehr schwer – und zwar aus zwei Gründen. Zum einen war es äußerst schwierig, die Minimalbedingungen für unsere Existenz zu schaffen, denn wir waren nicht »kapitalkräftig«, um es zurückhaltend zu formulieren, so dass wir uns in den ersten fünf bis sieben Jahren ziemlich anstrengen und viel arbeiten mussten, um überhaupt irgendwie einen Fuß auf den Boden zu bekommen. Zum anderen war es auch sozial sehr kompliziert: Ich hatte zwar einige Bekannte und Freunde, aber als Künstler konnte ich mich nur schwer positionieren. Es hat ungefähr zehn Jahre gedauert, bis ich das Gefühl hatte, in gewissem Maße integriert zu sein, aber noch mehr Zeit musste vergehen, bis ich verstand, worum es in der ungarischen Gesellschaft in groben Umrissen geht, und mir meine eigene Position bilden konnte. Das war ein langer und anstrengender Prozess; nach ungefähr fünfzehn Jahren hatte ich das Gefühl, dass ich – ich würde nicht sagen, dass ich zu Hause bin, weil ich mich immer noch nicht zu Hause fühle – im Großen und Ganzen alles verstehe und die Situation in Ordnung ist.

Diese Art von gesellschaftlicher Sensibilität oder Aufmerksamkeit für die Gesellschaft, auch in kritischem Sinn, die deine politische Kunst charakterisiert, ist wahrscheinlich auch die Betrachtungsweise derer, die von außen kommen – wir bringen sie gleichsam mit, beobachten die aufnehmende Gesellschaft anders, als wenn wir in ihr geboren wären ... Welchen Umfeldern konntest du dich fachlich zuerst anschließen?

Ganz am Anfang, in den ersten vier, fünf Jahren, habe ich mich nirgends angeschlossen; ich war darauf fokussiert, uns eine Existenz zu schaffen, und habe unheimlich viel gearbeitet. Um '97 kam ich in Kontakt mit dem Lehrstuhl für Intermedia an der Ungarischen Akademie der Bildenden Künste, und das wurde das Umfeld, das mir fachlich und künstlerisch einen gewissen Rahmen geboten hat. Dazu muss man wissen, dass sich der Bereich der sogenannten Medienkunst Ende der neunziger Jahre sehr dynamisch entwickelt hat und viel thematisiert wurde. Ich hatte mich damals – durch die Arbeiten, mit denen ich mir den Lebensunterhalt verdient habe – schon ziemlich viel mit technischen Geräten beschäftigt, aber auch die Theorie der Technologie beziehungsweise die Verbindung von Technologie und Kunst haben mich sehr interessiert. Auch international öffneten sich mir Bewegungsräume; im Rahmen von Stipendien konnte ich im Rahmen von verschiedenen Zentren und Festivals der Medienkunst Kontakte knüpfen, und als »Rückwirkung« dieser internationalen fachlichen Kontexte wurde ich auch in Budapest zunehmend ernst genommen; nun kam ich nicht mehr aus Rumänien nach Budapest, sondern zum Beispiel aus London, und das sorgte für eine ganz andere Aufnahme.

Es ist auch deshalb wichtig, an diese persönlichen Lebenswege zu erinnern, daran, welche Erfahrungen du persönlich mit dem Eintritt in die ungarische Gesellschaft und das fachliche Umfeld gemacht hast, weil ihr Charakter in gewissem Maß die derzeitigen Entwicklungen auf dem Gebiet der ungarischen Gesellschaft verständlich machen kann. Die ausgeprägte Errichtung einer »politischen Religion« – um deine Formulierung zu verwenden –, die sich im heutigen Ungarn vollzieht, profitiert sehr stark von früheren gesellschaftlichen Gleichgültigkeiten. Die Ungarn außerhalb der ungarischen Staatsgrenzen beispielsweise konnten infolge der früheren politischen Indifferenz beziehungsweise Gegenpropaganda (siehe die Volkszählung von 2004) vereinnahmt und zum »Eigentum« der gegenwärtigen Regierungspartei werden. In ihrer Rhetorik macht sich diese Propaganda im großen Umfang die Kränkungen zunutze, die dadurch entstanden sind, dass diese Personen früher nicht zur Kenntnis genommen wurden. Du hast dich gerade nicht für diesen Weg des außerungarischen Gekränkten und Opfers entschieden; dabei war es, wie du sagst, nicht einfach, ein neues Zuhause zu schaffen. Wer von anderswo herkommt, beginnt sich in einem neuen Land vielleicht auch zu Hause zu fühlen, wenn er sich für die Angelegenheiten der dortigen Gesellschaft, des neuen Umfelds einsetzt. In deinem Fall hat sich das auch in konkretem Aktivismus geäußert. Von 2012 bis 2015 warst du als »kollaborativer Aktivist« tätig, wie in einem Lebenslauf von dir steht. Das Gefühl, zu Hause zu sein, steht in deinem Fall auch in Verbindung mit Verantwortung, wobei dieses Wort natürlich belastet ist.

Ja, es gibt einen Punkt, an dem man die Probleme in gewissem Maß als die eigenen empfindet, dann nimmt man eine Art Position ein, dann will man die Konfrontation. Bei mir ist das ungefähr 2012 passiert – und nicht zufällig konkret gerade zu der Zeit, als der neue Kurs mit voller Wucht auf die Kultur losgegangen ist, zu der ich gerade angefangen habe, auf irgendeine Weise zu gehören. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon ein relativ bekanntes und aktives Mitglied der Szene der zeitgenössischen Bildenden Kunst in Ungarn, und eigentlich hat diese konservative nationale Linie auf sehr autoritäre und aggressive Weise diesen über viele Jahre hinweg gewachsenen Kontext attackiert. Es wurden neue Institutionen geschaffen (zum Beispiel die Ungarische Kunstakademie), und in der gesamten Rhetorik bildete das »außerhalb der Grenzen« die Grundlage, mit einer instrumentalisierenden Bedeutung, von der mir

übel wurde und mit der ich mich unwohl gefühlt habe. Das hat natürlich dazu beigetragen, dass ich mich relativ leidenschaftlich und begeistert engagiert habe, dass ich diesem Prozess entgegengetreten wollte, und dass ich auch versucht habe, Gemeinschaften zu finden beziehungsweise zu schaffen, mit denen ich gemeinsam auftreten konnte. Lass mich hier ein kleines anekdotisches Moment einflchten: Der erste Teil meiner aktivistischen Periode war die aktivistische Gruppe »Szabad Művészek« [Freie Künstler], an der mehrere Künstlerkollegen und -kolleginnen und zahlreiche von meinen Studierenden beteiligt waren, und ich erinnere mich, als ich mich mit einem Studenten – der später ein sehr guter Freund wurde – auf die erste derartige Aktion vorbereitete und in einen Copyshop in der Andrásy-Straße ging, um Flugblätter zu vervielfältigen, da habe ich gesagt, das ist jetzt so wie das Rumänien von 1989, jetzt fühle ich mich in meinem Element. Mit dem einzigen Unterschied, dass das Risiko, als ich vor '89 in Rumänien an solchen Aktionen beteiligt war, wesentlich größer gewesen ist; 2012 war Ungarn noch kein Polizeistaat ...

Warst du in '89 in Rumänien aktiv an der Revolution beteiligt?

Ja, eigentlich habe ich auch schon vorher an kleineren Untergrundaktivitäten teilgenommen, '87/'88 haben wir Flugblätter verteilt, was damals eine ziemlich heiße Sache war. Durch einige Freunde war ich Teil einer Zelle, die mit der Klausenburger Professorin Éva Cs. Gyimesi zusammenhing. Ich erinnere mich, dass ich mich abends, wenn ich zum »Flugblättern« losging, in meiner Klausenburger Wohnung so umsah wie jemand, der vielleicht für lange Zeit nicht zurückkehren wird.

Was stand auf den Flugblättern? Wie ging das »Flugblättern« technisch vor sich?

Es waren aufrührerische Texte, die zum Widerstand animiert haben, Nachrichten über Versuche, über die Protestbewegungen in der jüngsten Vergangenheit der rumänischen Innenpolitik, von denen nicht viel zu hören war, zum Beispiel der Bergarbeiterstreik 1977 im Schiltal (rum. Valea Jiului) oder der Aufstand der Kronstädter Arbeiter 1987, die unterdrückt wurden und von denen man nur aus Radio Free Europe erfahren konnte. Es waren acht- bis zehnzeilige Texte auf Rumänisch, vervielfältigt mit der Schreibmaschine. Die Aktion selbst hat man sich so vorzustellen, dass ich mit einer Frau spazieren ging, als wären wir ein Paar, und es eine dritte Person gab, die die Umgebung aus einer gewissen Entfernung beobachtete. Wir haben also geklebt, unser Mitstreiter ging circa 35 Meter hinter uns und sicherte das gesamte Gelände. Wir bekamen eine gewisse aktivistische Ausbildung, rechtliche Ratschläge, wer gerufen werden soll, wenn sie uns erwischen – der einzige Schutz war eine sogenannte Nachrichtenkette, über die die Nachricht innerhalb von Stunden zu Radio Free Europe gelangen konnte. Anderthalb Jahre lang haben wir das zu dritt gemacht. Dieser Mann ist einer meiner besten Freunde, er und die Frau sind inzwischen auch nach Ungarn gezogen. Weil es ein klassischer konspirativer Grundsatz ist, dass man weniger leicht auffliegt, je weniger Menschen sich kennen, waren wir nur mit einigen Leuten in Kontakt. Es war ein interessantes Déjà-vu-Gefühl, schon in Budapest, als ich im November 2013 in der Aktivistengruppe »A Város Mindenkié« [Die Stadt gehört allen] mitgeholfen habe, als wir die Stadtverordnetenversammlung von Budapest, in der damals Fidesz die Mehrheit hatte, gestört haben, um gegen die Kriminalisierung der Obdachlosigkeit zu protestieren. Dazu mussten 20 bis 25 Leute in die Versamm-

lung gelangen, und auch dort kam wieder das »Paar-Spiel« zur Anwendung, eine mir bislang unbekannte Frau hakte sich bei mir unter, wir spielten ein Paar und spazierten so in den Saal.

Beim Unterhaken kam die Vergangenheit zurück ... Im Internet macht ein Foto die Runde, wie dich Polizisten an Händen und Füßen gefasst wegbringen.

Ich wollte zusammen mit den Aktivistinnen und Aktivisten von »A Város Mindenkié« eine Zwangsäumung verhindern, die Polizisten haben einigen von uns Handschellen angelegt und uns acht, neun Stunden auf der Polizeiwache festgehalten. Als sie uns schließlich gehen lassen haben, kam der Gedanke auf, die Polizei zu verklagen, sie hatten uns ja nach unserer Auffassung unberechtigt gefangen gehalten und gefesselt; den Prozess haben wir später auch gewonnen. Das war ungefähr 2015, da konnte man sich noch in gewissem Umfang auf rechtsstaatliche Rahmen stützen, mit Hilfe des Aktionsbündnisses »Utcajogász« [Straßenanwalt] haben zwei von uns die Polizei des 8. Bezirks verklagt und pro Kopf 800.000 bis 900.000 Forint Schadenersatz bekommen, die wir an die zwangsäumte Familie weitergegeben haben.

Offenbar funktionieren die Skills, die man in der Diktatur ausgebildet hat, in den neuen Machtssystemen gut, aber auch unsere Sensoren schlagen anders an, wir erkennen die ersten Phasen des Mechanismus ein bisschen früher und schneller. Mit der Erinnerung an die rumänische Diktatur, mit unserer Sozialisation und der in den Körper eingeschriebenen Erinnerung haben wir ein sehr ausgeprägtes Gespür dafür, wohin die Entwicklung führen kann. Dein Aktivismus und die gesellschaftliche Rolle, die du übernimmst, sind ein Zeichen für deine lokale Zugehörigkeit, aber zugleich ist es vielleicht diesem Gespür geschuldet, dass du nicht willst, dass wir wieder in eine Situation kommen, wie du sie schon aus der Vergangenheit kennst.

Dieses Gespür ist absolut vorhanden, diese Sensibilität, zugleich war das Risiko in Rumänien '88 ein anderes; es drohten Zwangsarbeit (zum Beispiel am berühmten Donaukanal) oder Gefängnis, also brutalere Repressalien; mit der Erinnerung an dieses Risiko wirkte der Budapester Aktivismus unbeschwerter.

2015 hast du den Aktivismus aufgegeben. Wenn du heute weitermachen würdest, könntest du ihn dann genauso unbeschwert betreiben?

Ich würde ihn nicht so unbeschwert betreiben. Damals schien es, als könne man an dem entstehenden Ungeheuer noch etwas ändern; das hat mir sehr viel Energie gegeben. Jetzt habe ich das Gefühl, dass man mit den Mitteln, mit denen wir damals (2012–2015) protestiert haben, keine Wirkung mehr erzielen könnte. Unter anderem deshalb haben wir aufgehört. Das Machtssystem hatte sich inzwischen etabliert, die unabhängigen Medien waren nach und nach verschwunden, aber der Protest-Aktivismus braucht sie dringend, weil ohne sie sein Wirkungsgrad entsetzlich abnimmt. Zugleich sind auch die potenziellen Verbündeten verschwunden, mit denen wir früher in zahlreichen Fällen zusammengearbeitet hatten; beispielsweise, wenn wir uns im »Aurora« getroffen haben, einem Gemeinschaftszentrum im achten Bezirk, haben alle Anwesenden vor Tatendrang nur so gestrahlt, und das gab uns großen Elan.

Kann man sagen, dass du im klassischen Sinne auf das Gebiet der Kunst »zurückgedrängt« wurdest?

Eigentlich ja – beziehungsweise gab es auch einen konkreten Grund: 2015 habe ich vom Edith-Russ-Haus für Medienkunst in Oldenburg ein großzügiges Stipendium für die Weiterentwicklung meines Projektes »Vom falschen Gebirge zum Glauben« bekommen.

Jetzt gerade betätigst du dich also nicht richtig als Aktivist, aber du untersuchst mit deiner politischen Kunst und deinen Konzepten die Dynamiken zwischen Kunst und Gesellschaft und generierst durch die Schaffung von Reflexionsräumen Rückwirkungen auf die Gesellschaft. Man könnte ironisch sagen, dass in dem System, das sich selbst als »illiberal« definiert, ein unendlich reiches Terrain vor dir liegt. Welche Verschiebungen innerhalb deiner eigenen künstlerischen Konzepte siehst du durch diesen sich entwickelnden politischen Raum, wie beurteilst du die Möglichkeiten, Räume, Inklusionen der politischen Kunst? Gibt dir dies auch als jemandem, der aus Siebenbürgen stammt, zusätzliche Möglichkeiten, Belastungen, Inklusionen? Im heutigen politischen Diskurs vollzieht sich ja durch die Projektion von Sehnsuchtsnarrativen eine kraftvolle (Re-)Nationalisierung der »Ungarn außerhalb der Grenzen«, was andererseits wegen der damit verbundenen materiellen Unterstützung einen ebenso kraftvollen Hass und Neid auslöst. Bleibt deiner Verbundenheit mit Siebenbürgen da noch eine Möglichkeit, eine Bedeutung?

Die Verbundenheit mit Siebenbürgen ist in dem Sinn ertragreich, dass der aktuelle politische Diskurs das »Siebenbürgische« in sehr hohem Maß instrumentalisiert und ich es als Betroffener als legitim empfinde, dazu Stellung zu nehmen – und sie hat auch einen emotionalen Gehalt, sie regt mich auf und hilft mir dadurch, einen kritischen Ton zu finden. Die siebenbürgische Kultur, in der ich aufgewachsen bin, war eigentlich konservativ, aber der Aktivismus in Rumänien, von dem ich vorhin gesprochen habe, meine Rolle in geheimen Widerstandsgruppen, hilft mir auch heute, politische Kunst zu schaffen. Im weiteren Sinne lassen sich zwei Arten von künstlerischer Praxis unterscheiden, die mit der Politik verbunden sind: Die eine thematisiert politische Fragen, die andere arbeitet mit politisch-gesellschaftlichem Rohmaterial, letztere ist der Aktivismus, während erstere eine kritische, thematisierende Attitüde ist, die reflexive Räume schaffen kann, wie du es ausgedrückt hast. Sie ist also in die Kultur eingeschlossen, während die andere versucht, aus dem kulturellen Raum herauszutreten, und aktiv und kollaborativ mit dem größeren Gewebe der Gesellschaft arbeitet. *Vom falschen Gebirge ...* ist ein kulturelles Projekt, das politische Fragen thematisiert, mit radikaler Kritik, aber es tut dies innerhalb eines kulturellen Umfelds. Ich sehe momentan keine Möglichkeit für eine Aktivität, die mit wirklichem gesellschaftlichem Material arbeitet, weil dafür kleinere und größere aktive Gruppen nötig wären, in die der Künstler eintritt und deren Arbeit er verbinden, zu denen er Ideen beisteuern kann, um kleinere oder größere Initiativen zu schaffen, aktiv, als eine Art »gesellschaftliches Design«. Die Kreativindustrie spielt eine wesentliche Rolle bei der symbolischen Umgestaltung der Kultur, zugleich kann man sie auch für gesellschaftliche Ziele nutzen, aber momentan fehlt der gesellschaftliche Schwung, die Stimmung – beziehungsweise existiert sie heute in Ungarn, wo diese Art von netzwerkartiger Zusammenarbeit möglich wäre, nur in sehr fragmentarischer Form.

Aus dem, was du sagst, zeichnet sich ab, dass es noch fachliche, kulturelle Räume gibt, in denen der Künstler sich frei bewegen kann, aber gerade du hast viele große Museen verlassen, den Teil der künstlerischen Räume, über die die Politik die Kontrolle übernommen hat. Diese Trennung, die du skizziert hast, funktioniert, aber auch die kulturellen Räume sind nicht vollkommen unabhängig und selbstständig geblieben.

Absolut nicht. Und es gehört auch dazu, dass die *politische Philosophie*, die FIDESZ geschaffen hat, inzwischen zur Norm geworden ist, auch global. Deshalb ist auch der kritische kulturelle Protestraum global geworden. Es ist kein Zufall, dass die Installation »Vom falschen Gebirge ...« elfmal im Ausland vorgestellt wurde, in Oldenburg, Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár), Prag, zweimal in Budapest, Dublin, Tallinn, Warschau, Dortmund, Bordeaux, Utrecht; jetzt im Herbst geht sie nach Athen. Außerdem waren Teile von ihr bei weiteren zwanzig Gelegenheiten an verschiedenen Stellen auf der Welt in Ausstellungen integriert, und sie wird immer aktueller. Was das Projekt thematisiert, ist nicht mehr nur als ungarisches Phänomen zu verstehen, es lässt sich überall auch mit lokalen Problemen verbinden. Mit ungarischen kulturellen Räumen, mit Museen, arbeite ich nicht zusammen, die großen Institutionen sind für mich weggefallen, aber international ist ein starker Kontext entstanden. Die Kunst, die politische Fragen thematisiert und reflexive Räume schafft, ist ein Format, das auch außerhalb der klassischen Museumsräume existieren kann, zum Beispiel auf einer Webseite.¹

Das Buchformat zum Projekt »Vom falschen Gebirge zum Glauben«, das schon seit fünf Jahren läuft, ist 2019 erschienen.² Das Projekt selbst setzt sich aus zwei Videoarbeiten und einer pseudo-musealen Ausstellung zusammen, also auch medial aus unterschiedlichen Elementen. Du verwendest darin speziell ungarische historische Diskurse der Aufarbeitung und Schaffung von Vergangenheit und unterziehst die nationalen Mechanismen der Identitätskonstruktion einer kritischen Prüfung. Zugleich zeigt die internationale Akzeptanz des Projekts, dass es auch in verschiedenen lokalen Umfeldern eine Reflexion der inzwischen globalisierten Mechanismen generieren kann. Wie hat sich dieses mehrjährige Projekt entwickelt?

Seine Entstehungsgeschichte lässt sich in zwei Abschnitte unterteilen. Zuerst ist das Video mit dem Titel *Verliebte Geografie* entstanden. Damals war es noch eine von Bildern begleitete Narration und gehörte ursprünglich – 2012 – zu einem Londoner Projekt, das sich mit der Taxonomie des Tiergartenbaus befasst hat.³ Als ich zur architektonischen Umgebung des Budapester Zoos geforscht habe, ist mir die Frage der künstlichen Berge begegnet, die später sehr wichtig wurde. Zuerst war es eine gedruckte Publikation. Für ihre Vorstellung in New York habe ich aus demselben Material ein Video erstellt. Aber im Dezember 2012 habe ich ein Interview mit György Fekete, dem damaligen Präsidenten der Ungarischen Kunstakademie, gesehen und daraufhin beschlossen, mit all meiner Kraft in den Protest einzusteigen. Für drei Jahre habe ich meine anderen Arbeiten ruhen lassen, und 2015, nach meiner Zeit als Aktivist, bekam ich das schon erwähnte, entscheidende Stipendium in Deutsch-

1 Siehe die Webseite des Projekts: <<https://fromfakemountainstofaith.eu>>, 12.10.2021.

2 Szabolcs KissPál: A műhegyektől a politikai vallásig. Magyar trilógia/From Fake Mountains to Faith. Berlin 2017.

3 Eszter Steierhoffer (Hg.) ZOO-TOPIA. Zoo Architecture as Taxonomics of National Representation. London 2012.

land, mit dessen Hilfe nach einer Forschungsperiode von anderthalb Jahren die Trilogie entstand. Das zweite Video, *Der Aufstieg der gefallenen Feder*, basiert auf dem Text eines Vortrags in der Galerie Trafó in Budapest beziehungsweise auf dem Aufsatz, der aus diesem Vortrag für das *e-flux journal* entstand. Bei der weiteren Forschung kamen mir dann, ob ich wollte oder nicht, die verschiedenen zeitgenössischen Objekte in den Weg, und es begann mich zu beschäftigen, wie diese sehr bizarren Gegenstände (zum Beispiel eine Kanüle mit dem Namen Trianon) im wirklichen Raum wirken mögen. So kam es zu dem Gedanken des Pseudo-Museums und mit ihm der dritte Teil der Trilogie, *Dokumente der Kluft*, der aus circa 130 mit Beschreibungen ergänzten Gegenständen, Dokumenten und Videos besteht.

Was die drei Elemente, die auch eigenständig funktionieren, zu einem großen Projekt macht und zusammenfasst, ist die Reflexion jenes Mechanismus, der in der gegenwärtigen Sphäre der Renationalisierung und Nationenbildung vor sich geht, in der es zu einer Wiederauflage, einem Recycling historischer Narrative kommt, durch die diese in den Dienst gegenwärtiger Ideologien gestellt wird. Mit der Strategie der Gegenfiktionalisierung, wie du diese deine konzeptionelle künstlerische Methode nennst, schaffst du diskursive Umgebungen, man kann auch sagen: Du gestaltest Räume, eroberst sie für das Denken zurück. Du ordnest fiktive und reale Dokumente nebeneinander an und kreierst verschiedene, einander teils widersprechende Narrative, die als diskursive Räume die kritische Aufmerksamkeit schärfen. Du reflektierst die »Dienstbarkeit«, den Mechanismus der in Narrative geordneten Geschichte, und beleuchtest durch die Bildung von Gegenmythen die Technik der politischen Mythenbildung. Diese konzeptuelle Schaffensweise wirft sehr viele Fragen auf. Zum Beispiel: Wie nahe bringt dich diese Art der Gegen-Fiktion, der Doku-Fiktion an eine Relativierung der Geschichte? Wie wichtig wird das Hintergrundwissen – beziehungsweise wie sehr stärkt es den Fragenbereich der künstlerischen Intention?

Die Antwort darauf ist nicht einfach. Die Gegenfiktion hat eine klare Funktion, sie signalisiert die Berührung von Geschichte und Fiktion und ihre ideologische Interpretation. Die Umschreibung von Geschichte ist zu einem globalen Phänomen geworden, das aktuelle ungarische Machtsystem, die FIDESZ, ist einer seiner Wegbereiter. In Ungarn kam es sehr früh zu einer Umbenennung und zum Umbau der öffentlichen Plätze; das gesamte Bestreben hatte sehr eindeutig die Konstruktion einer alternativen Geschichte zum Ziel. Weltweit werden alternative historische Narrative geschaffen – meiner Ansicht nach darum, weil momentan spezielle ideologische Konglomerate zur Geltung zu kommen versuchen, deren historische Referenz unklar ist, so dass sie also wirklich »errichtet« werden muss. Die aktuellen Ideologien müssen mit einer Art historischer Narration legitimiert werden. In diese historische Narration muss man zwangsläufig fiktionale Elemente aufnehmen, denn nur so lässt sich eine falsche Geschichte erschaffen. Mit dieser fiktiven Geschichtserrichtung kann der verantwortungsbewusste Intellektuelle und Künstler zweierlei tun: Zum einen kann er sie dekonstruieren, sie zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung machen, aufzeigen, was von ihm nicht richtig ist. Dies kann meiner Ansicht nach im Zeitalter der Fake News nicht mehr wirksam funktionieren, weil sich kritische Stimmen einfach als Fake News abstempeln lassen, und von da an haben sie dir das Pferd unterm Hintern weggeschossen, wie man auf Ungarisch sagt. An dieser Stelle kommt das Potenzial der Gegenfiktion zur Geltung: Sie kann ähnlich mitreißend sein wie die Narrative der Geschichtsfälschung, nur dass sie eine andere, eine wahrere Geschichte

erzählt. Sie kann aufzeigen, dass gewisse, umfunktionalisierte Elemente falsch sind. Ich empfinde die Gegenfiktionalisierung als eine viel effizientere Strategie als die rationale kritische Analyse. Zu den Verhältnissen und der Verantwortung, auf die sich der zweite Teil deiner Frage bezieht: In diesem Werk nutze ich zu 10 bis 15 Prozent fiktive Elemente; ich rühre nicht an die historische Glaubhaftigkeit der Dinge, sondern setze nur einzelne fiktionale Elemente in die ansonsten tatsächliche Ansammlung, und dadurch gerät das Gleichgewicht des Ganzen ins Wanken. Gegebenenfalls besteht natürlich die Gefahr, dass von da an niemand mehr irgendetwas glaubt, aber diese Strategie birgt auch die Möglichkeit, dass die Menschen ganz einfach beginnen, Geschichtsnarrative anders zu lesen. Das Wesentliche dabei ist nicht, ob sie mir dann glauben, was ich sage, sondern das Wesentliche ist, ob sie erkennen, dass man sich eigentlich jedem Geschichtsnarrativ kritisch und mit Vorbehalten nähern muss, also eine andere Art von Geschichtshaltung herausbilden kann. Ich versuche nicht, die von der Macht konstruierte falsche Geschichte zu dekonstruieren, denn das ist wegen des Fake-News-Effekts (wenn zum Beispiel prominente Anhänger der Macht glaubhafte Nachrichtenquellen dadurch abstempeln, dass sie ihnen sagen »euch gegenüber äußere ich mich nicht, ihr seid eine Fake-News-Fabrik«) nicht mehr möglich; ich versuche, die Mechanismen der Geschichtsinterpretation zu beeinflussen, sie in Bezug auf jegliches Narrativ mit der Fähigkeit, der Haltung des Abwägens auszustatten. Durch ihre Subversivität kann die Gegenfiktionalisierung auch im destabilisierenden Zeitalter der Fake News eine mögliche Strategie bleiben.

Es scheint, als nutzte auch die politische Propaganda die Methode der Gegenfiktionalisierung. Sie schafft ständig Gegenfiktionalisierungen, hinterfragt glaubwürdige Organe und verunsichert die Orientierungsfelder ... Deine Doku-Fiktionalisierungen entwickeln das kritische Gespür, die Sensibilität, und daran haben Humor und Ironie einen großen Anteil. Mit der Verschiebung in Richtung Humor kann die Reflexion des kritischen Gespürs wirken.

Ja, in gewissem Maß entlarvt sich das Narrativ auch selbst, das ist Teil des Spiels. Die Objektbeschreibungen und Kommentare der Pseudo-Museumsausstellung können sich auch durch die Nutzung der Ironie entlarven. Es kann passieren, dass jemand ihre relativ feine Ironie nicht wahrnimmt, und es kann sogar vorkommen, dass jemand aus ihnen ein romantisches Narrativ zusammensetzt. Das hängt vom individuellen Sinn für Ironie ab.

Der selbstenttarnende Gestus in deinen Werken kann deine Gegenfiktionalisierungen als künstlerische Technik scharf von den Techniken der nationskonstituierenden Narrative unterscheiden, in denen es um die Neustrukturierung der Vergangenheit geht, denn den Konstruktionen von Wahrheiten, die nicht hinterfragt werden können, fehlt die Selbstironie und die Selbstenttarnung. Deine Arbeit Verliebte Geografie ist eine Konstruktion des Prozesses der Aneignung und Wiederaneignung der Natur. Sie fokussiert auf den Tierpark und innerhalb seiner auf die internationale Erfindung des Baus falscher Berge. In welchen internationalen Trend fügte sich der künstliche Berg im Budapester Zoo seinerzeit ein?

Das ist eng mit der schon behandelten Frage der Glaubwürdigkeit verbunden: Was sehen wir, was nehmen wir wahr, und was ist die Wirklichkeit? Die Gattung des künstlichen Berges selbst ist ursprünglich eine Erfindung des Deutschen Carl Hagenbeck, der ganz Europa anfangs mit exotischen Tieren und später mit Sklaven aus

verschiedenen Ethnien beliefert hat. Er war es, der die *Display*-Form des künstlichen Berges ausgearbeitet hat. Diese bestand im Wesentlichen darin, dass die Tiere in einer quasi-natürlichen Umgebung präsentiert wurden, wobei der Betrachter außerdem das Gefühl der Unmittelbarkeit bekam, weil diese Berge so gebaut waren, dass ein ungeteiltes Raumerlebnis geboten und damit die Illusion geweckt wurde, als schaue man von einer Seite des Hügels zur anderen, während den künstlichen Berg in Wirklichkeit ein unsichtbarer Graben vom Betrachter trennte. Eine der Funktionen des künstlichen Berges war also, eine Art von Unmittelbarkeitserlebnis zu schaffen, andererseits sollte er die Landschaft repräsentieren, indem er an die ursprüngliche Umgebung der Tiere erinnert. Diese Präsentationsweise wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausgearbeitet und hat sich rasch in sämtlichen Tierparks Europas verbreitet, Ungarn eingeschlossen. Als nach dem Plan und unter der Leitung des siebenbürgischen Architekten Károly Kós begonnen wurde, das auch heute noch bekannte Gepräge des Budapester Zoos zu gestalten, kam das Motiv des künstlichen Berges als Mode der Zeit mit einer Verspätung von 20 bis 30 Jahren auch nach Ungarn. Wenn schon ein Berg, so stellte sich natürlich die Frage, was er darstellen sollte – über diesen Findungsprozess sind tatsächlich Dokumentationen erhalten –, und schließlich wurde der noch heute sichtbare künstliche Berg nach dem Vorbild eines Berges in Transsilvanien, des Einsamen Steins (rum. Pietra Singuratică, ung. Egyes-kő) bei Niklasmarkt (rum. Gheorgheni, ung. Gyergyószentmiklós), errichtet. Wir standen damals (1909–1912) noch vor dem Friedensvertrag von Trianon, aber der Hang zu Großungarn und den Bergen bestand schon. Das ist also eine authentische Information in der *Verliebten Geografie* – der künstliche Berg wurde tatsächlich nach dem Vorbild des Einsamen Steins gestaltet. Das fiktionale Element besteht darin, dass Szekler Familien auf dem Berg angesiedelt wurden. Über so etwas gibt es keinerlei Aufzeichnungen, zugleich existierten in den westeuropäischen Tierparks – Ungarn eingeschlossen – Ethno-Shows, nur dass in Budapest beispielsweise im Rahmen der sogenannten Völkerschau 1896 nicht Szekler, sondern nordafrikanische Familien gezeigt wurden. Die Präsentation der Szekler im Tierpark ist also ein fiktionales Element, aber sie fügt sich organisch in den siebenbürgischen Zug ein, der die gesamte Tierparkarchitektur bestimmt und ethnisiert hat, so dass es nahtlos gepasst hätte, wenn im Rahmen einer Ethno-Show im Zoo auch Szekler gezeigt worden wären.

All das fügt sich in das Narrativ ein, in dem die Natur als Kunstgeografie als reine Oberfläche für eine Ideologie präsent ist. In deinem Werk steht der Berg im Mittelpunkt, mit dem zumindest in seiner natürlichen Version der Vorstellungsbereich der Unbewegbarkeit, Beständigkeit und des Statischen verbunden ist. Die Reproduktion der Errichtung des künstlichen Berges ist selbst schon eine Art verschiebende Variierung der früheren Vorstellungen, aber dein Werk reflektiert noch auf eine andere Verschiebung: Im Zuge der Verschiebung/Überschreibung der Landkarten als geopolitische Medien kommt es zu dem Anschein, als bewegte sich ein statischer Berg von der Stelle, weil er von einem Tag zum anderen in ein anderes Land gerät. Dies ist reales Geschehen: Indem Siebenbürgen infolge der Entscheidung von Trianon zu Rumänien kam, geriet auch das Vorbild des künstlichen Berges, der Einsame Stein, in einen neuen geopolitischen Raum. Äußerst spannend an deinem Werk ist, wie diese Art von »statischer Verschiebung«, die durch die Bewegung der Landkarten entsteht, auf den geformten künstlichen Berg zurückwirkt, als etwas, das schon in sich ein verschobenes Phänomen ist. Welche Imaginationsräume, welche narrativen Möglichkeiten eröffnen sich durch diese »Bewegung« – und sind mit ihr verbunden; der Akt der Fiktionalisierung, die Schich-

tung der Narrative gelangt hier in einem Ausmaß in den Vordergrund, dass die Wirkungsweise und Strategie der Techniken, die der Natur zugeschrieben werden, die die Natur vereinnahmen, in äußerst geistreicher Weise karikiert werden.

Nach der Entscheidung von Trianon war Ungarn praktisch ein flacher Ort geworden. Alle Berge über tausend Meter, die Gegenstände des romantischen Stolzes, waren weg. Und offenbar vollzog sich nach Trianon eine symbolische Übertragung von den verlorenen auf die noch verbliebenen Berge, was beispielsweise stark zur Mystifizierung des Pilis-Gebirges beitrug, denn der Pilis war der einzige Berg, der noch da war und den man gerade noch als Berg bezeichnen konnte. (Mit der Sakralisierung des Pilis-Berges beschäftigt sich *Dokumente der Kluft* gesondert.) In der *Verliebten Geografie* habe ich die symbolische Verlagerung des Bergbegriffs und überhaupt die Kompensationsfrustrationen für das Fehlen des Berges in Richtung des künstlichen Berges gelenkt. Dadurch hat das Narrativ einen ironischen Charakter bekommen. Der künstliche Berg im Zoo wurde nicht zum Gegenstand eines spirituellen Verhältnisses – jedenfalls wissen wir nichts davon, das ist mein ironischer Einschub. Aber es ist beispielsweise eine historische Tatsache, dass in der Horthy-Zeit eine Straße zum Dobogókő gebaut wurde, was auch symbolisch ein sehr wichtiges Moment ist: Nun konnte man mit dem Auto hinauffahren, außerdem hat man von dort die Aussicht hinüber in die Slowakei, wo die Berge des versunkenen Groß-Ungarn gerade noch sichtbar sind. Ein Aussichtspunkt, von dem man auf das frühere Land schauen kann und der dadurch eine mythische Dimension bekam. Auch der gesamte Revisionismus ist ein Produkt der Horthy-Zeit und steht in engem Zusammenhang mit der Neuinterpretation der Berge. Der Berg, sein Fehlen und sein Ersetzen (siehe den Roman *Gebt mir meine Berge zurück* von Albert Wass, der auch in der gegenwärtigen politischen Ideologie propagiert und zur schulischen Pflichtlektüre erhoben wurde) wurden zu einem der stärksten Symbole der Revisionsbewegung. Dieses kulturelle und historische Register brachte ich in ein Spiel mit dem Gebilde des künstlichen Berges.

Welche gegenwärtigen raumgestaltenden und gesellschaftlichen Praxen der Neuordnung der Natur beziehungsweise gebauter Räume nimmst du auf künstlerischer respektive politischer Ebene wahr?

Von Seiten der Regierung ist beispielsweise die Umgestaltung des Kossuth-Platzes eine Praxis dieser Art, Plätze aus der Vergangenheit zurückzuholen, neu zu erschaffen, die irgendeine ideologische Bedeutung trugen. Der Kossuth-Platz, wie er vor '44 war, hatte seine eigene Symbolik, und zusammen mit den seit 2012 anhaltenden Umbenennungen öffentlicher Plätze versucht das ideologische Narrativ, die Bedeutung, die Referenzen dieser Plätze im Sinne der »neuen Geschichte« neu zu erschaffen. Auf der radikal nationalistischen Seite ist die Anbindung an die nicht mehr zu Ungarn gehörenden Räume und Berge sehr stark (zum Beispiel an den Verecke-Pass [ukr. Верецький перевал, ung. Vereckei-hágó], Madarasi Hargita [rum. Harghita Mădăraș]), die Quasi-Wallfahrtsorte sind – ähnlich wie zum Beispiel der Schomlenberg (rum. Șumuleu Ciuc, ung. Csíksomlyó). Die Rolle dieser Räume in der gesellschaftlichen Imagination hat sich also stark konsolidiert, und sie zusammen speisen diese neue raumbildende Absicht. Für die aktive Kritik dieser Erscheinung sehe ich wenige Beispiele, eines von ihnen ist vielleicht *Hosszúlépés, járunk?* [Meilenschritte, kann's losgehen?], eine Initiative, die Stadtpaziergänge organisiert, auf denen sie

alternative Stadträume in Budapest vorstellt. Sie lässt auch auf öffentlichen Plätzen kleinformatige, acht bis zehn Zentimeter große »Mini-Denkmäler« von Personen planen und aufstellen, die keine Statue im öffentlichen Raum haben (zum Beispiel Hanna Szenes), und bezieht sie dann in ihre Stadtbesichtigungsspaziergänge ein. So schafft sie im Gegensatz zur Neuordnung durch die Macht eine andere Art von historischen Bezugspunkten im Stadtraum.

Die ideologischen Umgestaltungen öffentlicher Räume und die symbolischen Appropriationen natürlicher Landschaften (beispielsweise auch durch den transilvanischen Nostalgie- und Kulturerbetourismus) wirken auch durch ihre beschreibbare Materialität real. Dein Projekt beleuchtet, dass es eben deswegen wesentlich ist, die Fiktionalität in diesem Prozess der Umordnung, die Akte und Komponenten der Fiktionsbildung zu reflektieren.

Aus dem Ungarischen von Christina Kunze

Jugoslawiendeutsche in den post-jugoslawischen Historiografien und der Öffentlichkeit

Vor 30 Jahren zerfiel Jugoslawien. Die Welt, gewöhnt nur über »Jugoslawen« zu hören, wurde plötzlich an Slowenen, Serben, Kroaten, Mazedonier, Albaner, ja sogar an Montenegriner, erinnert. Nicht nur die, die nichts über die »Jugoslawakei« wussten, sondern auch die meisten deutschen Touristen, die an der Adria Urlaub machten, hatten keine Ahnung, dass es, neben den oben erwähnten Ethnien, einmal auch Deutsche im Land, das fortan nicht mehr existierte, gegeben hatte. In der öffentlichen Wahrnehmung in den drei Nachfolgestaaten (Serbien, Kroatien, Slowenien), wo die meisten Deutschen lebten, wurden sie nun präsenter als zuvor. Die Sichtbarkeit ergab sich einerseits in Form deutscher Vereine, die zuerst zögerlich, dann immer offener gegründet wurden, sowie aus immer zahlreicheren Touristengruppen Deutschstämmiger dieser Regionen, die ihre alte Heimat, oft nach mehreren Jahrzehnten, besuchten. Die Vereine genossen in Kroatien ein gewisses Wohlwollen der Behörden, die bemüht waren, eigene politische Ziele in Anlehnung an Deutschland zu erreichen. In der serbischen Vojvodina waren die Behörden pragmatisch veranlagt: Alles, was der Machterhaltung des Milošević-Regimes nicht schadete, war erlaubt. Und die Deutschen waren lediglich in sehr kleiner Zahl im Land präsent und zu einflusslos, um gefährlich zu sein. Zum anderen konnten ihre Vereine als Zeichen der Toleranz und der Großzügigkeit der Regierung propagandistisch ausgenutzt werden. Überall, wo es noch Deutsche gab, mussten die Behörden die Existenz ihrer Vereine mindestens tolerieren, da es in der neuen post-sozialistischen Gesellschaft normal wurde, dass die Bürger auch »nationale« Vereine (die früher nicht gerne gesehen waren!) gründeten. Diese Vereine waren vor allem lokal sichtbar und hauptsächlich für die eigenen Mitglieder von Bedeutung, die sich jetzt wieder als Deutsche zu erkennen geben durften. Allerdings war das nicht für alle einfach: Viele hatten (und einige haben bis heute) Angst, sich als Deutsche zu deklarieren – nicht nur wegen der Verfolgung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern auch wegen der überhitzten nationalistischen

Atmosphäre der 1990er-Jahre und wegen einiger Journalisten oder Lokalpolitiker, die ihnen gegenüber zum Teil bis heute intolerant auftreten.

Die Gründung der deutschen Vereine erfolgte in etwa zeitgleich zum verstärkten Auftauchen der deutschen Touristen mit Herkunftsbezug zur Region. Man kann sogar sagen, dass die beiden Phänomene miteinander verbunden waren: Oft waren es die lokalen Vereine, die diese Reisen organisierten, sie vor Ort politisch und gesellschaftlich vorbereiteten und als Gastgeber fungierten. Durch solche Besuche sind Kontakte entstanden, die das gegenseitige Bild der »Einheimischen« und der »ehemaligen Einheimischen« änderten. Nach Jahrzehnten feindlicher Propaganda, oder zumindest negativer Stereotype, wurde vielerorts die Gelegenheit genutzt, diese abzubauen. In vielen Orten sind neue Freundschaften, Initiativen für die Renovierung alter Friedhöfe oder Kirchen und auch Geschäftsbeziehungen entstanden. Nur in wenigen Fällen waren die Erfahrungen der Gäste aus Deutschland und Österreich schlecht – sei es mit Lokalbehörden oder mit Einzelpersonen. Leider sind solche Besuche in den letzten Jahren immer seltener geworden: Die alte Generation, die noch im ehemaligen Jugoslawien geboren worden war, stirbt allmählich aus, und ihre Nachkommen haben weniger Interesse an der Heimat ihrer Vorfahren. Zweifellos haben diese Besuche bewirkt, dass einheimische Südslawen ihre Vorurteile (wenn sie sie hegten) gegen die ehemaligen Mitbewohner ihrer Ortschaften in vielen Fällen aufgegeben haben und dass der deutsche Beitrag zur Entwicklung ihrer ehemaligen Heimatländer (wieder) anerkannt wird.

Um diesen letztgenannten Aspekt haben sich auch Historiker, Publizisten und Journalisten verdient gemacht, obwohl ihr Wirken nicht ausschließlich positiv war. Die letzten Jahre des sozialistischen Systems und Jugoslawiens waren von einer Krise gekennzeichnet. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Krise, die sich aus dem sozialistischen System ergab und am Ende den Zerfall des Staates herbeiführte, ermöglichte die Lockerung der früheren ideologischen Schranken. Da das System die Lebensfragen zu lösen nicht im Stande war, stellten Menschen immer neue Fragen. Viele, wenn nicht die meisten, bezogen sich auf die jüngere Vergangenheit. Man wollte wissen, wieso das angeblich so fortschrittliche und gerechte Gesellschaftssystem so kläglich versagte. Zuerst in der Presse und bald auch in der Historiografie begann man sich mit den heiklen Themen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit zu befassen. Eines dieser Themen betraf die Deutschen der Region. In der jugoslawischen Geschichtsschreibung wurden sie bis dahin in negativem Licht und als unbedeutend dargestellt. Sie wurden selten thematisiert – und wenn, dann gewöhnlich als die »fünfte Kolonne« Hitler-Deutschlands, »Faschisten« und »Kriegsverbrecher« ausgegeben. Auch wenn man über frühere Perioden schrieb, war ihnen die Rolle der »Ausbeuter« u. Ä. zugeteilt – oder sie wurden einfach verschwiegen. In der Presse, die Historiografie populär machen sollte, war ihr Bild ebenso negativ. Unter den sich ändernden gesellschaftlichen Umständen begann sich jedoch auch dies zu wandeln.

Schon Mitte der 1980er-Jahre erschienen in Slowenien (wo die Deutschen die wichtigste und beständigste Rolle in der Landesgeschichte spielten) die ersten Arbeiten, die ideologisch und national neutral waren. Auch wenn sie die deutsch-slowenischen Konflikte in den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie thematisierten, waren sie immer seltener nationalistisch angehaucht. Der Beitrag der Deutschen zur Entwicklung Sloweniens wurde fortan anerkannt und ihr Fehlen mehr und mehr bedauert. Dies gilt besonders für die Gottschee (sl. Kočevje), die 80 Jahre nach der Umsiedlung der Deutschen stellenweise verlassen und verwildert blieb. Interessan-

terweise hat sich Mitja Ferenc, der Sohn eines Historikers, der sich mit der Germanisierung Sloweniens seitens der NS-Besatzer befasste, dafür eingesetzt, das kulturelle Erbe der umgesiedelten Gottscheer zu bewahren. Die Zahl der objektiven Arbeiten steigt stetig, auch wenn in einigen Fällen Autoren, die den Deutschen feindselig gegenüberstehen, in die Öffentlichkeit dringen. Allerdings ist der historiografische Weg von Verleumdung und Ignorierung zur objektiven Darstellung in Slowenien in der Hauptsache beschränkt.

Zur gleichen Zeit, als in Slowenien neue Wege begangen wurden, begann in Kroatien die Karriere von Vladimir Geiger, der sich seither als prominentester »Deutschenforscher« auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens profiliert hat. Es geschah nicht zufällig, dass sich die Forschungen über die einheimischen Deutschen gerade in Kroatien am besten entwickelten. Wie bereits erwähnt, erhoffte sich die kroatische Regierung in den 1990er-Jahren die Unterstützung Deutschlands, so dass die deutschen Themen durchaus »hoffähig« waren. Andererseits – und das war meines Erachtens entscheidend – hatten sich die Deutschstämmigen, die bis zum Zweiten Weltkrieg in einer Zahl von etwa 120.000 in den nördlichen Landesteilen gelebt hatten, mit der kroatischen Bevölkerung im Laufe der Zeit auch vermischt. Aus dieser Symbiose sind viele prominente Persönlichkeiten hervorgegangen, die wichtige Beiträge zur Entwicklung Kroatiens geleistet haben. So war es nicht nur gesellschaftlich-politisch erwünscht, sondern auch wissenschaftlich sehr gerechtfertigt, sich mit der Forschung der Deutschen im Lande ernsthaft zu beschäftigen.

Ein wichtiger Ansporn zu diesen Forschungen kam von den deutschen Vereinigungen, die jedes Jahr eine wissenschaftliche Tagung organisieren, auf der viele prominente Historiker mit ihren Arbeiten zu Themen der deutschen Minderheiten auftreten. Anschließend erscheint regelmäßig ein Jahrbuch als Sammlung der Tagungsbeiträge. Selbstverständlich erscheinen Aufsätze zu spezifisch »deutschen Themen« der Region auch in anderen Publikationen und Fachzeitschriften.

In Serbien waren es zuerst Journalisten, die das lange »verbotene Thema« der deutschen Minderheit »entdeckt« haben. Anfang der 1990er-Jahre erschienen Interviews mit den ehemaligen deutschen Landsleuten in einem der umlaufstärksten Magazine. Bald erschienen sie als Buch mit einigen publizistischen Beiträgen, das mehrere Auflagen hatte. Die Geschichte der Deutschen im ehemaligen Jugoslawien wurde auch als akademisches Thema möglich. Nicht nur der Verfasser dieser Zeilen, sondern auch weitere Forscher (Goran Nikolić, Mihael Antolović, Branko Bešlin, Filip Krčmar) recherchierten zu unterschiedlichen deutschen Themen – *sine ira et studio*. Da die ideologischen Schranken entfallen und Konflikte immer weiter in die Vergangenheit gerückt waren, sind beispielsweise die Vojvodina-Deutschen zu einem normalen wissenschaftlichen Thema geworden – im Unterschied etwa zu Albanern, über die mitunter noch immer einseitig und tendenziös geschrieben wird.

Allerdings ist im breiteren gesellschaftlichen Umfeld nicht alles spannungsfrei. Noch immer gibt es ab und zu einseitige Darstellungen, die sich nur auf die Kriegsverbrechen, an denen die einheimischen »Schwaben« beteiligt worden waren, fokussieren. Manchmal versuchen Lokalpolitiker oder Journalisten, die »Nachkriegskolonisten« (die die Häuser und Felder der geflüchteten oder vertriebenen Deutschen vom Staat erhielten) mit Gerüchten über die anstehende Rückgabe ihres Eigentums an die früheren Inhaber einzuschüchtern. Solche Fälle gibt es auch in Slowenien. Entspannend dagegen wirkt in Slowenien die Tatsache, dass die Zahl der Deutschen dort relativ klein war (25–30.000) und dass die Hälfte davon nicht geflüchtet oder vertrie-

ben worden war, sondern von den Nationalsozialisten umgesiedelt. Die Mitgliedschaft Sloweniens in der Europäischen Union, die Wichtigkeit Deutschlands in dieser Organisation und Wirtschaftsinteressen wirken gegen ein Wiederaufkommen der alten negativen Stereotype.

Auch in Serbien arbeiten der Lauf der Zeit, eine immer engere Beziehung zu Deutschland, Erfahrungen der Lokalbevölkerung mit den deutschen Touristen sowie die steigende Zahl der serbischen Arbeitskräfte in Deutschland Vorurteilen entgegen. Die seriöse Geschichtsschreibung hat in dieser Hinsicht ihren Beitrag geleistet.

Mittlerweile sind in den 30 Jahren seit dem Zerfall Jugoslawiens in den Nachfolgestaaten neue Generationen aufgewachsen, für die die Geschichte und ihre Darstellung weniger ideologisch zu sein scheint. Serben, Kroaten, Mazedonier, Bosnier, Montenegriner oder Slowenen werden meist als »normale Ausländer« aufgefasst. Die Erinnerung an die Deutschstämmigen hingegen scheint bei diesen Generationen kaum noch präsent.

Zoran Janjetović

Zoran Janjetović ist Historiker und arbeitet als Wissenschaftlicher Berater am Institut für Neuere Geschichte Serbiens (sb. Institut za noviju istoriju Srbije) in Belgrad. Er hat zahlreiche Monografien und Studien zur Geschichte der Donauschwaben veröffentlicht.

Goralen, Huzulen und die Erfindung »polnischer Nationalstile«

Marginalien zu einer Ausstellung im Krakauer Nationalmuseum

Die Karpaten, das zeigen die Beiträge dieser und der vorausgegangenen Ausgabe der *Spiegelungen*, wurden im Zeitalter der Ethnisierung und Nationalisierung zu einer Arena unterschiedlicher Aushandlungsprozesse. Der nördliche Abschnitt der Karpaten, seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein Teil des Habsburgerreiches, wurde insbesondere von den Polen beansprucht, denen eine Wiederherstellung der frühneuzeitlichen polnisch-litauischen Rzeczypospolita vorschwebte. Dabei galt es, nicht nur ethnische, sondern auch soziale Grenzen zu überwinden, partizipierte doch nach dem frühneuzeitlichen Verständnis nur aktiv an der polnischen Nation, wer entweder der Szlachta oder der Magnateria, also dem niedrigen oder hohen Adel, angehörte. Erst die Vertreter des »jungen Polen« (Młoda Polska) bemühten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, auch die Landbevölkerung in den Nationalisierungsprozess einzubinden. Wie sich dies in der Kunst um 1900 materialisierte, veranschaulicht von Juli 2021 bis Anfang Januar 2022 die umfangreiche Sonderausstellung *Polskie Style Narodowe/Polish National Styles 1890–1918* im Krakauer Nationalmuseum (Muzeum Narodowe w Krakowie).

Die Ausstellung bildet den Auftakt eines vierteiligen Zyklus mit dem Obertitel *4 x nowoczesność* (»4 x Moderne«), der in chronologischen Abfolgen die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die Zwischenkriegszeit, die Entwicklung während der Volksrepublik Polen und die Gegenwart seit 1989 vorstellt. Die aufwändig gestaltete Präsentation kuratierte der international renommierte Kunsthistoriker Andrzej Szczerki, der

Direktor des Museums. Sie gliederte sich in sechs Abteilungen: zur Kreation einer »polnischen Nationaltracht«, zur Entwicklung des »Zakopane-Stils« (pl. Styl zakopiański), zur Befassung mit den Huzulen, zur Tätigkeit des Vereins »Polnische Angewandte Kunst« (Towarzystwo »Polska Sztuka Stosowana«) und der Krakauer Werkstätten (Warsztaty Krakowskie), zur Krakauer Ausstellung für Architektur und Innenausstattung in einem Gartenambiente (Wystawa Architektury i wnętrz w otoczeniu ogrodowym) sowie zum 8. Welt-Esperantisten-Kongress in Krakau (beide 1912). Ein umfangreicher, durchgehend zweisprachig gehaltener Katalog¹ bietet über wissenschaftliche Essays die Möglichkeit, einzelne Ausstellungsinhalte zu vertiefen; darüber hinaus dokumentiert er die Exponate durch gute Farb reproduktionen.

Der Versuch, eine »polnische Nationaltracht« zu kreieren, orientierte sich zunächst noch nicht an der Volkskultur, sondern rekurrierte weitgehend auf die aufwändige frühneuzeitliche Adelsgewandung der polnischen Szlachta. Das 1880 von Henryk Siedmiradzki gemalte Porträt des galizischen Landtagspräsidenten Ludwig Wodzicki belegt eindrucksvoll, wie bereits Versatzstücke dieser Adels genügten, um nationale Konnotationen zu evozieren: Wodzicki trägt über seinem dunklen Anzug, den er anstelle des für die Szlachta üblichen »kontusz« (eines mantelartigen Obergewands) angezogen hat, den seidenen, vorne mit einem spezifischen Knoten fixierten »pas kontuszowy« (Gürtel), der seine Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht und zu einer nationalen Gruppe ausweist.

1890 ließ sich der damals 39-jährige Stanisław Witkiewicz in der galizischen Kleinstadt Zakopane nieder. Der Künstler und Schriftsteller war fasziniert von der Volkskultur der Goralen, der traditionell als Hirten und Bergbauern lebenden Bewohner der Tatra und der Region Podhale. Witkiewicz wurde nicht nur zu einem künstlerischen Chronisten der Region; er sammelte und dokumentierte ethnografische Versatzstücke, die er in Entwürfen für Architektur, Möbel, Textilien und Geschirr anwandte und somit zum Schöpfer des so genannten Zakopane-Stils wurde. Durch Vorlagenbücher, Drucke, Fotografien und andere Medien der Reproduktion wurde dieser Stil zu einem zeitgenössischen Inbegriff polnischer »Volkskultur« erklärt, wengleich er zunächst vor allem von bürgerlichen Kreisen rezipiert wurde. Die von Wojciech Brzega 1902 geschnittene Porträtbüste eines Goralen erinnert beinahe an die Darstellung eines Indianers und illustriert somit den Blick auf die »edlen Wilden« in der Bergwelt der polnischen Tatra.

Parallel zur Entwicklung in Zakopane sammelten Ethnografen im östlichen Galizien folkloristische Elemente unter den bäuerlich lebenden Huzulen. Die Huzulen wurden in einem romantisierenden Verständnis zu Vertretern eines unverfälschten Landlebens idealisiert; der Farben- und Formenreichtum ihres Kunsthandwerks und ihrer Festtagskleidung inspirierte die Tätigkeit einer Fachhandwerker-Ausbildungsstätte in Kołomyja (ukr. Коломия, pl. Kołomyja) und kunstgewerblicher Werkstätten, aber auch Künstler. Insbesondere der Maler Kazimierz Sichulski hob das Alltagsleben der Huzulen in eine metaphysische Sphäre, etwa in seiner berühmten *Huzulischen Muttergottes* [Madona Huculska] von 1909 oder der *Anbetung der drei Heiligen Könige* [Pokłon Trzech Króli] von 1913.

Auf Initiative des zur Künstlerkolonie von Zakopane zählenden Stanisław Wyspiański entstand zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Krakau eine Vereinigung für Polnische Angewandte Kunst, aus der die Krakauer Werkstätten hervorgingen. Pri-

1 Andrzej Szczerski (Hg.): *Polskie Style Narodowe/Polish National Styles 1890–1918*. Kraków 2021. 512 S.

vate und öffentliche Auftraggeber, etwa ein Sanatorium in Zakopane, ließen sich dort ganze Interieurs im volkstümlichen Stil herstellen, um so ihre patriotische Gesinnung unter Beweis zu stellen. Die in der Ausstellung gezeigten geometrischen und floralen Wandbehänge veranschaulichten die Vermischung folkloristischer Motive mit der Formsprache des Art Nouveau und weiterer internationaler Einflüsse.

Wie sich Regionalismus, Patriotismus und internationale Strömungen vereinbaren ließen, zeigte auch die in Krakau veranstaltete Ausstellung zu Architektur und Gartenbau. Hier sind die Auswirkungen der von Ebenezer Howard ab 1898 in England vertretenen Ideen der »Gartenstadt« unübersehbar, auch wenn die Ausstellung von 1912 vor allem einen »typisch polnischen Baustil« suggerieren wollte. 1912 wurde auch der internationale Esperantistenkongress in Krakau abgehalten, der zum einen im Zeichen der als Mittel der Völkerverständigung geschaffenen Kunstsprache stand, zum anderen aber auch dazu beitrug, die nationalen Bestrebungen der Polen in ethnografischer und künstlerischer Hinsicht international bekannter zu machen.

Die verdienstvolle Ausstellung im Krakauer Nationalmuseum ermöglicht erstmals in dieser Fülle von Gemälden, Zeichnungen, Büchern, Fotografien, Plakaten, Möbeln, Architektorentwürfen und kunsthandwerklichen Gegenständen aller Art eine Gesamtschau der »Wiederentdeckung« der Goralen und der Huzulen und des Versuchs, Elemente ihrer materiellen Kultur für die Schaffung polnischer »Nationalstile« auszuschlachten. Leider unterlassen es die Ausstellung und auch der umfangreiche Katalog, diese Entwicklung in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg in einem breiteren internationalen Kontext zu verorten. So werden die Verbindungen zum britischen Arts and Crafts Movement, zu den folkloristischen Tendenzen in den Ländern Skandinaviens, Österreich-Ungarns und des Deutschen Reichs, zur Sezession oder zum Art Nouveau nicht thematisiert. Weitgehend fehlt auch der zeithistorische Kontext: Die ethnografischen Räume der Goralen und der Huzulen gehörten bis 1918 zum habsburgischen Kronland Galizien. Damit beteiligten sich die polnischen Ethnografen, Literaten und Künstler, die sich ab den 1890er-Jahren mit der »Volkskultur« der Goralen und Huzulen im österreichischen Teilungsgebiet Polens zu befassen begannen, nicht am polnischen Binnendiskurs, sondern auch an weiter gefassten zentraleuropäischen Entwicklungen. Eine ethnische Renaissance mit nationalem Anstrich erlebten parallel zu Zakopane, Krakau und Kolomyja auch andere Regionen Cis- und Transleithaniens. So hätte es sich angeboten, zumindest in einem Beitrag für den Katalog etwa das Wirken des slowakischen Architekten Dušan Jurkovič (1868–1947) darzustellen, der für den Entwurf seiner Villen und Kurhäuser, vor allem der 1898 entstandenen Häuser Libušín und Maměnka in der Bergsiedlung Pustevny in der mährischen Slowakei, ebenfalls auf regionale Folkloreelemente zurückgriff. Wie zuvor bereits der Architekt Antonín Wiehl (1846–1910) auf der Prager Jubiläumsausstellung (tsch. Jubilejní výstava) von 1891, entwarf Jurkovič für die Tschecho-slowakische volkskundliche Ausstellung (Národopisná výstava česko-slovenská) 1895 in Prag eine Reihe von »volkstümlichen« Bauten, die ihrerseits ein breites Echo in den Böhmisches Ländern und im damaligen Oberungarn, der späteren Slowakei, fanden. Auch die Frage, inwieweit Institutionen wie die Wiener Werkstätten, die Deutschen Werkstätten in Dresden-Hellerau oder die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München und Bremen inspirierend auf die 1913 gegründeten »Warsztaty Krakowskie« wirkten, bleibt seitens der Ausstellungskuratoren unbeantwortet. Autoren in der zeitgenössischen polnischsprachigen Presse Galiziens stellten solche Bezüge durchaus her.

Es bleibt das Verdienst der Ausstellungsmacher, die Entstehung des Zakopane-Stils, die Adaptation der huzulischen Volkskultur und die Popularisierung volkstümlicher Stile im Sinne des »jungen Polen« erstmals in dieser Bandbreite präsentiert zu haben. Somit bilden Ausstellung und Katalog wichtige Dokumentationen einer machtvollen kulturgeschichtlichen Tendenz, die 1918 in die Wiedererrichtung Polens aus den Teilungsgebieten der Habsburger, der Hohenzollern und der Romanows mündete. Eine stärkere Einbeziehung von Historikern und Ethnologen bei der Ausstellungskonzeption wäre an einigen Stellen möglicherweise erkenntnisfördernd gewesen und hätte eine angemessene Kontextualisierung ermöglicht.

Tobias Weger

Anerkannter Universitätsprofessor, namhafter Literaturwissenschaftler und Übersetzer

In memoriam Prof. Dr. Horst Schuller

Am 25. Juli 2021 ist Prof. Dr. Horst Schuller kurz vor Vollendung des 81. Lebensjahres gestorben. Die Hermannstädter Germanistik verliert mit Horst Schuller ein Vorbild und einen Weggefährten. Mit großem Respekt und Dankbarkeit gedenken wir der vielseitigen Tätigkeit eines renommierten und allseits anerkannten Germanisten – Hochschullehrers, Literaturwissenschaftlers, Übersetzers und Journalisten –, der ab 1990 die neugegründete Germanistik in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) geprägt hat, dessen Name und Wirken zum Wahrzeichen dieser Studienrichtung an der Lucian-Blaga-Universität geworden ist.

Die seit 1969 bestehende Hermannstädter Germanistik-Abteilung wurde 1987 durch einen diktatorischen Beschluss aufgelöst, nach der Wende 1990 wieder ins Leben gerufen, aber durch die Auswanderung der meisten Lehrkräfte hart getroffen. In dieser schweren Situation gesellte sich Horst Schuller dem verbliebenen Kollegium zu und war vom ersten Augenblick an bereit, Aufbauarbeit zu leisten, Mitarbeiter heranzuziehen, die Curricula zu reformieren und neue Forschungsvorhaben festzulegen. Zuerst als Lehrkraft, danach als Lehrstuhlleiter initiierte und förderte er Kooperationen mit anderen Institutionen im In- und Ausland und gründete Partnerschaften mit Universitäten aus dem deutschen Sprachraum. Herausragend war diesbezüglich die DAAD-Institutpartnerschaft mit der Philipps-Universität Marburg, durch die ein überaus fruchtbarer Austausch aufgenommen werden konnte. Professor Horst Schuller hatte großen Anteil am Ausbau dieses Kontaktes und trug somit wesentlich zur Sichtbarkeit und internationalen Anerkennung auch der rumänischen Germanistik bei. Darüber hinaus war Horst Schuller ab 1994 der erste wissenschaftliche Betreuer germanistischer Promotionsarbeiten in Hermannstadt, vornehmlich junger Hochschullehrkräfte aus Hermannstadt, Kronstadt (rum. Braşov) und Temeswar (rum. Timişoara), die sich mit rumänien-deutscher Literatur, vergleichender Literaturwissenschaft, Translationswissenschaft oder literarischer Rezeption befassten. Anfang 2002 ging Horst Schuller krankheitsbedingt in den Ruhestand. Nach seiner Auswanderung blieb er der Hermannstädter Germanistik treu; er betreute weiterhin Promotionsarbeiten und beteiligte sich an wissenschaftlichen Veranstaltungen.

Horst Schuller wurde am 13. August 1940 als Sohn einer Meschener (rum. Moşna) Lehrerfamilie geboren. Nach seiner Ausbildung als Grundschullehrer am Pädagogischen Gymnasium in Schäßburg (rum. Sighişoara), studierte er 1957–1962 Germanistik und Rumänistik in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca). Nach dem Abschluss des Philologiestudiums konnte Horst Schuller – obwohl dafür geeignet – keine Hochschulkarriere aufnehmen, da dies in der damaligen Zeit aus politischen Gründen nicht möglich war. Er wirkte zunächst als Deutschlehrer an einer Dorfschule in Marienburg (rum. Feldioara) und ab 1968 als Kulturredakteur an der Kronstädter Wochenzeitung *Karpatenrundschau*, wo er »ein seiner Schreibgabe und auch seinen organisatorischen Fähigkeiten entsprechendes Tätigkeitsfeld [übernahm], zum Nutzen der

Publikation, die in den siebziger und achtziger Jahren gerade dank der Kulturseite lesenswert war.«¹

Die Tätigkeitsfelder, in denen Horst Schuller sein Leben lang gewirkt hat – als Publizist (vor allem in den Jahren 1968–1996), Literaturhistoriker und -kritiker, Autor und Hochschullehrer –, trugen dazu bei, dass er als namhafte Persönlichkeit der siebenbürgisch-sächsischen Kulturlandschaft über die Landesgrenze hinaus bekannt geworden ist. Als Journalist neigte er dazu, sich mit allen Ethnien Siebenbürgens zu befassen, und als Kulturvermittler förderte Horst Schuller in den Kulturseiten der *Karpatenrundschau* den interethnischen Dialog zwischen Rumänen, Deutschen und Ungarn, sodass die von ihm gezeichneten Chroniken, Rezensionen, Übertragungen und Nachgestaltungen den deutschsprechenden Landsleuten Siebenbürgens, des Banats und der Bukowina die rumänische Literatur näherbrachten.

Schullers Forschungsarbeit hat ihre Wurzeln in der journalistischen Tätigkeit; sie umfasst die rumäniendeutsche Literatur, vergleichende Literaturwissenschaft, Rezeptionsforschung und Übersetzung in Theorie und Praxis. Der gewandte rumäniendeutsche Literaturhistoriker sprach von der »Bewährung der Werte« und vertrat die Ansicht, dass neben Brot Kunst als Lebensnotwendigkeit zu betrachten sei: »Kunst lässt sich mit der Liebe vergleichen: sie existiert im Geben und Nehmen.«² Zugleich war er überzeugt, dass das kulturelle und literarische Erbe seiner Vorfahren – ob im Dialekt oder auf Hochdeutsch verfasste Schriften – ungenügend untersucht und ausgewertet worden sei. Ohne seine hohen wissenschaftlichen Ansprüche aus den Augen zu verlieren, organisierte Horst Schuller auch Treffen von Mundartdichtern und gab 1988 den Band *Vill Sprochen än der Wält. Dichtung im Dialekt* (Dacia Verlag: Cluj-Napoca) heraus. Diese Veranstaltungen machten ihn unter den Mundartsprechern bekannt, vor allem in den Dörfern, wo der sächsische Dialekt gesprochen wurde. Die Bekanntmachung von rumäniendeutschen literarischen Schriften war das Hauptanliegen seiner Herausgebere Tätigkeit. Horst Schuller gab Schriften mehrerer deutscher Autoren (Johann Karl Schuller, Michael Königes, Georg Maurer, Frida Binder, Friedrich Wilhelm Schuster, Otto Fritz Jickeli, Walter Peter Plajer) heraus und veröffentlichte die kommentierte Anthologie *Amsel komm nach vorn...* und dokumentarisches Material (Korrespondenz: Josef Marlin, Adam Müller-Guttenbrunn, Otto Alscher, Erwin Reisner).

Seine in zahlreichen Sammelbänden und Fachzeitschriften (*Neue Literatur, Spiegelungen* sowie *Germanistische Beiträge*, die von ihm 1993 gegründete Lehrstuhlpublikation) veröffentlichten Studien und Aufsätze behandeln vornehmlich rumäniendeutsche oder interkulturelle Themen und fanden bei Fachleuten und Laienpublikum besonderen Anklang. Diese Forschungsansätze werden in der unter dem Titel *Kontakt und Wirkung* im Bukarester Kriterion-Verlag 1994 herausgegebenen Dissertation zusammengeführt, die unter anderem der Präsenz rumäniendeutscher Literatur der Zwischenkriegszeit in der siebenbürgischen Kulturzeitschrift *Klingsor* (1924–1939) gewidmet ist. Horst Schuller untersuchte in dieser Arbeit die einheimische Literaturentwicklung und deren unmittelbare, auch kritische Widerspiegelung in *Klingsor*, um Berührungspunkte und Überschneidungen mit rumänischen und ungarischen Publikationen aufzuzeigen. Er erfasste in seiner Arbeit über die Rezeption rumäniendeut-

1 Joachim Wittstock: Vorwort. Prof. Dr. Horst Schuller zum Sechzigsten. In: *Germanistische Beiträge* 13–14 (2000), S. 7–10, hier: S. 8.

2 Horst Schuller: *Bewährung der Werte*. In: *Karpatenrundschau* 1 (1968) A. 46, S. 8f., hier: S. 8.

scher Literatur hinaus auch die Aufnahme rumänischer (Mihai Eminescu, Liviu Rebreanu, Mihail Sadoveanu) und ungarischer Autoren im deutschen Sprachraum.

Wenn Horst Schuller sich auf die einheimische deutsche Literatur bezieht, erwähnt er als Wesensmerkmal dieser Literatur ihre Bindung an Erfahrungen mit anderen Völkern und Nationalitäten. Darüber hinaus hebt er hervor, dass sich die rumänien-deutsche Literatur im Einflussbereich zweier Literaturen befindet, die entwicklungs-geschichtlich betrachtet von unterschiedlicher Intensität gewesen sind. Einerseits ist es die binnendeutsche Literatur – »Gemeinsamkeiten, die sich aus ethnischer Verwandtschaft, ähnlichen Überlieferungen und gleicher Sprache ergeben« –, andererseits ist es die rumänische Literatur, mit der die rumäniendeutsche »durch gleiche geografische Lagerung, durch gemeinsame wirtschaftlich-soziale, durch staatspolitische (seit 1918) und jahrhundertalte historische Erfahrungen verbunden«³ ist.

In den gesamten literaturwissenschaftlichen Studien mit interkultureller Ausrichtung betont Horst Schuller den beidseitigen Austausch, der durch das Zusammenleben der beiden Ethnien angeregt wurde: Die rumänische Literatur ist durch »stimulierende« Aspekte mit der rumäniendeutschen verzahnt, und die Stofflichkeit rumänischer Autoren regte durch eine gewisse »heimatliche Exotik«⁴ die Imagination deutscher Autoren an, was zu einem interessanten schöpferischen Lokalismus führte. Eine andere Dimension von Horst Schullers interkultureller Tätigkeit belegen seine hauptsächlich auf das Sprachenpaar Rumänisch–Deutsch bezogenen übersetzungstheoretischen und -kritischen Studien: *Transkulturelle Problemaspekte im rumänisch-deutschen Übersetzungsprozess*⁵, *Namen ›verschweigen‹ – als die Übersetzungen von Hermine Pilder-Klein (1901–1998) ungezeichnet erscheinen mussten*⁶, *Beispiel, Erfahrung, Theorie. Übersetzungswissenschaftliche Anmerkungen von Hermine Pilder-Klein*⁷.

Viele seiner Aufsätze beziehen sich auf Übersetzer und Übersetzungen (Alfred Margul-Sperber, Zoltán Franyó, Hermine Pilder-Klein), in denen er die Auffassung vertrat, dass für die Wahl eines bestimmten Textes oder Autors nicht immer ästhetische Beweggründe entscheidend waren, sondern dass oft die Politik das Interesse an Übersetzungen gesteuert hat.

Horst Schuller hat auch selbst übersetzt. Seine Übersetzertätigkeit betrachtete er als Selbstauftrag, für die es »gebündelte Impulse« gegeben hat, hauptsächlich sein Rumänistikstudium und die journalistische Tätigkeit. Er übertrug Einzeltexte (Lyrik und Prosa) von rumänischen Autorinnen und Autoren, die in der *Karpatenrundschau* veröffentlicht wurden.

Abschließend sei auf den zum 200. Geburtstag von Nikolaus Lenau (1802–1850) herausgegebenen Band *Lenau und die Zigeuner. Werkstatthilfen für die Übersetzer* verwiesen, worin sich die Arbeitsfelder des Germanisten Horst Schuller am offensichtlichsten überschneiden: der Professor, der Literaturwissenschaftler und der Übersetzer. Sein Bestreben, »über den interkulturellen Weg der Übertragung« Aspekte eines Werkes bekanntzumachen, hat Horst Schuller in Werkstattgespräche mit Master-Studierenden des Fachbereichs Translationswissenschaften exemplarisch eingebracht.

3 Horst Schuller: Kontakt und Wirkung. Bukarest 1994, S. 47.

4 Ebenda, S. 129.

5 In: Germanistische Beiträge 27 (2010), S. 225–267.

6 In: Spiegelungen 5 (59) (2010) H. 3, S. 272–286.

7 In: Germanistische Beiträge 26 (2010), S. 269–288.

Für seine umfangreiche kulturelle und wissenschaftliche Tätigkeit wurde Horst Schuller mehrmals geehrt: Zweimal erhielt er den Preis des Kronstädter Rumänischen Schriftstellerverbandes, dessen Mitglied er war (1994 und 2000), und 2018 wurde ihm (zusammen mit Michael Markel) für die Verdienste um die Förderung der siebenbürgischen Kultur, insbesondere der deutschsprachigen Literatur in Siebenbürgen und Rumänien, der Siebenbürgisch-Sächsische Kulturpreis verliehen.

Maria Sass

Maria Sass ist Professorin für Neuere deutsche und rumäniendeutsche Literatur an der Lucian-Blaga-Universität Hermannstadt (rum. Sibiu). Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind neuere deutsche und rumäniendeutsche Literatur, deutsch-rumänische Literaturkontakte und literarisches Übersetzen.

Mit leidvoll sonnigem Gemüt

Peter Motzan ist 75 geworden

Er wird mir mit Nachdruck auf die beiden Schreibfinger klopfen (es sind immer noch lediglich zwei wie einst in Klausenburg). Das hoffe ich. Gerade drum nehme ich mir heraus, Wirklichkeit und Literatur in eins zu setzen und eine Dichterin zu zitieren, die den Unterschied auch nicht besonders hochgehalten hat (Zeilenbrechung und Schreibung sind ebenso willkürlich wie heilsam verstörend): »... und außerdem war d / er blonde Peter gestern bei dir und hat ge / sagt er will eine anthologie machen auch du / sollst ihm gedichte schicken die ER AUCH v / eröffentlichen KANN die mußt du aber erst machen also schreib dem blonden Peter ein g / edicht übers ALT-WERDEN das ist doch ein the / ma«

Nein, das ist jetzt kein Thema, denn der »blonde Peter«, den Anemone Latzina 1974 imaginiert, hat das Altwerden hinter sich gelassen und ist in die Literatur eingegangen. Ihr Gedicht *13. Juli 1974* aber beschwört eine Gestalt, die in Wirklichkeit über alle Alter und schließlich Grenzen hinweg die Literaturbewegten im Rumänien seiner- und im deutschsprachigen Raum dieser Zeit vor Augen hatten und haben. Es stimmt, er war blond, vor allem aber stimmt, er hat Anthologien gemacht. Dass ich hier die Vergangenheitsform gebrauche, wird er mir nachsehen, aber hoffentlich auch bald wieder heimzahlen, wie es im Buche steht.

Dieser Peter Motzan hat die deutschsprachige Literatur Rumäniens in Büchern gefasst, die aufzuzählen sich qua Internet mittlerweile erübrigt. Getrieben hat ihn dabei ein berechtigtes Selbstbewusstsein, das er 1980 in der Kronstädter (rum. Braşov) *Karpatenrundschau* so bescheiden wie rundheraus bekennt:

Und warum sollte ich verschweigen, daß ich nun mal die Ambition hatte, nicht mehr über Bücher, sondern über eine ganze Literatur, mag sie auch noch so klein sein, zu schreiben.

Wenn ich sehe, wie manche Kollegen in feuilletonistischer Manier durch die Jahrhunderte und durch die Literaturen schreiten, schüttelt mich immer das Staunen.

Aus dem Staunen ist er nie herausgekommen und hat das Beste daraus gemacht. Diese »ganze Literatur« war und ist sein Gegenstand. Der Nestor und Schiedsrichter des-

sen, was er »Regionalliga« zu nennen pflegt, geboren vor 75 Jahren in Hermannstadt (rum. Sibiu), der Klausenburger Hochschullehrer und Marburger Honorarprofessor für Neuere Deutsche Literatur, er hat stets den Überblick über diese »ganze Literatur« behalten – zum Neidwesen der Kollegen und Schüler, die es ihm gern nachgetan hätten und nachtäten; einen kenne ich aus eigener Erfahrung. Selbst der rumänische Sozialismus mit seinen Verkrustungen und Verheerungen der 70er- und 80er-Jahre hat ihm die Lust an Texten nicht vergällt; er hat stets seine Freude gehabt an allem, was ihn freute oder auch nicht; vor allem aber hat er diese mitgeteilt.

Peter Motzan ist nicht nur ein Freund der Literatur, er ist ein Freund aller, die damit zu tun haben, und er macht keine Unterschiede, ob sie ihm nun mehr oder weniger behagen, ob sie ihm näher oder ferner sind. Dieser Gelehrte (das Wort sei einem oft und freundschaftlich belehrten Schüler gestattet) ist ein literarischer Demokrat. Er ist der Herausgeber eines Kurzprosa-Bandes von Hans Liebhardt und einer Schulausgabe von Texten Rainer Maria Rilkes. Er hat in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) 1968 die Studentenzeitschrift *Echinoc* aus der Taufe gehoben, und er hat sich 35 Jahre (Äonen!) später mit Stefan Sienerth der Fron unterzogen, den Kronstädter Schriftstellerprozess von 1959 in einem wuchtigen Band zu dokumentieren. Er hat rumäniendeutsche Prosa und Lyrik mit kritischer Empathie begleitet und sie mit missionarischem Fleiß in den deutschen Sprachraum hineinanthologisiert.

»Dem Drang zur Polemik wurde nicht stattgegeben.« So steht es in seiner 1980 im Klausenburger Dacia Verlag gedruckten Dissertation *Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1945. Problemaufriß und historischer Überblick*. Objektivität ist das oberste Gebot, nie verboten hat er sich hingegen die manchmal schelmische Anspielung, den subtilen Hinweis. So winkt er etwa 1984 den Lesern seiner »DDR«-Anthologie *Der Herbst stöbert in den Blättern* nach einem magistralen Aufriss der Entstehungsbedingungen deutscher Lyrik in der »SSR« zu (und hier soll endlich der Meister selbst in seinem verbalen Glanz zu Wort kommen!):

Im Gedicht wird die erklärliche Unsicherheit im Umgang mit dem verfügbaren und vorgefundenen Sprachmaterial am leichtesten überwunden, manchmal allerdings auch kaschiert. Auf dem Gebiet der lyrischen Praxis kommt überdies die durch Mehrsprachigkeit geschärfte Sensibilität der Schreibenden der Textkonstitution zugute. Es ist bezeichnend, daß die neuere deutschsprachige Lyrik Rumäniens ihr Verhältnis zur Sprache intensiv und einfallsreich reflektiert. Die Produktivität der Dichter ist schließlich auch darauf zurückzuführen, daß die Publikationsmöglichkeiten für »kurze« Genres günstig sind, daß Gedichteschreiben zu einem rapideren Einstieg in die Literaturgesellschaft verhilft und daß Lyrik eine komprimierte und eigenwillige Form des öffentlichen Mitspracherechts darstellt oder zumindest dessen Illusion nährt.

Illusionen genährt hat er nie, ausgehungert hat er sie mit germanistischer Strenge, allerdings stets mit einem leidlich, nicht selten leidvoll sonnigen Gemüt, das er auch seinen oft bissigen – um nicht zu sagen: verbissenen – Gefährten mitzuteilen suchte. Wohlgelungen ist ihm das, wie eingangs zu lesen war, bei der Gefährtin Anemone Latzina. Aber auch Franz Hodjak hat gleichsam naturgemäß seinen, nun ja, anthologischen Haarschopf 1978 zur leuchtenden Metapher erhoben. »du liegst im fenster, wartest auf den blonden / Peter oder auf irgendein anders wunder, das in gestalt / des postboten ausbleibt.«

Weder Anemone Latzina noch Peter Motzan oder Franz Hodjak haben jemals auf Wunder gewartet (sie bleiben ja auch dauernd in irgendwelchen Gestalten aus), und

neben letzteren »legen« wollen wir uns mitnichten, aber allesamt wollen wir in dem Fenster warten, das uns der blonde Peter aufgestoßen hat, damit wir den Überblick behalten, Ausblick halten und frische Luft atmen.

Georg Aeschl

Zum siebzigsten Geburtstag von Werner Kremm

Eine Würdigung

Am 7. Oktober 1951 in Großsanktnikolaus (rum. Sânnicolau Mare, ung. Nagyszentmiklós), der westlichsten Stadt des heutigen Rumäniens im Banat geboren, kann man sich heute Werner Kremm fast nicht mehr außerhalb des Stadtbildes von Reschitza (rum. Reșița) vorstellen.

Eingeschult wurde er in seinem Geburtsort, wo er auch das deutschsprachige Lyzeum besuchte und 1970 das Abitur machte – und zwar an der deutschsprachigen Abteilung. Es folgte das Studium der Germanistik an der Temeswarer Universität (rum. Timișoara), obwohl Werner Kremm von früh an reges Interesse für Naturwissenschaften zeigte, unter anderem durch die beeindruckende Memorierung des berühmten und bekannten *Tierlebens* Alfred Brehms.

Trotz des enormen Interesses für alles Bewegliche studierte Werner Kremm, wie gesagt, Germanistik in einer Zeit, in der es schien, dass sich die politische Lage in Rumänien verbessern würde. Das Ende der 1960er- und der Anfang der 1970er-Jahre erschien – täuschend – günstig für die politische Zukunft Rumäniens und setzte auch Energien frei, die sich im Kulturellen äußerten. Davon blieb auch die deutsche Minderheit nicht unberührt. Und es behauptete sich ein Phänomen, das unter normalen Umständen unerklärlich ist: In einem Land, in dem die Angehörigen der deutschen Minderheit immer weniger wurden – Krieg, Deportation, Kriegsgefangenschaft, Kalter Krieg und der dadurch veranlasste Auswanderungsprozess nagten an der Substanz dieser Minderheit –, behauptete sich im Kulturleben des Banats und Rumäniens eine literarische Gruppierung, eine Strömung, die Angehörige einer Generation meist junger Banater Schwaben und Berglanddeutscher umfasste – und aus deren Umfeld eine Nobelpreisträgerin für Literatur hervorgehen sollte, was wiederum den damals dominierenden Marxismus widersprechen sollte. Zur ideologischen Orientierung dieser literarischen Gruppe kann ich nichts Vertiefendes sagen, jedenfalls glaube ich, wollten diese damals jungen Menschen frei sein, frei schreiben können und sich im damaligen politischen Kontext an den Wurzeln des Marxismus, am Neomarxismus und an der Frankfurter Schule orientierten. Es blieb ihnen unter den damaligen politischen Umständen auch nichts anderes übrig, wenn sie etwas verändern wollten. Durch das damalige Rumänien, dessen politische Führung sich unterdessen gänzlich umorientiert hatte, was sich in den sogenannten Thesen aus dem Jahre 1971 widerspiegelt, laut derer die Kunst- und Kulturschaffenden, wie es damals hieß, sich vollends der Parteipolitik unterordnen sollten, blies nun ein kalter, neostalinistischer Wind, der das Leben dieser und der nachfolgenden Generation gehörig beeinflussen – und in vielerlei Hinsicht vermasseln – sollte.

Werner Kremm gehörte der sogenannten Aktionsgruppe Banat – deren Anfänge im Lyzeum in Großsanktnikolaus zu verzeichnen sind – an, ein Name der gleich zwei damals verdächtige und subversive Worte enthielt: *Aktionsgruppe* – was fast wie der Name einer marxistischen Untergrundorganisation klang – und *Banat*, das man in Bukarest langsam aus dem Bewusstsein der Bevölkerung drängen wollte, um die Begrifflichkeit »Südwesten Rumäniens« durchzusetzen (genau wie man in der Epoche der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie den Begriff Südungarn für dasselbe Banat behaupten wollte). In diesem Rahmen entstanden seine ersten literarischen Versuche. Die Gruppe wurde jedoch auseinandergesprengt, und Werner Kremm veröffentlichte danach nur mehr gelegentlich literarische Beiträge. Möglich, dass weitere folgen.

Nach dem Abschluss des Studiums arbeitete er als Deutschlehrer in Bokschan (rum. Bocşa), wo er auch seine spätere Frau Ana kennenlernte und Deutsch als Fremdsprache unterrichtete. Ab 1980 war er beim *Neuen Weg* angestellt, dem er mit kleinen, unbedeutenden Unterbrechungen bis heute – nach der Wende *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien* – treu geblieben ist. Seit 1993 ist er der verantwortliche Redakteur der *Neuen Banater Zeitung* und reiht sich so unter die Macher und Gestalter der Banater Zeitungen ein – seit dem Beginn des Banater Zeitungswesens von Joseph Heimerl bis Nikolaus Berwanger. Und – was sehr wichtig ist: Er hatte auch NachfolgerInnen, so dass das deutschsprachige Zeitungswesen im Banat nach der Pensionierung von Werner Kremm nicht stillstand.

Seine Berichte über die Wirtschaft des Banater Berglandes mit seinen, damals schnaubenden Industrieorten Reschitza, Steierdorf (rum. Anina) oder Bokschan und Neumoldowa (rum. Moldova Nouă), aber auch über die einschlafenden Orte, die kulturell noch irgendwie etwas zu bieten hatten – wie Orawitz (rum. Oravița) –, zeichnen sich durch Sachkenntnis, Objektivität und einen kaum versteckten Hang zur fundierten Kritik aus. Mit demselben scharfen Blick betrachtete er das Banater Bergland nach 1989, eine Periode, in der er die Deindustrialisierung des Banater Berglandes beispielhaft schilderte und sich sein Interesse auch auf die allgemeine Entwicklung des Landes richtete.

Werner Kremm blieb auch nach der Wende in Rumänien – in Reschitza, auch wenn er in Großsanktnikolaus renoviert und sich dort für eine lange Rentenzeit vorbereitet hat – und sich so zu den Glücklichen zählen darf, die ihr Alter in ihrem Geburtsort verbringen dürfen. Wie gesagt, Reschitza kann man sich ohne Werner Kremm nicht vorstellen. Dort verfasste er eine Reihe von Büchern, etwa den *Reiseführer Rumänisches Banat*, Graz 1998, und besonders seine *Momentaufnahmen. Rumänien unter der Lupe*, 2016 (er bereitet eben den zweiten Band vor), in denen er mit scharfem Blick die Zeit nach der Wende beobachtet und kritisch beschreibt. Es sind Bücher, die für jene, die diese Region und dieses Land verstehen wollen, unentbehrlich sind. Ebenso enthalten zahlreiche Bände, die Werner Kremm übersetzt oder als Herausgeber betreut hat, Texte, an denen man nicht vorbeikommt, wenn man das Land, die Region, die Menschen und die Zeiten im Banat kennenlernen und verstehen will.

In der Zeit nach 1989, als sich im Banat zahlreiche Hilfsorganisationen, Stiftungen und Organisationen aktiv gezeigt haben, wurde Werner Kremm für die lokalen Behörden unverzichtbar – sowohl als Übersetzer wie auch als (meistens inoffizieller) Berater. Nicht zuletzt dadurch wurde er zu einem der besten Kenner der politischen und wirtschaftlichen Lage des Banats.

Selbst habe ich Werner Kremm in den 1980er-Jahren kennengelernt – als junger Geschichtslehrer und später als Museumsangestellter in Reschitza. Es folgte eine langjährige Zeit schöner Zusammenarbeit und freundschaftlicher Beziehungen. Die Verbindung wurde vielleicht auch durch die Tatsache intensiviert, dass wir beide mit rumänischen Frauen verheiratet sind – einerseits etwas absolut normales, andererseits von einigen Seiten auch mit Vorbehalten bedacht. Auch die Tatsache, dass wir beide der Meinung waren, dass wir eine gute Zukunft in Rumänien haben könnten, was sich (zum Teil) bewahrheitete, hat uns verbunden – nicht zuletzt die Freundschaft unserer Kinder und schließlich die Freude an der Arbeit.

Werner Kremm ist in der gewordenen Arbeiterstadt ein »geistiger Arbeiter« im besten Sinne des Wortes geblieben. Aus dem multiethnischen Großsanktnikolaus kommend, ist er ins multiethnische Reschitza gezogen und hat dort durch sein genaues Beobachten, sein Schreiben und seine Haltung maßgeblich am kulturellen Leben mitgewirkt.

Ad multos annos! – Oder aus dem »Reschitzaerischen« übersetzt: Sollst lang leben und gesund bleiben!

Rudolf Gräf

Rudolf Gräf, ehemaliger Prorektor der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca), ist Historiker und Direktor des Forschungsinstituts für Geisteswissenschaften Hermannstadt (rum. Sibiu). Gebürtig aus Reschitza (rum. Reşița), hat er zahlreiche Bücher und Studien zur Geschichte des Banats, vor allem des Banater Berglandes, veröffentlicht.

Weiter so – William Totok zum siebzigsten Geburtstag

Ich halt sie noch
Die Fahne und denk
Sie nutzt mir
Wenns mich friert

Eines der kürzesten Gedichte von William Totok ist und bleibt eines der gültigsten und stimmigsten dieses Autors bis auf den heutigen Tag. Es mag vielfach interpretierbar sein, uns einen Toren vorführen, der sich in seiner pathosgrundierten Schlichtheit an einer Fahne festhält, es mag den ideologisch oder von seiner Mission überzeugten Bannerträger vorstellen, der sich im Falle des Scheiterns meint, Trost zusprechen zu können, es mag diese Figur bis in den Opportunismus hineintreiben, und es mag den Autor dieser vier kurzen Zeilen treffend charakterisieren. Wie das?

Indem es uns einen mittlerweile siebzighjährigen Autor von Gedichten, zeitgeschichtlichen Büchern, journalistischen Arbeiten und Interventionen, Zeitschriftenherausgeber und akribischen Rechercheur in den Archiven mit den Hinterlassenschaften der verbrecherischen Parteien und Geheimdienste in den Blick rückt, der offenbar irgendwann im Gymnasiastenalter beschlossen hat, sich auf die ihn umgebenden Verhältnisse im kommunistischen Rumänien der frühen Ceauşescu-Jahre studierend und intervenierend einzulassen. Wie einige seiner Generationsgefährten

und Freunde von der Aktionsgruppe Banat an Selbst- und Weiterkenntnis interessiert, ebenso kritisch wie begeisterungsfähig, bewegt vom großen Projekt der Selbstaufklärung (die natürlich in gesellschaftliche Aufklärung und die Humanisierung der Politik wie der sozialen Verhältnisse münden sollte) und beschwingt vom Zusammenklang von Rock und Pop und Ideologiekritik hat dieser junge William Totok (1951 in Groß-Komlosch, rum. Comloșu Mare, im rumänischen Banat geboren) als kaum Zwanzigjähriger eine Fahne ergriffen und bis heute nicht losgelassen. Jene, auf deren Tuch nicht goldgelb Hammer und Sichel prangten, sondern Worte wie Selbstbestimmung, Freiheit, Bildung, Emanzipation und Humanität aufschienen. Und wenn ich ihn einmal oder zweimal im Jahr treffe, wir als altgewordene ehemalige Rebellen an einem Kaffeestaisch sitzen – mit Vorliebe im Freien, wo Willy wie eh und je seine Selbstgedrehten in Zigarettenspitzen aus Weidenholz rauchen kann –, stellt sich ganz schnell dieser von einer kämpferischen Neugierde und Dringlichkeit unterlegte Ton wieder zwischen uns ein, mit dem wir die Dinge und Begebenheiten der Jahrzehnte und bis auf den jeweiligen Tag hin besprechen.

Auch wenn wir jenes einstmals begonnene Projekt nicht zu einem befriedigenden Ende führen werden, auch wenn unser Freund Rolf Bossert uns, erschöpft und zermartert und im aufscheinenden Erfolg verzweifelt, verlassen hat, um 1986 in Frankfurt am Main den Ausweg in den Tod zu nehmen, auch wenn mittlerweile jener ursprüngliche Impuls, der uns mehr Humanität erstreben ließ, da und dort abgebeugen oder gar abgebrochen wurde, steht da einer, der ein zerschlissenes Fahmentuch in den Wind hält, seine Arbeit verrichtet und sich den absurden Trost zuflüstert, es könnte ja mal wärmen. Und wir nicken uns zu, denn wir meinen beide zu wissen, dass ein Trost, der nicht unbezweifelbar absurd ist, nichts taugen kann. »Besser scheitern!«, hatte uns Samuel Beckett seinerzeit aus Paris zugerufen.

Wenn ich das richtig sehe, ist William Totok religiös, das heißt in Glaubensfragen, nicht sonderlich musikalisch, wengleich der Gymnasiast zeitweilig mit der Vorstellung gespielt hatte, Priester werden zu wollen – aber hatten nicht viele Jungs in der schier allwissenden kontrollwütigen Diktatur die Fantasie, sich hinter Kirchenmauern verbergen zu können?

In einem autobiografischen Text, der dem Band *Die Zwänge der Erinnerung* (1988, S. 157f.) beigegeben ist, lesen wir:

Ein Vater, der spannend über einen Krieg berichten konnte, eine nähende Mutter, die von einem Russland erzählte, eine in Bücher vergrabene Großmutter, die mir ungarische Wörter und Sätze beibringen wollte.

Auf dem Toilettentisch errichtete ich meinen Altar, sang unverständliche lateinische Gebete, war verückt. [...]

Später durfte ich den Gesprächen der Gäste zuhören, die fast jeden Abend zu uns kamen. Ich erfuhr von Schneeverwehungen, von zugeschnittenen Erdhütten, von erfrorenen Menschen und Tieren, ich hörte in Verbindung damit das Wort Bărăgan.

Der Jugendliche stellt den sonntäglichen Kirchgang ein und setzt auf Lektüren: Heine, Lenau, Tolstoi, Zola, Büchner und dann Brecht. Wen wundert es, wenn Walter Benjamin, Herbert Marcuse, Volker Braun, Allen Ginsberg und die Musik von Bob Dylan folgen?

Und wen wundert es, wenn dieser William Totok erst einmal allein und *für sich hin* Gedichte zu schreiben beginnt und dies dann recht bald im Gespräch über Bücher, Musik, Politik und Geschichte mit einigen weiteren Gleichgesinnten seiner Genera-

tion fortsetzt und professionalisiert. Und wen wundert es schließlich, dass er – mittlerweile vierundzwanzig Jahre alt und Student an der Universität Temeswar (rum. Timișoara) – am 18. November 1975 verhaftet und neun Monate in Untersuchungshaft gesteckt wird. Er habe staatsfeindliche Gedichte verfasst, wird ihm vorgehalten, und drei Professoren seiner Universität bestätigen der Securitate in ihren Gutachten den staatsgefährdenden Inhalt der Gedichte ihres Studenten. Offenbar kümmert sich weder die politische Polizei noch die gelehrte Professorenschaft darum, ob diese Gedichte je veröffentlicht und damit irgendjemandem tatsächlich bekannt waren. Gerechtigkeitshalber müssen hier natürlich auch die Namen der hochverehrten Herren Professoren genannt werden: Prof. Dr. Karl Streit, damals Kathederchef der Temeswarer Germanistik, Prof. Dr. Ignat Florean Bociort (Fachgebiet Literaturtheorie) und Prof. Dr. Corneliu Nistor (Fachgebiet vergleichende Literaturwissenschaft) – letztere beide ohne Deutschkenntnisse. Die ihnen vorgelegten Texte waren bei zwei Hausdurchsuchungen in William Totoks Elternhaus gefunden und ohne ein Beschlagnahmungsprotokoll mitgenommen (also gestohlen) worden. Was die beiden rumänischen Professoren zu sehen bekamen, waren unsäglich schlechte Übersetzungen ins Rumänische.

Sang- und klanglos freigelassen wird William Totok erst, als in *Le Monde*, in der *Frankfurter Rundschau* und bei *Radio Free Europe* über seinen Fall berichtet worden war; nun durfte er sich erst einmal als Ziegeleiarbeiter bewähren, bevor ihm nach zahlreichen Eingaben und Petitionen die Fortsetzung seines Studiums wieder erlaubt wurde.

Den Knaben vor seinem selbsterrichteten Altar vor Augen, darf man viele Jahre später dann doch verwundert sein angesichts des erst einmal überraschend klingenden Titels *Der Bischof, Hitler und die Securitate. Der stalinistische Prozess gegen »die Spione des Vatikans« in Rumänien* auf dem über vierhundert Seiten starken, von William Totok erarbeiteten Buch. In rumänischer Sprache breitet William Totok hier die aus gut zwölftausend Seiten Securitate-Akten ausgewählten Dokumente eines stalinistischen Schauprozesses gegen den römisch-katholischen Bischof von Temeswar, Dr. Augustin Pacha, aus. Wie in einem Brennglas werden bei diesem Prozess und den dazu geführten Vorermittlungen des Geheimdienstes die grobschlächtigen Feindbilder der roten Politkommissare sichtbar: Augustin Pacha und seine zehn Mitverurteilten »Spione des Vatikans« wurden beschuldigt, vom Vatikan zur geheimdienstlichen Unterwanderung Rumäniens angestiftet worden zu sein; der Bischof selbst wurde zum Sympathisanten Hitlers und des Nationalsozialismus sowie zum Feind des neuen volksdemokratischen Regimes erklärt. Und als würde dies nicht ausreichen, um ihn nach Lust und Laune wegzusperren und zu quälen, musste ihm auch noch subversive antikommunistische Tätigkeit im Auftrag der britisch-amerikanischen Geheimdienste zugeschrieben werden.

William Totoks gut achtzig Seiten umfassende Darstellung dieses Falls würde sich bestens eignen, ins Deutsche gebracht und in dieser Zeitschrift veröffentlicht zu werden. Schließlich handelt es sich dabei nicht allein um die chronologische Darstellung einer ganzen Folge von politischen Verbrechen, sondern in einer darunter liegenden Schicht um die Folgen jahrzehntelanger Politiken des Misstrauens, der nationalen bis chauvinistischen Missverständnisse, Kolportagen und Intrigen. Eine vielfältig vergiftete mittelosteuropäische Gemengelage von Interessen, Ressentiments und Vorurteilen, die sich der kommunistische Geheimdienst auf seine grobschlächtige und von wenig Verständnis getriebene Weise zu Nutze macht. Ach ja, zu

achtzehn Jahren Haft wurde Bischof Pacha verurteilt, schließlich war er bei Urteilsverkündung schon 82 Jahre alt – zum verhöhrenden Charakter dieses Urteils gehörte, ihm die Aussicht auf ein 100-jähriges Leben zu eröffnen.

Der Abschlussbericht der vom Holocaust-Überlebenden und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel geleiteten Kommission zur Erforschung des rumänischen Holocaust, 2004 veröffentlicht, stellt fest, dass Rumänien sich unter dem faschistischen Diktator Ion Antonescu vorsätzlich am Holocaust beteiligt und durch seine antisemitische Politik den Tod von 280.000 bis 300.000 Juden herbeigeführt habe. Des Weiteren wurden gut 11.000 Roma deportiert und umgebracht. Hätten unsere früheren Mitbürger im Banat und in Siebenbürgen je begriffen, welch eine Ehre es für einen rumäniendeutschen Autor ist, zum Mitglied einer solchen Kommission ernannt zu werden, sie hätten William Totok alle Auszeichnungen verliehen, die sie einem ihrer verdienstvollen ehemaligen Mitbürger verleihen können und dürfen. Aber es mag sein, dass William Totok, der auf Deutsch wie auf Rumänisch schreibt, der sich in innerdeutsche Debatten genauso kenntnisreich einzumischen versteht wie in rumänische, unseren ehemaligen Mitbürgern ebenso egal ist, wie eine wissenschaftlich solide Aufklärung aller Umstände, die zum Holocaust führten und diesen zu einem einzigartigen Menschheitsverbrechen werden ließen. Seit seiner Gründung im Jahr 2005 ist William Totok Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Landesinstituts für die Erforschung des Holocaust in Rumänien – »Elie Wiesel«, und seit 2013 ist er auch Mitglied im wissenschaftlichen Rat des Instituts für die Untersuchung der Verbrechen des Kommunismus und des Gedenkens an das Rumänische Exil.

Vieles wäre hier noch zu berichten und darzustellen: William Totoks ausführliche Beschäftigung mit der rumänischen Rechten von den dreißiger Jahren bis in die Gegenwart; sein 2016 zusammen mit Elena-Irina Macovei veröffentlichtes Buch *Zwischen Mythos und Verbarmlosung. Über kritische Vergangenheitsbewältigung über Gavrilă Ogoranu* und den bewaffneten antikommunistischen Widerstand in Rumänien wäre zu würdigen. Die zahllosen Aufsätze, die sich aus seinen Recherchen in der rumänischen Behörde zum Studium der Securitate-Akten (CNSAS) speisen und ein breit aufgefächertes Interesse an der Manipulation, Kontrolle und Verfolgung der verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen dokumentieren – von der katholischen Kirche bis zu markanten Einzelpersonen, von der orthodoxen Kirche und ihrer zerstörerischen Politik hinsichtlich der griechisch-katholischen und unierten Kirche bis zu der Kooperation der Securitate mit der Stasi, der geheimdienstlichen Unterwanderung des rumänischen Exils und der rumäniendeutschen Organisationen und Institutionen in Deutschland.

Vieles wäre hier noch lobend hochzuhalten, manch eine in William Totoks Arbeiten angelegte Polemik noch zu eröffnen, ginge es hier nicht letztlich auch darum, dem Jubilar ein herzhaftes *Weiter so!* zuzurufen, die nötige Schaffenskraft dafür und alles erdenkliche Glück zu wünschen.

Ernest Wichner

Ernest Wichner wurde 1952 in Guttenbrunn (rum. Zăbrani) geboren und war Gründungsmitglied des Schriftstellerkreises Aktionsgruppe Banat. Seit 1988 arbeitete er am Literaturhaus Berlin, das er von 2003 bis 2017 leitete. Er veröffentlichte Gedichte sowie Prosa und ist als Literaturkritiker, Publizist und Übersetzer tätig.

Besprechungen

Fruchtbares Leiden

Axel Dornemann (Hg.): Heimwehland. Flucht – Vertreibung – Erinnerung. Ein literarisches Lesebuch. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2018. 779 S.

»Wir hatten eine schöne Kindheit, und nun ist sie zu Ende, wir waren Statisten in einem Stück, dessen glücklicher Ausgang uns garantiert war am Tage unserer Geburt, und jetzt warf man uns mitten in eine Tragödie, deren Gesetze uns vollkommen fremd waren – obwohl es einen im letzten Winkel des Bewußtseins ein wenig schmeichelt, wenn eine so schwierige und ergiebige Rolle einem zugemutet wird. Die Angst hört sofort auf, wenn der Verlust eingetreten ist, vor dem man gezittert hat.« (S. 191). Und: »Wenn es wahr ist, daß derjenige, der sich inmitten schwieriger oder unerwarteter, schmerzender Ereignisse darauf vorbereitet, sie später weiterzuerzählen, seinen Mit-Lebenden und vielleicht Mit-Leidenden gegenüber im Vorteil ist, so begann mein Vorteil auf jener Fahrt.« (S. 195).

In diese nachgerade galgenhumorigen Worte hat Christa Wolf die schmerzliche Widersprüchlichkeit ihrer schriftstellerischen Berufung gefasst, der sie in der DDR nur bedingt nachkommen konnte. Der verquerten Dialektik gibt die essayistisch versierte Soziologin Elisabeth Pfeil, laut den bio-bibliografischen Angaben des Herausgebers eine »Pionierin der

gesellschaftspolitischen und psychologischen Vertriebenenforschung« (S. 767), zusätzliche existentielle Kontur: »Wem das Flüchtlingslos den Ausweg auftut, sich selbst zu verlassen und in eine überpersönliche Aufgabe hineinzuwachsen, wem die Welt durch seine leidende Erfahrung geahnter, gewußter, gefühlter wird, der wird nicht weniger leiden, vielleicht, aber fruchtbarer leiden.« (S. 668).

Axel Dornemann, ein trefflich bewährter und literaturwissenschaftlich bewehrter Kenner der Thematik und der einschlägigen Sekundär- und Primärliteratur, hat in einem massiven Band akribisch gesammelt, was »gilt«. Und das Ergebnis ist dergestalt, dass man es nicht nur gelten lassen kann. Es ist nämlich, und das ist die herausragende Leistung, das Gegenteil einer »Leistungsschau«: Es ist ein Lesebuch, das keineswegs Leselust bedient, sondern Achtung gebietet vor jenen, die sich vom Unsäglichen und Unsagbaren nicht die Sprache haben verbieten lassen – jenseits der Erschütterung vor den geschilderten Schicksalen. Dabei stehen eingangs mit Christa Wolf und Elisabeth Pfeil nicht von ungefähr zwei Frauen. Ich habe keine Prozentrechnung angestellt, aber der Frauenanteil in diesem Buch ist hoch – wiewohl man das nicht erfreulich finden mag, für Freude ist hier kein Ort. Es ist eine schlichte Feststellung: Menschliches Leid und Elend ist in der (Schreib-)Hand

von Frauen besser aufgehoben. Die hier davon erzählen, hatten das derzeitige Allerweltswort Empathie wahrscheinlich gar nicht zur Hand, geübt und geschrieben haben sie schlicht Menschlichkeit. Davon zeugen, dafür zeugen auch Texte von Christine Brückner, Tanja Dückers, Gertrud Fussenegger, Ursula Höntsch, Helga Lippelt, Dagmar von Mutius, Monika Taubitz.

»Unversöhnlichkeit [...] ist genreuntypisch und kommt in diesem Buch auch nicht vor.« (S. 727). Diesen Programmpunkt stellt Axel Dornemann in seinen Nachbemerkingen heraus. Nicht gescheut hat er allerdings – und das ist ein besonderes Verdienst – auch »Stellen«, an denen man heutzutage mit »identitätspolitisch« geschärftem und »korrekt« geeichtem Sensorium beim Lesen aufschreckt oder gar erschrickt. Arno Schmidt hat Anmerkungen zur Vernichtung der Juden, die man ihm nicht zutrauen möchte, sich selbst aber zumuten muss. Ruth Storm bleibt einem Vokabular verhaftet, das ihrerzeit üblich war, mittlerweile aber dem Schweigen anheimgegeben ist.

Selbst die noblen Gertrud Fussenegger und Dagmar von Mutius eröffnen – und das muss man ihnen mitnichten vorwerfen, sondern zugutehalten – erzählerische Horizonte, hinter denen die Sonne nur noch untergeht. »Um so unfaßlicher ist es für die Polen, mit ansehen zu müssen, wie wir auch am späten Sonntagabend immer noch singend auf den Leiterwagen hinausfahren, um das letzte Fuder einzuholen. Und wie selbst das Tragen von vielen Zentnersäcken auf den obersten Boden des Speichers uns Frauen nicht abhält, zwar keuchend, aber doch lachend den Polen einen guten Abend zu wünschen.« (Dagmar von Mutius, S. 349) Gertrud Fussenegger erzählt von ihrer böhmischen Amme, die dem Säugling Gertrud zuliebe das eigene Kind vernachlässigt: »Empörende Verhältnis-

se –? Das sagen wir heute. Sie wurden damals als nur natürlich empfunden. *Wir* würden erwarten, daß sich der Schmerz der beraubten Mutter in Wut und Haß gegen den fremden Säugling wenden würde. Nichts davon. Die Energien der Mutterliebe, einmal umgepolt, flossen dem Milchkind zu, also mir«. (S. 57).

Angelika Jakob erzählt erbarmungslos vom erbarmungslosen Kampf um einen Platz im Fluchtwaggon: »Karlas Wille erzwingt sich Anrecht auf den Zug, obwohl er ins Dunkel führt, und obwohl um ihrer und der Mutter Rettung willen und weil sie stärker und rücksichtsloser sind, ein weinender Junge zurückbleibt, dessen Mutter, mit dem Säugling im Arm, verzweifelt aus dem Fenster schreit. – Kann ein neues Leben, das so schmächtig anfängt, endlich gut werden? Der Himmel ist ungerecht.« (S. 72) Fürchterliches steht geschrieben in diesem »Lesebuch«. Axel Dornemann und der Georg Olms Verlag haben es lesenden Auges aufgenommen, aufbereitet und ausgebreitet.

Die »moderne« deutsche Literatur hat sich mit zweifelhaftem Erfolg um die Härten gewunden, Autoren wie Jörg Bernig, Margot Ehrlich oder gar Anna Seghers haben das Furchtbare »modern« zu sagen versucht, zumindest angesprochen, und Christoph Hein hat die Geschichte einer Vergewaltigung zur Abrechnung mit dem ideologischen Diktat der DDR umgewidmet. Kaum erträglich, erst recht zu ertragen sind ideologisch eingefärbte Verdikte, wie sie etwa Ulrike Draesner oder Theodor Buhl erlassen – wohl im Vollbewusstsein historischen Rechthabens. Draesners Szenario kommt mit lyrisch-pädagogischem Zeilenbruch daher: »die Wochenschau zeigte sich an Dachbalken drehende Kinderleichen neben ihren die Zungen weit herausstreckenden / Mutterleichen, Selbstmorddorf Wildenhagen, richtige Deutsche brachten lieber / ihre Söh-

ne und Töchter / um und starben dann selbst, als ohne Nazis zu leben.« (S. 309). Theodor Buhl leistet sich gar eine Pointe: »Wenn die Kinderwagen und die Leiterwagen sie nicht daran gehindert hätten, wären sie im Gleichschritt abgerückt, die Schlesier.« (S. 294). Denen, über die da geschrieben wird, bleibt erspart, es zu lesen.

Trost spenden allenfalls einprägsame Bilder: Helga Lippelt erzählt von einer Mutter im Deportationszug, die nur noch zwei Windeln hat und die eine stets in den Fahrtwind zum Trocknen hängt. Dagmar von Mutius klagt: »Was für eine armselige Zeit, in der man die Tiere, die tapfersten Begleiter, vergessen muß, und sie mit ihrer Treue dann eines Tages allein vor verödeten Türen sitzen und monatelang suchen und klagen und ihre Verlassenheit nicht verstehen.« (S. 353). Und der Herausgeber schenkt uns, vermittelt von Günter Grass, einen wunderbaren Spruch von dessen Großtante: »Ech waiß, Ginterchen, em Wästen is bässer, aber em Osten is scheener.« (S. 648).

Siegfried Lenz und Heinz Piontek fehlen natürlich ebenso wenig wie Arno Surminski, Hans Lipinsky-Gottersdorf oder Horst Bienek, die Bücher stehen seit langem im Gespräch. Sprechen sollte man allerdings jenseits allfälliger Rührung über die Geschichte von Fritz Nendel, in der eine alte Einwohnerin der »Bloodlands« einer »Verschollenen« mit frischen Lappen für ihre wunden Füße hilft, weil sie »mehr begriffen hat als die meisten Staatsmänner der Welt. Nämlich daß der Sieger erst dann zum wirklichen Sieger wird, wenn er des Besiegten Wunden verbindet, anstatt sie zu mehren.« (S. 333). Das klingt ergreifend und mag sich so zugetragen haben, erzählenswert ist es allemal, aber schlüssig nur bedingt, denn diese alte Frau ist beileibe keine Siegerin, schon gar keine, die Wunden mehren würde.

So gerät dieses Lesebuch zu einem Erlebnis, das dauernd und andauernd hinterfragt werden muss. Der Verzweiflung des polnischen Schriftstellers Stefan Chwin, der bei einer Lesung auf einen unversöhnlichen Vertriebenen trifft, darf man nicht folgen, seine Bedenken allerdings muss man mehr denn ernst nehmen: »Ich denke immer öfter, dass Europa nur durch einen vollkommenen Gedächtnisverlust erlöst werden könnte.« (S. 414). Bei Axel Dornemann nun steht auf 779 Seiten, wieso jeder andere Weg schwerer und besser ist.

Georg Aeschl

Durch Zeit und Raum

Sigrid Katharina Eismann: Das Paprika-raumschiff. Ulm: danube books 2020. 160 S.

Vor einem guten Jahr erschien Sigrid Katharina Eismanns neuestes Buch. Die Autorin schreibt über Kindheit und teilt Erinnerungen mit den Lesern und Leserinnen, die eine Reise durch Zeit und Raum ermöglichen und dank der lebendigen Dialoge sowie Beschreibungen die erzählte Geschichte zum unmittelbaren Erlebnis werden lassen: Man riecht den Duft von traditionellen Mittagessen, spürt die Kälte des kontinentalen Klimas und hört jedes Geräusch mit. Wenn jemand die Geschehnisse um den erstrebten Kommunismus und den Kontrast zur westlichen Welt der 1970- und 1980er-Jahre (wieder-)erleben möchte, darf er an diesem Buch nicht vorbeigehen.

Katharina Eismann baut von Seite zu Seite eine Welt auf, die nur sie sehen konnte: Ein kleines Mädchen, das zwar nicht genug von den Ereignissen um sich herum verstand, um sie zu kommentieren, aber genug, um mit seiner ehrlichen Kinderseele Ungerechtigkeit zu begreifen. Die Autorin lässt das Leseublikum gekonnt durch die kindlichen Augen die Welt betrachten und dabei auch kleinste

Details mitbeobachten und mitdenken. Jedes einzelne Kapitel bietet Eindrücke, die unweigerlich zum Nachdenken anregen. Es erstaunt, wie viel zwischen den Zeilen schlummert und ohne große Anstrengung bildlich erscheint.

Dieses Buch ist kein traditioneller Roman, der uns chronologisch von A bis Z führt; Sigrid Katharina Eismann schafft ein Meisterwerk durch schnelle Wechsel aus dem Jetzt in ein kindliches Damals und zurück. Wie ein Mosaikstück zum anderen an verschiedenen Ecken eingefügt wird, ergibt sich am Ende ein beeindruckendes Bild. Eindrücke und Gefühle bilden eine schnell vorankommende Einheit – ein Raumschiff – und überbrücken damit die Zeit und geografische Entfernungen.

Themen wie Immigration von Ost nach West, Bürokratie und Korruption unter dem Diktator Ceaușescu, soziale und finanzielle Unsicherheit der Familien in Osteuropa in den 1970er-Jahren, generationenübergreifendes kulturelles Erbe und die Spuren einer kommunistisch geprägten Kindheit werden in *Das Paprikaraumschiff* thematisiert. Diese Begriffe fallen so nie, doch sind die Schlussfolgerungen immer eindeutig. Es sind wichtige Themen, die in der heutigen Gesellschaft viele Menschen betreffen und doch zu selten auf eine so ehrliche, persönliche und fast kindliche Weise erzählt werden. Obwohl dieses Buch zum größten Teil eine Sammlung von persönlichen Erfahrungen ist, schafft es die Autorin, den Lesenden den Freiraum zu lassen, sich ein eigenes Bild über die Geschichte zu machen. Dies gelingt dadurch, dass die Geschichten meist ohne interpretierende Erklärungen mitgeteilt werden und damit die Lesenden motivieren, selbst den Moment zu Ende zu denken. Fast wie bei einem nächtlichen Spaziergang auf einer Straße mit offenen, hell erleuchteten Wohnungsfenstern, wo man kurz Teil der Geschehnisse wird,

aber nicht länger hinsieht: Es bleiben Eindrücke, die man vielleicht nie mehr vergisst.

Die Autorin wuchs in Temeswar (rum. Timișoara) auf und lädt durch ihren Roman auf eine Reise zu berühmten Sehenswürdigkeiten, durch geheimnisvolle Sackgassen, leere Geschäfte und laute Lokale ein. Jeder erwähnte Ort in Temeswar gewinnt eine neue Bedeutung durch die dort lebenden Menschen und deren Gespräche, die oft das Schicksal Hunderter bestimmten. Die Rückkehr der Ich-Erzählerin in die Heimatstadt weckt Assoziationen und lässt Geschichte lebendig werden. Kindheitserinnerungen treffen auf eine gekonnte Erwachsenenwahrnehmung.

Lässt man sich auf die Reise mit dem »Paprikaraumschiff« ein, vergeht die Zeit sprichwörtlich im Fluge. Die Protagonisten sind meist Durchschnittsbürger, die viel Qual und Trauer im 20. Jahrhundert erlebten. Es gibt aber auch Charaktere, die mit ihrer leichten und positiven Natur die Schwierigkeiten der Zeit zu vergessen schienen und die kleinen Segnungen der Gegenwart wie ein leckeres Stück Kuchen aus der besten Konditorei in Temeswar genießen konnten.

Es werden die Geschichten der Großeltern der Ich-Erzählerin gesammelt, und diese Episoden eröffnen eine vierte Zeitdimension im Roman: Die erste ist die der Ich-Erzählerin als kleines Mädchen in Rumänien während des kommunistischen Regimes, die zweite beschreibt die Reise und Ankunft der Teenagerin auf dem Weg nach Deutschland. Hierauf folgt die Perspektive der Erwachsenen, die die Darstellung der Reisestationen abrundet. Wie in einem Flutlicht blickt man also auf fast jede Lebensstation der beschriebenen Gesellschaft in einer Zeit zurück, die wie keine Millionen von Menschen geprägt hat.

Eszter Stricker

Ein außergewöhnlicher Roman

Dana Grigorcea: *Die nicht sterben*. München: Penguin Verlag 2021. 272 S.

Ende der 1970er-Jahre, als ich aus Rumänien floh, war ich im Westen immer wieder überrascht von einer Frage: »Ach so, Sie kommen aus Rumänien! Dann kennen Sie doch bestimmt den Grafen Dracula, oder?« So musste ich feststellen, dass nebst dem grauenvoll-realen Ceaușescu der grausam-fiktive Dracula der berühmteste Rumäne im Ausland war, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Nun greift die aus Bukarest stammende und seit langem in der Schweiz lebende Dana Grigorcea die Figur Draculas auf und schreibt einen großartigen Roman darüber, der eine ganze Menge und andererseits nur relativ wenig mit der Schauerromantik aus Bram Stokers Roman *Dracula* aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu tun hat.

Die Ich-Erzählerin des Romans, eine junge, in Paris lebende Malerin, kehrt zum Ort B. zurück, in eine ländliche Gegend am Fuße der Karpaten, südlich von Transilvanien, wo sie als Kind wunderbare Sommerferien verbrachte bei ihrer großbürgerlichen Großtante Margot, die sie Mamargot nennt und die immer noch dort lebt.

Jedes Jahr im Sommer zog Margot samt Suite aus Bukarest nach B. in die Villa Aurora, die ehemals ihr gehörte, und ersetzte für die Dauer ihres Aufenthalts den ganzen sich dort befindenden kommunistischen Kitsch durch stillvolle Möbel, kostbare Teppiche und erhabene Kunstwerke. So lebte man dort amüsiert, scherzend und musizierend, fern des verhassten Kommunismus, wie im Paradies, in einer gediegenen Welt der Kunst, wo nur die Ästhetik und das Schöne zählten. Denn das Leben imitiert die Kunst, wie schon Oscar Wilde erkannte, und nicht umgekehrt. Wie aus einem Wunderhorn

zaubert die Erzählerin paradiesische Farben, Düfte und Klänge, ihre dem Bildungsbürgertum entsprungenen Figuren vollziehen immerfort mit Pathos künstlerische Rituale in ihrem Alltag und schwelgen in Nostalgie und Sehnsüchten, die auf wunderbare Weise an Tschechows Theater-Figuren aus dem *Kirschgarten* erinnern.

»Und dann saßen wir um den großen Tisch, auf Stühlen und Hockern, müde, aneinandergelehnt und wie erstarrt in unseren Gedanken – ein Bild in Chiaroscuro. Unwillkürlich kommt mir nun, da ich dies erinnere, Rembrandts Gemälde *Die Anatomie des Dr. Tulp* in den Sinn: eine für das anatomische Theater feierlich gekleidete Gesellschaft, die Blicke nachdenklich in alle Richtungen schweifend, auf dem Tisch aber, statt der obduzierten Leiche, ein Haufen Kekse, mehrheitlich Löffelbiskuits, die ich so mochte.« (S. 12).

Diese paradiesische Gegenwartsinsel ist wiederum die künstliche Herstellung einer beglückenden Vergangenheit vor dem Kommunismus. Wie bei den ineinander verschachtelten russischen Puppen verbirgt hier die Gegenwart die Vergangenheit, die wiederum eine weitere Vergangenheit verbirgt, wobei, wie die Erzählerin betont, die Reihenfolge keine große Rolle spielt, denn: »[...] jegliche Reihenfolge [ergibt] einen Sinn, da es nicht um Ursache und Wirkung geht, sondern nur um eines: Schicksal« (S. 59). Und so setzt sich dieses Buch wie ein Puzzle zusammen, in dem nicht nur Traum und Wirklichkeit sowie Realität und Fantasie ineinander übergehen, sondern auch das Heute und das Gestern.

Mitten in der idyllischen Anfangsatmosphäre überschlagen sich plötzlich die Ereignisse: Bei einer Bestattung in der Familienkrypta wird nicht nur eine gepfälte Leiche entdeckt, sondern auch das Grab des rumänischen Fürsten Vlad des Pfählers, auch Fürst Dracula ge-

nannt, aus dem 15. Jahrhundert. Später geht es um einen Vampirbiss und eine Liebesnacht mit einem Vampir und um eine Ich-Erzählerin, die selbst zur Vampirin wurde. Nicht zuletzt geht es auch um die wahre Geschichte Vlad des Pfählers, der auf unvorstellbar grausame Art für Ordnung sorgte, und um die Gegenwart Rumäniens. Der Roman handelt von Lüge und Korruption, von der verlogenen Gegenwarts politik und der allgemeinen Sehnsucht nach einer starken Hand.

Bezeichnend ist das groteske metaphorische Bild Rumäniens, das bei einem Volksfest zu Ehren Vlad Draculas entsteht und einen an Francisco de Goyas grotesk-karnevaleske Gestalten aus den *Caprichos* denken lässt: »[...] das Bild von Draculas Ankunft in B. drängte sich mit Macht auf: In festlichem Rot-Gelb-Blau, den rumänischen Nationalfarben, mit dem angewehrten Grün der Karpaten, hier und da mit weißen Farbstößen, zeigte sich auf dem abfallenden Weg eine Menschenmenge von Maskierten und Unmaskierten. Beamte und Fromme, [...] Männer in Anzügen, die drei Österreicher mit ihren Gewehren, alte Frauen unter Kopftüchern, verschrumpelte Herren, die gerne vor Kameras mit ihren schwieligen Händen gestikulierten, adrette junge Männer mit übertrieben sorgfältig rasierten Bärten, die ihrerseits mit den Handys filmten, junge Frauen mit rotem Schmolllmund, die Selfies machten mit den Fahnen im Hintergrund, dazwischen ein alter Bauer, der just zur Nachrichtenstunde mit einem rostigen Spaten vor den versammelten Kameras der Weltpresse vorbeistolzieren musste, auch ein hochgereckter Ziegenkopf aus Holz auf einem langen Stab war zu sehen, mit farbigen Schleifen und Bommeln versehen von den Tänzern mit der Ziege.« (S. 124f.).

Elemente des Schauerromans, des magischen Realismus und der Satire

gehen ineinander über, und es wurde zurecht von der allgemein schwer begeisterten Literaturkritik auf eine neue, von Grigorcea erschaffene Erzählform hingewiesen: den gesellschaftskritischen Schauerroman.

Mit großer Erzähllust und sprachgewaltig, mit einer außergewöhnlich poetischen Kraft und zuweilen sarkastischem Witz schrieb Grigorcea einen fabelhaften Roman über Gestern und Heute, den man aber auch als Warnung zu verstehen vermag, zumal sich die Sehnsucht nach der starken Hand nicht bloß in Rumänien, sondern vielerorts auf der Welt wieder bemerkbar macht. *Jan Cornelius*

Ausschweifende Fabulierlust

Franz Heinz: *Endzeit*. Ludwigsburg: Pop-Verlag 2021. 249 S.

Es sind zwei renommierte Zeitzeugen, die im 20. und im frühen 21. Jahrhundert im Banat, dem nordwestlichen Gebiet von Rumänien, in dem Roman *Endzeit* Zeugnisse ihres künstlerischen und literarischen Schaffens hinterlassen: der Maler Franz Ferch (1900–1981) und der Schriftsteller Franz Heinz, geboren 1929 in Rudolfsgrad (srb. Knicanin), dem heutigen serbischen Teil der Region. Beide sind in ihrem künstlerischen Schaffen eng miteinander verbunden, beide haben nach langem, leidvollem Leben im Banat ihre rumäniendeutsche Heimat in den 1970er-Jahren aus familiären und kulturpolitischen Gründen verlassen. Sie haben einzigartige Gemälde und literarische Schriften hinterlassen, die vor allem Tausenden ausgewanderter Banater Schwaben einen Rückblick in eine »Endzeit« ermöglichen, die in mehrfacher Hinsicht wie ein Menetekel und zugleich wie eine anhaltende Nostalgie in ihnen fortwirkt. Der vorliegende Roman mit seinem metaphorisch aufgeladenen Titel erfüllt diese doppelte Funktion in

vierlei Hinsicht. Er gehört in die Kategorie einer Prosa, in der der Autor sich eines Erzählers bedient, der über eine ausschweifende Fabulierlust verfügt. Gleichzeitig räumt er seinen Figuren so viel Erzählraum ein, damit diese ihre Gefühle preisgeben können. Das ist immer dann der Fall, wenn sie sich im engen Freundeskreis spontan zu politischen Ereignissen äußern, wenn sie sich über ihre Nachbarn ärgern, wenn sie über die reichen Bauern lästern oder über die erotischen und sexuellen Ausschweifungen ihrer Nachbarn Gerüchte verbreiten. Immer dann lässt der Erzähler sie frei von der Leber weg reden. Diese narrativ wohl dosierte Mischung ist es, die den Erzählfluss vorantreibt und Lesern wie Leserinnen die Möglichkeit einräumt, an der Fülle der Ereignisse teilzuhaben.

Meist gefiltert durch die künstlerische und literarische Wahrnehmung, erweist sich die Flusslandschaft am Marosch (rum. Mureş, ung. Maros) im westlichen Banat als widersprüchlich in ihrer Beschaulichkeit. Der Beobachtungsort ist vorwiegend ein bescheidenes Häuschen mit Atelier, in dem der freischaffende Maler Lerch auf der Grundlage seiner Skizzen und Farbpaletten mit Motiven aus seiner Umgebung seine Gemälde und Porträts gestaltet. Manchmal sind es Auftragswerke, die die bescheidene Lebensexistenz des Künstlers absichern, öfters jedoch gestaltet er nach freier Entscheidung seine Bilder. Zweifellos erscheint Lerch als ein akademisch ausgebildeter Kunstmaler, der nach dem Ersten Weltkrieg in Italien und Deutschland an renommierten Kunstakademien seine Fähigkeiten trainierte (was uns der Autor leider nur in einer Annotation verrät!). Ebenso überzeugend vermittelt Franz Heinz seinen Lesern die hohe Gabe der Intuition des Malers, größere gesellschaftliche Abläufe in seinen Bildern zu erfassen. Auch die kritische Position des Außenseiters innerhalb der Dorfgemein-

schaft beschreibt der Autor anschaulich. Er lässt Lerch sich auch nicht von Kunstmäzenen oder vermögenden Landsleuten vereinnahmen, die ihn mit Auftragswerken ködern wollen. Ausnahmen bilden nur die Absicherung seiner elementaren Lebensgrundlagen und die leidige Eitelkeit, die Lerch bewegen, an einer größeren Ausstellung innerhalb der Region teilzunehmen. Seine kritische Außenseiterposition demonstriert er auch, als die nationalsozialistische Bewegung mit dem Agitator Dr. Matitzer an der Spitze das dörfliche Leben immer stärker beherrscht.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs muss Lerch für das Königreich Rumänien, Bündnispartner von Hitlerdeutschland, in den Krieg ziehen. Sein Kriegstagebuch, das den aussichtslosen, sinnlosen Eroberungsfeldzug durch den Süden der Ukraine aufzeichnet, verdeutlicht die abwehrende Haltung von Lerch, der verwundet einige Wochen im Lazarett verbringt. Heimgekehrt, wird er mit dem Auftrag des Nazis Matitzer konfrontiert, ein Porträt des Reichsmarschalls Göring anzufertigen. Der Aufgabe kann er sich glücklicherweise durch eine Verwundung am rechten Daumen entziehen. Lerch, der vor Kriegsbeginn die junge Lisi geheiratet hat, zweifacher Vater in den ersten vierziger Kriegsjahren geworden ist, muss sich in den schrecklichen Nachkriegsjahren nun mit der entstehenden kommunistischen Diktatur arrangieren. Leider bricht zu diesem Zeitpunkt der Erzählfaden ab. Der Maler zieht sich mit seinem Freund Heckl in eine Art innere Emigration zurück. Es ist ein Rückzug, eine Resignation, in der sogar Suizid-Gedanken auftauchen. Es sind immer die anderen, die uns vorschreiben, was wir tun sollen, sagt Heckl, ohne zu wissen, wer die anderen sind. Besonders der im Banat nach 1945 aufgewachsene Leser aber hätte gern gewusst, wie sich der Künstler in

dem neuen Regime eingerichtet hat. In der Annotation ist zu lesen, dass Ferch sich dem politisch-ideologisch grundierten Stil des sozialistischen Realismus »angenähert« habe und sich auch im kulturellen Leben des Banats engagiert hat. Im Roman wird der weitere Aufenthalt in seinem Dorf als inneres Exil, als »Endzeit« geschildert. Es ist ein inneres Exil, mit dem sich der Künstler Lerch abfindet und das den realen Franz Ferch in den späten 1970er-Jahren den Entschluss fassen lässt, aus der entfremdeten Heimat, dem Banat, endgültig zu emigrieren.

Der Roman, der auf dem Umschlag die Abbildung des Maroschhauses von Franz Ferch zeigt, weist eine flüssig und spannend erzählte Handlung auf, in der ein übermächtiger Erzähler sich nur unterbrechen lässt, wenn er selbst seinen Redefluss in Frage stellt, wenn er seine Figuren reden lässt, um gewisse Sachverhalte zu verdeutlichen. Leser und Leserinnen, die aus dem Banat stammen, werden sicherlich die zahlreichen eindrucksvollen Naturbeschreibungen und die sorgfältige Aufzeichnung von Sitten und Bräuchen mit Hingabe und Genuss goutieren.

Wolfgang Schlott

Wo Europa noch lange nicht endet

Kapka Kassabova: *Am See. Reise zu meinen Vorfahren in Krieg und Frieden.* Aus dem Englischen von Brigitte Hilzensauer. Wien: Zsolnay Verlag 2021. 416 S.

Das im Original 2020 erschienene neue Buch der 1973 in Sofia geborenen, seit Jahren in Schottland lebenden Kapka Kassabova erzählt von »zwei uralten Seen« und dem Land drumherum, »dem unerzählte Geschichten eintätowiert sind« (S. 9f.). Es handelt sich um das staatlich zwischen Nordmazedonien, Albanien und Griechenland aufgeteilte Gebiet um den Ohrid- und den Prespa-see, die beiden ältesten Seen Europas.

Da diese Region in Mitteleuropa kaum bekannt ist, kommt man ohne die hilfreiche Landkarte am Anfang des Buchs nicht allzu weit. Sie macht anschaulich, wo genau wir uns lesend bewegen, und je mehr wir lesen, desto mehr erhärtet sich der Verdacht, dass das Lesen in diesem Fall dem realen Reisen vorzuziehen sein könnte. *Am See* eignet sich nicht für touristische Zwecke. Dem attraktiven Buchcover zum Trotz führt uns die Autorin in eher unwirtliche und unbequeme Winkel Europas. Will man da wirklich hin?

Ähnlich wie *Die letzte Grenze¹* ist *Am See* eine sehr britische Reisereportage, die jedoch eng mit der zerrissenen Familiengeschichte der Autorin verbunden wird und deshalb weit persönlicher ausfällt als das Vorgängerbuch. Sie spricht grundsätzlich vom »Balkan« und nicht von »Südosteuropa«, weil sie »den natürlichen, ehemals neutralen Namen« für sich beansprucht und das Toponym »Balkan« über die Jahrhunderte »ein selbstgewähltes kulturelles Kennzeichen« geworden sei, »das den verschiedenen Völkern eine Art transnationale Staatsbürgerschaft verleiht, auch wenn sie sich in anderer Hinsicht uneinig sein mögen« (S. 13). Darüber kann man unterschiedlicher Ansicht sein, ebenso wie man bezweifeln mag, ob die explizite Anlehnung an Herodot und dessen ursprüngliche Auffassung von »Historia«, der sie reisend nachgehen möchte (S. 15), durch ihren doch sehr subjektiven Text wirklich abgedeckt wird. Die aufmerksame Erkundung der Region sowie die Suche nach Spuren und Personen der eigenen Familie werden verbunden mit profunden Ausflügen in gut drei Jahrtausende Geschichte und kritisch-skeptischen Kommentaren zu den politischen

¹ Vgl. Klaus Hübners Besprechung des Bandes in: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 14 (2019) H. 2, S. 222–224.

Verwerfungen von heute. Das alles zusammen ergibt eine eigenwillige Prosa-Mixtur, die nicht durchgehend überzeugen kann, zumal manche Passagen fast schon ins Esoterisch-Kitschige abdriften, nicht nur sprachlich. Dennoch lohnt die Lektüre.

Wie komplex und prekär das Thema dieser Reportage ist, zeigt sich in Kassabovas politisch hochaktuellen Reflexionen darüber, was eigentlich »Mazedonien« sei: »Ich konnte nicht weniger als fünf historische Makedonien beziehungsweise Mazedonien zählen [...] Daraus resultiert ein sechstes Mazedonien – ein imaginäres, eines, das nirgendwo existiert außer im verzweifelten kollektiven Sehnen nach einer grandiosen Vergangenheit, die nötig ist, um dem eingeschränkten Heute Bedeutung und Wert zu verleihen.« (S. 47f.). Geschichte ist in dieser Gegend weitgehend gleichzusetzen mit Blutspur – dazu gehört zum Beispiel die Erinnerung an die in Zentraleuropa wenig bekannte »Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation« (IMRO), die Anfang des 20. Jahrhunderts von Saloniki (Thessaloniki) aus für die Befreiung Mazedoniens von den Osmanen kämpfte und dabei vor Terror und Gewalt nicht zurückschreckte (S. 75–82). Dazu gehört die Schilderung des seit 1944 außerordentlich erbittert geführten Bürgerkriegs in Griechenland, des ersten echten Kriegs im beginnenden Kalten Krieg, der gerade im Gebiet südöstlich des Prespasees Tausende von Toten forderte (S. 352f.), oder das Gedenken an die grausame und menschenverachtende Diktatur des Enver Hoxha in Albanien, die noch heute überaus präsent sei (S. 123–130). Wer Pogradec am Südufer des Ohridsees besuche, erlebe »eine traumatisierte Topographie« (S. 256). Kassabova versammelt derart viele schier unglaubliche Geschichten, dass es schwerfällt, ihre manchmal etwas pauschalisierend klingenden Urtei-

le völlig von der Hand zu weisen: »Der Enverismus basierte darauf, das Leben so schwierig wie möglich zu machen und die Leute passiv zu halten wie Schafe.« (S. 279). Stimmt das so? Wahrscheinlich schon, leider. Skepsis ist vor allem dort angebracht, wo der verständliche Wunsch nach dauerhaftem Frieden und Heilung der von der Geschichte verursachten Wunden überhandnimmt und die Autorin die Ursprünglichkeit und Schönheit von Seen und Landschaften in politische Wunschbilder transnationaler Grenzenlosigkeit übergehen lässt. Was immer wieder geschieht und die Erkenntnis eher weniger befördert.

Die quasi unentwirrbaren Überlagerungen von Ethnien und Religionen werden als »alptrauhafter Überfluss« charakterisiert (S. 98), der im Laufe der Zeit dazu geführt habe, dass die sogenannte »mazedonische Frage« unlösbar wurde: »Identität als Tyrannei« (S. 99). Bis auf den heutigen Tag könnten sich die darin verwickelten Nationen nicht auf eine einzige Version der Vergangenheit einigen, »nicht einmal auf kompatible Versionen, und deshalb verfasst auch jede ihre eigene bereinigte Version, und in jeder hat der jeweilige Protagonist das letzte Wort über den Opferstatus« (S. 100). Es lebe sich einfach leichter, »wenn der Schatten auf die andere Seite fällt, nicht auf die eigene« (S. 110). Eherne Grundsätze und starre Prinzipien dominieren das Zusammenleben, aber auch jede Menge Pragmatismus. Man erlebe immer wieder die unwahrscheinlichsten und oft kuriosen Mischungen kultureller und religiöser Phänomene: »Synkretismus [...] war eine Spezialität des Seendistrikts und der balkanischen Kultur im Allgemeinen. Er hatte zwei Merkmale: Überleben und Kreativität, das zweite stand im Dienst des ersten.« (S. 311). Kann man auf diese Kreativität bauen? Immerhin haben Griechenland und Nordmazedonien 2018 ihren Streit um den Namen »Mazedoni-

en« beigelegt; die entsprechende Vereinbarung ging als »Prespa-Abkommen« in die Geschichtsbücher ein, benannt nach dem seit Jahrzehnten ökologisch sterbenden See. Wird er überleben? Woran lässt sich überhaupt messen, ob und wie es vorwärts geht?

Immer wieder betont Kassabova, dass weder der Vergangenheit noch der Gegenwart dieser Region mit mitteleuropäischer Begrifflichkeit beizukommen sei: »Hier erbt man Besitztum, man kauft es nicht. Die Vorfahren schulden dir ein Haus, und du schuldest ihnen deine Seele.« (S. 81) Wie konservativ und traditionsgebunden man in und um die beiden Seen bis heute lebt, schildert sie so: »Ein Mädchen muss jemandem angehören, und die Jungen haben das Recht auf Polygamie, man hätschelt die Älteren, egal wie ekelhaft sie sein mögen, und den Schein zu wahren ist eine Vollzeitbeschäftigung.« (S. 83). Armut und Perspektivlosigkeit scheinen nicht der Vergangenheit anzugehören, Resignation und Rückzug seien nicht selten: »Innere Emigration, eine weitverbreitete Praxis im Kommunismus, war hier wiederbelebt worden: Man lebt in seinem Land, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Im Geist ist man woanders, wo es gerechter, emanzipierter zugeht, so wie es im eigenen Land sein sollte.« (S. 205).

Was es geben mag und was individuell zu entdecken ist, sind »Kraftorte« wie das Kloster Sveti Naum, von dem vor allem im letzten, die Kitschgrenze mehrfach überschreitenden Abschnitt des Buches berichtet wird (S. 393–407). Insgesamt jedoch kann auch Kapka Kassabova keine großen Zukunftsperspektiven für die von ihr geliebte Seenregion erkennen – Alexander der Große wäre zufrieden, meint sie: »Sein Makedonischer Krieg geht weiter, wenn auch geographisch sehr eingeschränkt.« (S. 385). Die Menschen und Völker an den Seen gehörten zusammen, so wie die großartige Natur, und

doch seien sie einander »über die Zeiten, Grenzen und über umnachtete Politik hinweg« zu Feinden geworden (S. 387). Naturgemäß mache es für die dort Lebenden oder Überlebenden keinen Sinn, »einander an Leiden zu übertrumpfen, das Schmerzpaket weiterzugeben wie in einem Beckett-Stück« (S. 386). Genau das aber geschehe jeden Tag. *Am See* ist kein optimistisches Buch, und nach Lage der Dinge kann es das auch nicht sein. Interessant ist es allemal. Denn im Kern ist *Am See* eine eindrucksvolle und vielschichtige Reportage, die Europa aufrütteln könnte, sich intensiver als bisher mit seinen Rändern zu befassen.

Klaus Hübner

Es funktioniert

István Kemény: *Ich übergebe das Zeitalter*. Gedichte. Aus dem Ungarischen von Orsolya Kalász und Monika Rinck. Leipzig: Reinecke & Voß 2019. 88 S.

Mit *Ich übergebe das Zeitalter* liegt die dritte Zusammenarbeit der Übersetzerinnen Orsolya Kalász und Monika Rinck, letztere hat auch das Nachwort verfasst, mit dem bedeutenden ungarischen Gegenwartslyriker und Prosaautoren István Kemény (*1961) vor. Zuvor haben Kalász und Rinck die Gedichtbände *Nützliche Ruinen* für den Gutleut Verlag (2007; hier wirkten als Übersetzer auch Gerhard Falkner und Steffen Popp mit) sowie *Ein guter Traum mit Tieren* für Matthes & Seitz Berlin im Jahr 2015 übertragen. In diesem Jahr wurde dem Übersetzerinnen-Duo der Erlanger Literaturpreis für Poesie als Übersetzung für ihre Arbeiten aus dem Ungarischen verliehen. *Ich übergebe das Zeitalter* ist 2019 beim Leipziger Independent-Verlag Reinecke & Voß als Paperback erschienen, herausgegeben von Peter Holland. Vorliegender Band umfasst zehn Gedichte aus Keménys jüngstem Gedichtband *Nil* (2018) und umsichtig ausgewählte

Lyrik aus Keménys vorangegangenen acht Bänden seit den 1980er-Jahren. Die weitgestreute Sammlung fügt sich zu einem bemerkenswert kohärenten Ganzen zusammen, das gerade durch seine strukturellen Differenzen eine umso komplexere Sprachwelt erzeugt. Sie erscheint solcherart dicht, dass sie fast zur Entität wird. Leider bildet der Band lediglich die deutschen Fassungen ab, auf die ungarischen Originale muss verzichtet werden. Die Coverabbildung, ein surreales Ölgemälde von Attila Szűcs mit einem roten Etwas, erinnernd an Chaplins Weltkugel-Wasserball (*Der große Diktator*) oder eine mögliche »Stunde zwischen Junge und Klavier« (frei nach Clemens J. Setz), passt wie eine bildkünstlerische Begleitung oder ein Bühnenbild jener Entität – vielleicht sogar als eine direkte Reverenz an die »kugelrunde Seele«, die in *Ich übergebe das Zeitalter* ihren verslichen Auftritt hat (S. 72) –, jenes einen bestimmten poetischen Werkgestus Keménys, den es im Folgenden etwas genauer zu umreißen gilt.

István Kemény ist als Lyriker herausragend darin, abstrakte wie konkrete Hinterwelten aus einem vordergründig hergesagten/gedichteten Fluss in der Vorstellung der Lesenden steigen zu lassen. Es kann in den Gedichten mitunter seitenlang vom Aufwecken, von Echos oder anderen alltäglichen Geräuschen die Rede sein, und doch ist zu spüren, dass viel eher eine jeweils umrissene Leerstelle die Metapräsenz in der Vorstellung ausfüllt. Es ist zu erahnen, dass sich jene Präsenz aus dem zu Lesenden heraus entwickelt, sie wie ein Symptom durch das Ausgesprochene erst angezeigt wird. Es ist naheliegend, die meisten Gedichte als im Wesentlichen politisch zu lesen. Doch selbst wenn im Konkreten beispielsweise die »Historie« an sich thematisch aufgerufen wird, heißt es nicht, dass der lyrische Hinterraum im Grundsätzlichen historiografisch konnotiert

wäre. Es ist vielmehr so, dass Kemény Spiegelsituationen inszeniert, in denen das Gedicht eine Wippfunktion einnimmt. Die Texte bleiben entlang ihrer eigenen Achse offen, überlassen es, einer Kreuzungs-Lesart gleich, sich auf der vordergründigen Seite oder in jener Hinterwelt entsprechend einzurichten – oder beides zur selben Zeit lesend-spürend zu ermöglichen.

Dabei geht Kemény zweifach vor: Zum einen verfolgt er einen sprachkonstruktivistischen Ansatz, der die poetische Gedichtprogression mittels eines Listenverfahrens aufbaut. Das heißt, über wiederholte Refrains, die aus sich selbst heraus einen Dominoeffekt entwickeln und über Wiederkehr, Variation den transzendenten Bereich des Gedichts anreißen. Oder aber in den mehrheitlich ungebunden fließenden Gedichten, die listenfrei, aber dafür listenreich von jedem Versstartpunkt aus überallhin aufbrechen können. Zum Beispiel aus dem Schildern einer Weide, den Tieren oder Befindlichkeiten des alltäglichen menschlichen Lebens. Beide Kemény-Wege führen auf die gleiche wippende Schluss-Fakturierung zu, etwas mit jedem einzelnen Gedicht in Stellung zu bringen, das durchaus als das entitätische »Etwas« bezeichnet sein könnte. Eine poetische Präsenz, die im gesamten Verlauf des Gedichtbands, bisweilen sacht gereimt, nie überdrüssig wird, sich selbst in verschiedenen Zeitsituationen und -konstellationen beschrieben zu sehen. Es handelt sich um einen möglicherweise intelligiblen Mentalitätszustand. Ein Modus, der poetisch ist, der ineffektiv ist, der in letzter Instanz als Widerstand der Welt-wie-wir-sie-kennen-sollen gegenüber operiert, der in seiner jeweiligen momentanen Emanation wie eine Art Gedichtwind, »geschichtsdurchlaufen«, wie Kemény schreibt (S. 31), auftritt – vielleicht die letztendliche Kondition der Poesie auf Erden selbst vertritt, die man

immer dann erspüren kann, sofern man sich ein- und die poetische Parawelt bei sich zulässt.

Beispielhaft zu nennen wären hier, im eingangs erwähnten Listenmodus, die mantraartig rollenden Gedichte *Das allerlangsamste Kamel* oder auch *Das Aufwecken*. Besonders letzteres nimmt eine Ausnahmestellung durch seine direkt vorgebrachte Aufforderung »aufzuwachen« ein, das Aufwachen als eine dringend benötigte Kettenreaktion. »Wenn er wach wird und dich sieht, soll er dich wecken, / sich über dich beugen und dich wecken, / dir sagen: »Wach auf, / auch wenn deine Augen offen sind, wach auf!« (S. 5). Woraus aufzuwachen und wohin zu erwachen, wäre hier die besagte Wippe, die gewiss als Aufruf zur Politisierung verstanden sein darf, das intelligible Poetische nicht nur zu spüren, sondern es auch zu verteidigen, seine veränderliche Immanenz anzuerkennen. Man kann jene Etwas-Präsenz bei Kemény auch hören, im *Garten* zum Beispiel als »den Weg des Apfels« (S. 41), als Geräusch, als das »Echo« der Pflanzenfressenden (S. 23), den ihrer Tätigkeit nachgehenden Tieren, den Grillen, den Zecken. Etwas, ein »mutmaßliches Wesen« hält diesen beharrlichen, wortübertagenden Zustand am Leben (und am Arbeiten, es entsteht Werk), ohne weitere Bedingung. »Das ist mysteriös«, wie Keménys Lyrik konstatiert (S. 24). Allerdings, denn wie man angesichts aktueller politischer Verwerfungen seufzen muss, erfüllt sich solches Notat und stimmt umso nachdenklicher. Das Gedicht, die Poesie (-Kultur) wie auch die Dichtenden müssen sich behaupten gegen aktive (häufig anti-demokratische) Bewegungen, die künstlerische Diversitäten des Dichtbaren/Sagbaren stets weiter zu beschneiden suchen, wo immer sie gelassen werden. Mehrdeutig, beobachtend in der Warte, schreibt Kemény: »Was kaputt geht, / hat prozessual funktioniert« (S. 24) in einem

der zentralen Gedichte der Sammlung namens *Mittag*, dessen Eröffnungsvers dem vorliegenden Band seinen Titel verliehen hat.

Kemény bricht seine doppelt strukturierte Gedichtproduktion jedoch auch auf, an exakt zwei Stellen. Die Gedichte *Slogan* und *Letzte Zeile* treiben als fast weiße Seiten atypisch neben den ausladenderen Formen. Sie beide sind in jeweils konkreten Ahnungen verortet, und ihre Offenheit nach hinten ergibt sich aus ihrem Eingebettetsein im Fluss: »Nur das Wesentliche verlässt nicht das Schiff« (S. 74), »Müllcontainer vor dem Eingang der Hölle« (S. 62). Keménys (Gedichte-)Schiff schaukelt beträchtlich zwischen all den Andeutungen, Ironien und deftigen Feststellungen (»Karl May, der die Windpocken vor sich her treibt«; S. 66) hindurch, schaukelt seine bedichtete Etwas-Entität aber auch auf einem gänzlich eigenen Kurs nach Haus beziehungsweise errichtet sich selbst ein Haus, ein besonderes Haus, das nicht durchgehend beständigen Schutz suggeriert, sondern zum Teil sogar ins Bedrohliche kippen kann, wie in *Razzia*. »[Schaukeln] wie das Wirkliche in seinem Gegenteil« (S. 46) lautet ein Vers aus *Robinsons Grabinschrift*. Schaukelnd unterwegs im poetischen Durchmessen, fallen immer wieder Positionsbestimmungen an, mithilfe dichtender Sextanten: »Hineingeboren werden ist das Werk eines Augenblicks, / sich davon zu befreien, kann man nur mithilfe von Hohn. / Zusammengehören ist der Rest«. (S. 45) Oder »Sag nicht, das Buch der Dinge wäre zu romantisch.« (S. 65). Jene eine wortferne Präsenz, vor der sich Kemény verbeugt, ist in einer ihrer vielen Ausprägungen auch als ein spiritueller Modus zu lesen: »Sei ein Kämpfer, aber lebe dein Leben so, / dass, wenn du mit dem Fahrstuhl hinauffährst, / sich als Gegengewicht die Wahrheit hinabsenkt.« (S. 22).

Was sich in solchen und den vielen anderen poetischen Bildern des Autors anzeigt, ist stets ein Ausschnitt jener mystisch präsenten Entität, wie ein »Körper der schlaflosen Stadt«, den »eine magische Illegalität durchfährt« (S. 55). Eine stille Verschmitztheit liegt in einigen lyrischen Beobachtungen zu denjenigen, die als »Die Gärtner der gebildeten Welt [...] das Laub / von den Spazierwegen blasen« (S. 47), Gärtnern, die sicherlich noch nicht »aufgewacht« sind und die ihre Rolle als zivilisatorische Gegenspieler der poetischen Ineffizienz ausüben. In dem Langgedicht *Hypnotherapie* geht es über mehrere Seiten um eine Untersuchung des alltäglichen Lebens unter der Effizienz einer Welt-wie-wir-sie-kennen: »Sie sind traurig. Nicht unendlich, / nur sehr-sehr traurig.« (S. 48). In dem Text wird unter anderem festgestellt, »dass man die Welt in ein Loch schaufeln kann« (S. 54). Dennoch wäre es einseitig zu behaupten, Kemény liefere lediglich einen Abgesang. Seine Gedichte verhalten sich vielmehr wie der Vogelgesang einer Art, die nie ganz nachgewiesen werden konnte.

»Eine zierliche Bilanz« (S. 78), stellt Monika Rinck in ihrem Nachwort fest.

In diesem Sinne könnte man sagen, dass die unaufdringlichen, genauen Gedichte István Keménys denselben Weg des Widerstands gehen wie eine Wiese: verletzlich, beharrlich, detailreich. Ihre Poetizität liegt in einem anders konstruierten Atem, wie in einer weich vorzustellenden Gotik. Etwas Mythisches, das aus einem Woanders am Werk ist, wird in ihnen verdichtet, bis man es nicht mehr leugnen kann. Und zugleich bekommt man das Gefühl, dieses metaphysische Etwas selbst habe diese Gedichte verfasst, gebe vieldeutig Auskünfte in Versen, die handwerklich vergnüglich zu lesen, in ihrer mitangelegten Schwermut jedoch nicht immer leicht zu schlucken sind. Es sind die Gedichte eines Zeitalters, das seine ganz eigenen Bedrohlichkeiten entwickelt hat. Indem Kemény es literarisch übergibt, ist eine bestimmte Form von Wahrnehmung und Kameraarbeit aus einer Warte geleistet worden. Ein Sinneswerk wird zur Verfügung gestellt. Und es stellt sich eine angeregt-aufgeladene Situation wie vor einer (politischen) Wahl ein. Keménys Gedichte rufen in Erinnerung, dass die Wahl zu haben nach wie vor gegeben ist. »Wach auf!«

Jonis Hartmann

Aus dem IKGS

Berichtszeitraum März 2021 –
September 2021

Erschließung und Zugänglichmachung des Nachlasses von Heinrich Zillich

Seit Anfang des Jahres 2021 arbeitet das IKGS an der Erschließung des Nachlasses von Heinrich Zillich. Ziel des Projektes ist die Erschließung, Zugänglichmachung und Präsentation des archivari-schen und bibliothekarischen Nachlasses des aus Siebenbürgen stammenden Schriftstellers und Vertriebenenfunktionärs. Näheres über das Projekt und erste Ergebnisse finden Sie auf der Webseite www.zillich.hypotheses.org.

Lehrveranstaltung: »Es war einmal ein Vielvölkerstaat. Geschichte Jugoslawiens 1945–1991«

Dr. Angela Ilić hielt im Sommersemester 2021 eine Lehrveranstaltung zur Geschichte Jugoslawiens an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Bei der Online-Veranstaltung »Es war einmal ein Vielvölkerstaat. Geschichte Jugoslawiens 1945–1991« wurden nicht nur verschiedene Aspekte des ehemaligen jugoslawischen Staates, sondern auch das Phänomen der Jugonostalgie in den Nachfolgestaaten thematisiert.

Lehrveranstaltung: »Die symbolische Kodierung des Raumes«

An der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) hielt PD Dr. Tobias

Weger im Sommersemester 2021 eine Lehrveranstaltung zum Thema »Die symbolische Kodierung des Raumes« anhand ausgewählter Beispiele aus Südost-, Ost- und Zentraleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Thematisiert wurden unter anderem kartografische Repräsentationen, »Linguistic Landscapes«, Denkmalsetzungen und -stürze, Orts- und Straßenbenennungen, religiöse Bauten sowie die Umformung der Landschaft durch Krieg und Gewalt.

Online-Lesereihe: »Achtung Literatur!«

Im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Deutschen Kulturzentrums Jassy/Iași fanden von März bis Juli 2021 vier Lesungen in Kooperation mit dem IKGS und dem Nationalmuseum für Rumänische Literatur Iași auf Facebook statt: Am 4. März stellten Anna Rakhmanko und Mikkel Sommer gemeinsam mit der Lektorin Ingrid Baltag ihre neue Graphic Novel *Vasya, dein Opa* vor. Das Buch erzählt eine Geschichte über Gulag und Exil sowie deren Folgen für die Betroffenen und ihre Familien. Am 8. April folgte eine Online-Lesung mit Iris Wolff, die aus ihrem preisgekrönten Roman *Die Unschärfe der Welt* las; Ingrid Baltag moderierte den Abend, und der Grafiker Adrian Serghie untermalte ihn mit Live-Zeichnungen. Am 22. April las Ilija Trojanow aus seinem 2021 ins Rumänische

übertragenen Roman *Macht und Widerstand* und sprach mit IKGS-Mitarbeiterin Dr. Enikő DácZ unter anderem über die dokumentarische Präzision in literarischen Texten. Am 20. Mai endete die Reihe mit der Lesung und dem Gespräch mit Arno Strobel, der aus seinem Roman *Offline las*. Es moderierte der Leiter des Deutschen Kulturzentrums Jassy, Prof. Dr. Alexander Rubel. Alle Lesungen lassen sich auf dem YouTube-Kanal des IKGS aufrufen.

Vortrag: »Das mehrsprachige kulturelle Feld Kronstadt/Braşov/Brassó in der Zwischenkriegszeit«

Am 11. März hielt Dr. Enikő DácZ im Rahmen des virtuellen Workshops zum Projekt »Limbă, ştiinţă şi cultură germană în învăţământul din România (1918–1933). Dezbateri culturale şi politice, conexiuni academice« [Die deutsche Sprache, Wissenschaft und Kultur im rumänischen Schulwesen (1918–1933). Kulturelle und politische Debatten und akademische Verbindungen] einen Vortrag zum mehrsprachigen kulturellen Feld Kronstadt/Braşov/Brassó in der Zwischenkriegszeit.

Vortrag: »Presenting Entangled Histories in the Multiethnic European Cultural Capitals Rijeka, Novi Sad and Timişoara«

Dr. Angela Ilić hielt am 26. März einen Online-Vortrag in kroatischer Sprache im Rahmen der 6. Jahrestagung von ICA-RUS (International Centre for Archival Research) Croatia. In ihrem Vortrag stellte sie die verschiedenen wissenschaftlichen und digitalisierungsbezogenen Initiativen des IKGS zu den aktuellen und zukünftigen Europäischen Kulturhauptstädten Rijeka/Fiume (2020–2021), Neusatz/Novi Sad/Újvidék (2022) und Temeswar/Timişoara/Temesvár (2023) vor.

Internationale Video-Konferenz: »Mit- und Nebeneinander. Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft im südöstlichen Europa«

Von 22. April bis 20. Mai lief die vom IKGS mit der Stiftung Pro Oriente und dem Zentrum für Südosteuropastudien der Universität Graz organisierte Video-Konferenzreihe »Mit- und Nebeneinander. Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft im südöstlichen Europa«. Es fanden in diesem Zeitraum vier Panels auf Deutsch und Englisch statt. Sie befassten sich mit den Themenbereichen »Areas of Cooperation and Conflict: Religious Communities and Civil Society«, »Zugänge der Religionsgemeinschaften im südöstlichen Europa zu Zivilgesellschaft« und »Was bedeutet »Zivilgesellschaft« im Südosten Europas?«. Vonseiten des IKGS wurde die Reihe von Dr. Florian Kühner-Wielach und Dr. Angela Ilić begleitet, die in den verschiedenen Panels auch als Teilnehmerin und Moderatorin auftrat. Einen Bericht über die Veranstaltungsreihe finden Sie in diesem Heft. Die Aufzeichnungen lassen sich auf dem YouTube-Kanal des IKGS aufrufen.

Online-Diskussion: »Populismus ist wieder salonfähig geworden«

IKGS-Direktor Dr. Florian Kühner-Wielach trat am 11. Mai als Moderator in der Online-Diskussion »Populismus ist wieder salonfähig geworden« mit dem YouTuber Mirko Drotschmann und dem Autor wie Politiker Karl Graf Stauffenberg auf. Die Diskussion war Ergebnis einer Kooperation zwischen dem IKGS, dem Kulturamt der Gemeinde Neubiberg und der vhs SüdOst.

Vortrag: »Aus den SchUM-Städten ins östliche Europa. Wege der Aschkenasim im europäischen Mittelalter«

PD Dr. Tobias Weger sprach am 19. Mai im Rahmen einer Online-Veranstaltung

der Landeszentrale für Politische Bildung Rheinland-Pfalz über die jüdische mittelalterliche Migration aus dem Rheingebiet ins östliche Europa. Im Mittelpunkt standen dabei die nach den Anfangsbuchstaben ihrer jüdischen Namen benannten »SchUM«-Städte Speyer, Worms und Mainz. Die Veranstaltung war Teil des Jahresthemas »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«.

Digitale Informationsveranstaltung: »Nach dem Studium ins Ausland?«

Das IKGS lud am 20. Mai gemeinsam mit dem Institut für Deutsch als Fremdsprache der LMU München zur digitalen Informationsveranstaltung »Nach dem Studium ins Ausland? Kulturmanagement im östlichen Europa und in den GUS-Staaten«. Es sprachen dabei Karoline Gil, Leiterin des Bereichs Integration und Medien des Instituts für Auslandsbeziehungen, und Patrick Vosen, IfA-Kulturmanager bei der Deutschen Jugend Transkarpatiens in Munkatsch/Mukatschewo, Ukraine. Johanna Holzer vom Institut für Deutsch als Fremdsprache und IKGS-Direktor Dr. Florian Kühner-Wielach moderierten die Veranstaltung.

Online-Vortrag und Buchpräsentation: »Bekenntnis und Diaspora«

Dr. Angela Ilić stellte am 20. Mai den von ihr herausgegebenen und in der IKGS-Buchreihe veröffentlichten Band *Bekenntnis und Diaspora. Beziehungen und Netzwerke zwischen Deutschland, Mittel- und Südosteuropa im Protestantismus vom 16. bis 20. Jahrhundert* vor. Die Online-Präsentation und der Vortrag fanden im Rahmen der diesjährigen Sitzung der Evangelischen Konferenz für Mittel- und Osteuropa (EKMOE) statt, unter deren Mitgliedern Landeskirchen, Kirchenverbände und Hilfswerkorganisationen vertreten sind.

Online-Vortrag: »Notizen, Reflexionen, Parallelen. Rückblicke auf die deutsche Volksgruppe in Rumänien – ein Ansatz«

Am 28. Mai hielt Dr. Florian Kühner-Wielach einen Online-Vortrag zum Thema »Notizen, Reflexionen, Parallelen. Rückblicke auf die deutsche Volksgruppe in Rumänien – ein Ansatz«. Der Vortrag fand im Rahmen des Workshops »O perspectivă transnațională asupra Grupului Etnic German din România. Dezbateri teoretice și metodologice« [Eine transnationale Perspektive auf die deutsche Volksgruppe in Rumänien. Theoretische und methodologische Debatten] des Historischen Instituts George Barițiu (Rumänische Akademie – Filiale Cluj-Napoca) statt.

Veranstaltungsreihe: »Fahrt- richtung Ost«

Die neue gemeinsame Reihe der Münchner Stadtbibliothek, des Adalbert Stifter Vereins, des Vereins Mittel Punkt Europa und des IKGS stellt Autorinnen und Autoren aus dem mitteleuropäischen Raum vor. Den Auftakt bildete am 20. Juni das Gespräch von Prof. Dr. Marie-Janine Calic mit Dr. Ivan Krastev: »Missverständnisse zwischen Ost- und Westeuropa«. In der zweiten Online-Veranstaltung der Reihe war am 13. Juli der belarussische Autor Viktor Martinovich zu Gast, um mit Claudia Dathe über sein neues Buch *Revolution* zu sprechen. Die Lesungen lassen sich auf dem YouTube-Kanal des IKGS aufrufen.

Verleihung des Spiegelungen-Preises für Minimalprosa 2020

Am 4. Juli fand die Online-Verleihung des *Spiegelungen*-Preises für Minimalprosa 2020 statt. Aufgrund der Pandemie konnte die geplante Live-Verleihung Ende letzten Jahres in Czernowitz/Černivci leider nicht stattfinden, weshalb sie nun online nachgeholt wurde. Zu Gast waren dabei unter anderem die

drei Gewinnerinnen Natalie Buchholz (München), Mariana Codruț (Iași/Jassy) und Halyna Jazenko (Lviv/Lemberg). Die Werke der sechs Zweit- und Drittplatzierten wurden jeweils von einem Kommentar aus einem Partnerland begleitet – verfasst und vorgetragen von den Jurymitgliedern. Die vom Direktor des IKGS Dr. Florian Kühner-Wielach moderierte und gemeinsam mit Dr. Oaxana Matiychuk und Dr. Enikő Dácó koordinierte Veranstaltung lässt sich auf dem YouTube-Kanal des IKGS aufrufen.

IKGS-Podcast »Donauwellen. Der Südostcast« ist gestartet

Am 8. Juli gingen die ersten Episoden des neuen IKGS-Podcasts *DONAUWELLEN. Der Südostcast* online. Im Podcast stellen wir seitdem monatlich neue Themen aus und um das IKGS vor. Es moderiert Dr. Florian Kühner-Wielach. Sie finden den Podcast auf Spotify, YouTube und allen gängigen Podcast-Plattformen sowie auf www.ikgs.de/podcast.

Podiumsdiskussion: »Film und Staat – Filmschaffende in »illiberalen Demokratien««

Im Rahmen des Filmfestivals »Mittelpunkt Europa« fand am 9. Juli die Podiumsdiskussion »Film und Staat – Filmschaffende in »illiberalen Demokratien«« im Sudetendeutschen Haus München statt. Zu Gast waren der ungarische Regisseur Mihály Schwechtje (Budapest) und die polnische Filmhistorikerin Dr. Urszula Biel (Gleiwitz/Gliwice). Es moderierte PD Dr. Tobias Weger, aus dem und ins Ungarische dolmetschte Dr. Enikő Dácó.

Anabasis Online Residency

Von 19. Juli bis 1. August fand im Rahmen eines am Czernowitzer Zentrum Gedankendach angesiedelten und gemeinsam mit dem IKGS verwirklichten interdisziplinären Projektes die Online-

Residenz Anabasis statt. An der von der Lyrik Paul Celans inspirierten Veranstaltung, die vom Projektmitarbeiter des Zentrum Gedankendach Oleh Barasij und der IKGS-Mitarbeiterin Dr. Enikő Dácó koordiniert wird, beteiligten sich zehn Künstlerinnen und Künstler aus Deutschland; die Ergebnisse des Projektes werden im November 2021 präsentiert.

Vortrag: »Colonizing a Central European City. Transnational Perspectives on Braşov/Kronstadt/ Brassó in the First Half of the 20th Century«

Auf der Online-Konferenz »Haunted Landscapes of German Eastern Europe« der Universität Edinburgh von 4. bis 6. August stellte Dr. Enikő Dácó die Ergebnisse des kürzlich abgeschlossenen Projektes zum literarischen Feld Kronstadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor.

Sommerschule: »Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen. Republik Moldau und Bukowina«

Von 22. August bis 12. September fand die Sommerschule »Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen. Republik Moldau und Bukowina« in Kischinau/ Chişinău (Republik Moldau) und Czernowitz/Černivci (Ukraine) statt. Die Sommerschule verfolgt das Ziel, die Teilnehmenden mit den Identitätsdiskursen in der Republik Moldau und der Bukowina bekannt zu machen und ihnen Einblicke zu vermitteln, wie die Identitätsbestimmung unter anderem mittels Sprache in diesen Ländern funktioniert. Hauptorganisator der Sommerschule war das Moldova-Institut der Universität Leipzig. Das IKGS beteiligte sich als Partner.

Dobrukscha-Seminar in Schmerlenbach bei Aschaffenburg

Vom 30. Juli bis 1. August 2021 organisierten das Haus am Maiberg in Heppenheim und der Bessarabiendeutsche Verein e. V. im Tagungshaus Schmerlenbach bei Aschaffenburg ein Dobrukscha-Seminar, bei dem die Migrationserfahrungen der dort einst lebenden Deutschen im Zuge der nationalsozialistischen Umsiedlung 1940, der Flucht aus den Ansiedlungsgebieten 1945 sowie die weiteren Wege in die Bundesrepublik Deutschland, die DDR oder nach Übersee im Mittelpunkt standen. PD Dr. Tobias Weger hielt auf der Tagung mehrere Vorträge zu einzelnen Aspekten dieser Geschichte; weitere Referenten waren Dr. Josef Sallanz (Chişinău) und Michael Panzer (Aschaffenburg).

Nachwuchsseminar: »Fragen der Typologisierung der Stadt im Donau-Karpaten-Raum im langen 18. Jahrhundert«

Im Bildungshaus Retzhof bei Leibnitz (Österreich) fand am 23. September das Nachwuchsseminar »Fragen der Typologisierung der Stadt im Donau-Karpaten-Raum im langen 18. Jahrhundert« statt. Geleitet wurde das Seminar von Prof. Dr. Kurt Scharr (Innsbruck), Dr. Harald Heppner (Graz) und IKGS-Mitarbeiterin Dr. Angela Ilić. Es handelte sich um eine Kooperationsveranstaltung der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa (KKGKDS) mit dem Bukowina-Institut, dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde und dem IKGS; sie fand an die Jahrestagung der KKGKDS geknüpft statt.

Institutsgäste im IKGS

Seit Juli 2021 konnte das IKGS wieder mehrere Stipendiaten begrüßen. Vom 5. bis 30. Juli 2021 forschte Dr. Helmut Herman Bechtel (Fünfkirchen/Pécs) zu

den Erscheinungsformen der biblischen Überlieferung in den deutschsprachigen Minderheitenliteraturen. Dr. Martin Rohde (Halle an der Saale) verbrachte zwei Wochen im August mit Recherchen zu seinem Projekt »Die rumänische Huzulenregion im Blickfeld der ukrainischen Nationalbewegung 1921–1940« im IKGS. Dr. Wolfgang Brylla (Grünberg in Schlesien/Zielona Góra), forschte eine Woche lang im September im IKGS zu ungarischen Geschichtskrimis.

Im Juni forschte Szabolcs János (Großwardein/Oradea) eine Woche lang im IKGS zu sächsisch-ungarischen Literaturdebatten im Zeichen des Transsilvanismus. Gastwissenschaftlerin Ioana Brunet (Bukarest) beendete im Juli ihren zehnmonatigen Aufenthalt im IKGS, wo sie zum Umgang mit deutschem Kulturerbe in der Bukowina forschte. Ivica Lovac (Zadar) verbrachte, zu Donauschwaben-Romanen im kroatischen Kontext forschend, im Juli eine Woche im IKGS.

Der *Klingsor* wird digitalisiert

Das IKGS digitalisiert aktuell die Zeitschrift *Klingsor* und ihre Vorgängerinnen *Das Ziel* und *Das Neue Ziel*, die wohl wichtigste deutschsprachige Zeitschrift der Zwischenkriegszeit im südöstlichen Europa. Geleitet wird das Projekt von IKGS-Bibliothekarin und Archivarin Helene Dorfner. Projektmitarbeiter Michael Kabelka kümmert sich um das Anforderungsprofil für die Digitalisierung, die Rechteeinholung und die Verzeichnung der Metadaten. Die Digitalisate werden mit technischer Unterstützung der UB München voraussichtlich Anfang 2022 in der Deutschen Digitalen Bibliothek online gestellt. Das Projekt »Nutzerorientierte Neustrukturierung der Deutschen Digitalen Bibliothek« wird von der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien im Rahmen des Programms »Neustart Kultur« gefördert.

Digitalisierung und Bereitstellung von Ego-Dokumenten aus dem Archiv des IKGS

Im Rahmen des Projekts Fachinformationsdienst Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, Teilprojekt »Ego-Dokumente« der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) werden ausgewählte Dokumente mit

Personenbezug, wie zum Beispiel Tagebücher aus den Nachlässen von Bernhard Capesius (1889–1981) und seinem Vater Josef Capesius (1835–1918), digitalisiert, mit Metadaten versehen und online präsentiert. Die Dokumente wurden bereits an die BSB übergeben. Die Onlinestellung ist für 2022 geplant.

Publikationen der IKGS-Mitarbeiter

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des IKGS veröffentlichten zuletzt folgende Beiträge:

- Dr. Florian Kühner-Wielach: Nationalismus, Föderalismus und Zentralstaat. Rumänien nach 1918. In: HDO-Journal. Sonderausgabe 2021: »50 Jahre Haus des Deutschen Ostens München«. München 2021.
- PD Dr. Tobias Weger: Flucht und Vertreibung. Die Tschechoslowakei und ihre Nachfolgestaaten. In: Flucht und Vertreibung. Einsichten und Perspektiven. Hg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München 2021, S. 130–141 (auch online: <https://www.blz.bayern.de/meldung/flucht-und-vertreibung-die-tschechoslowakei-und-ihre-nachfolgestaaten.html>).
- PD Dr. Tobias Weger: Ausgewählte volkscundliche Diskurse in Schlesien im langen 19. Jahrhundert. In: Joachim Bahlcke, Roland Gehrke (Hgg.): Epochen – Themen – Methoden. Geschichtsschreibung in Schlesien vom späten 18. Jahrhundert bis 1914. Köln 2021, S. 299–320.
- PD Dr. Tobias Weger: Prag. In: Online-Lexikon für deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa, www.ome-lexikon.uni-oldenburg.de/orte/prag-praha.
- PD Dr. Tobias Weger: Stadt und Konsum im Wandel der Zeiten. In: Sabine Wolfram, Jens Beutmann (Hgg.): Die Stadt. Zwischen Skyline und Latrine. Ein Reiseführer durch die Ausstellung mit Rundgängen mit Tipps und Karten [Katalog zur Ausstellung des Staatlichen Museums für Archäologie Chemnitz, 1.4.–26.9.2021]. Dresden 2020, S. 116–123.
- PD Dr. Tobias Weger: Die Bedrohung der res publica. Überlegungen aus historischer Perspektive. In: Dariusz Komorowski (Hg.): Die Wiederkehr der res publica. Zu literarischen Repräsentationen einer politischen Idee im globalen Zeitalter. Göttingen 2021, S. 17–34.
- PD Dr. Tobias Weger (Hg., mit Heinke Kalinke und Łukasz Bieniasz): Breslau. Freizeit und Konsum. München 2021 (darin: T. W.: Das nasse Element. Vom Badehaus zum Hallenbad, S. 147–168).

Neuerscheinungen des IKGS

Oxana Matiychuk

Rose Ausländers Leben im Wort

Ulm: danube books 2021, 56 Seiten,
EUR 16,00

Wer war Rose Ausländer (geb. 1901 in Czernowitz/Österreich-Ungarn, gest. 1988 in Düsseldorf)? Was macht sie als Persönlichkeit und Autorin so besonders? Mit 15 Jahren erfährt sie, was Exil ist, weil ihre Familie die gemütliche Heimatstadt Czernowitz in der Bukowina während des Ersten Weltkriegs verlassen muss. Als Zwanzigjährige tritt sie aus finanzieller Not die weite Reise in die USA an, um dort das Geld für sich, ihre Mutter und ihren jüngeren Bruder zu verdienen. Rose Ausländer ist eine selfmade woman im wahrsten Sinne des Wortes: finanziell unabhängig, willensstark, unkonventionell in ihrem Denken und Handeln. Eine, die für die große Liebe ihre Ehe aufgibt, deren Lebenswillen weder durch die Inhaftierung als angebliche

US-Spionin durch den sowjetischen Inlandsgeheimdienst NKWD gebrochen wird noch durch die Zeit im Getto. Eine, die unter Heimatverlust leidet und ein Nomadenleben zwischen den Kontinenten führt, die mit 64 Jahren einen erfolgreichen Neustart im Literaturbetrieb wagt. Eine, die sich für bettlägerig erklärt, um ihre verbleibende Lebenszeit nur fürs Dichten zu nutzen. Für Rose Ausländer ist das Schreiben existenziell wichtig, »ein Wort, eine Wortkonstellation« sind für sie »Lebensfragen«.



Oxana Matiychuk: Rose Ausländers Leben im Wort © danube books

DEUTSCH-UNGARISCHE BEZIEHUNGEN VOM MITTELALTER BIS ZUR GEGENWART



Ungarn-Jahrbuch 36 (2020)

Zeitschrift für interdisziplinäre
Hungarologie

Herausgegeben von
Zsolt K. Lengyel

376 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-7917-3229-9
Einzelpreis: € (D) 48,-
Abopreis: € (D) 44,-
auch als eBook

Auswahl der behandelten

Themen: Die Krise 1873 und
Kálmán Széll als Finanzminister

Ungarns ♦ Károly Kratochvil und die Szekler Division 1918/19 ♦ Der Friedensvertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 ♦ Der Ausbau des Exportnetzwerks einer ungarischen Firma auf der Leipziger Mustermesse 1930 ♦ Ungarnflüchtlinge im Freistaat Bayern nach 1956 ♦ Die Oppositionsbewegungen in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik und in der Volksrepublik Ungarn 1977–1989 ♦ Zur Geschichte der volkrechtlichen Forschungen in Ungarn ♦ Die Poesie des Fremden – oder: Die schwierige Schönheit der ungarischen Sprache ♦ Schriftsteller aus dem Königreich Ungarn ♦ Ludwig von Dóczi (1845–1919), der berufene Vermittler zwischen deutschem und ungarischem Schrifttum in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie u.v.m.

 **VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941/92022-0
Fax 0941/92022-330
bestellung@pustet.de

IM WASSER SPIEGELT SICH DAS GANZE LAND



Seen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa

Literarische Annäherungen.
Geographie und Geschichte.
Ökologische Aspekte.

OST-WEST.
Europäische Perspektiven 4/21
80 Seiten, mit Abb., kartoniert
ISBN 978-3-7917-3265-7
€ (D) 6,50
auch als eBook

In der aktuellen Ausgabe
widmet sich die Zeitschrift

OST-WEST den Seen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa sowie in den angrenzenden Regionen. Über einige – wie etwa der Baikalsee in Russland oder den nahezu verschwundenen Aralsee in Zentralasien – wird häufiger berichtet. Ebenso bedeutend sind aber auch kleinere Seen wie z. B. der Ohridsee, durch den die Grenze zwischen Nordmazedonien und Albanien verläuft, oder der Plattensee in Ungarn, die in der Geschichte und kulturellen Entwicklung ihres Landes oder der Region eine wichtige Rolle spielen. Außerdem behandelt werden: der Wörthersee, der Solina-Stausee, die Plitvicer Seen, das Lausitzer Seenland, der Peipussee und Seen unter Eis.



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941/92022-0
Fax 0941/92022-330
bestellung@pustet.de

Die Karpaten – Kontaktzone vielschichtiger Kulturen



Transnationale Karpaten (I)

Spiegelungen 1.21
216 Seiten, kartoniert
ISBN 978-3-7917-3234-3
€ (D) 17,-

Die Karpaten – jene Bergkette, die sich von Tschechien über die Slowakei, Ungarn, Polen, die Ukraine und Rumänien bis hin nach Serbien erstreckt – sind ein

wichtiger geografischer, wirtschaftlicher und kultureller Marker in der zentraleuropäischen Region. In „Transnationale Karpaten I“ wurden bereits folgende Themen behandelt:

Aus dem Inhalt: Appropriationsraum Karpaten – Balthasar Hacquet und das josephinische Blickregime (Benedikt Stimmer) • Gendered Escapes. British Travellers in the Carpathians, 1890s–1920s (James Koranyi) • Eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive auf die ukrainisch-polnische Konkurrenz um die Ostkarpaten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert (Martin Rohde) • The Carpathians between Existentialism and Marxism (Curtis Swope) • Literarische Konstruktion der Karpaten in der siebenbürgischen ungarischen und deutschen Lyrik (Réka Jakabházi) u. v. m.

 VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941/92022-0
Fax 0941/92022-330
bestellung@pustet.de